5

C. I. 5.

20911.

9.

LAMARTINE.

A. v. Lamartine's

sämmtliche Werke.

Uebersetzt

von

G. Herwegh,

Verfasser der „Gedichte eines Lebendigen."

Erster Band.

Mit Lamartine's Bild in Stahlstich.

Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1843.

Ueber die
Bestimmung der Poesie.

Die Bestimmung der Poesie.

Es gibt für den Menschen in der Welt nichts Unbekannteres als eben den Menschen. Die Erscheinungen im Gebiete des Gedankens, die Gesetze der Civilisation, der Fortschritt oder Verfall des Geschlechts sind für ihn Geheimnisse, in die er fast noch gar nicht eingedrungen ist. Weit besser kennt er den Lauf der himmlischen Gestirne, die Millionen Meilen außer dem Bereiche seiner schwachen Sinne dahinrollen, als die irdische Bahn, welche ihn das Schicksal ohne sein Wissen führt; er fühlt sich nach irgend Etwas hingedrängt, aber er weiß nicht, wohin sein Geist strebt; er kann nicht sagen, auf welchem bestimmten Punkte seines Wegs er sich befindet. Fern von dem Ufer ins endlose Meer verschlagen, verzagt der Pilot nicht und kann mittelst des Compasses die Erdlinie bezeichnen, der entlang oder durch die er fährt. Nicht so der menschliche Geist. Der hat außerhalb seiner Nichts, woran er seine Bahn messen könnte, und so oft er sagt: da bin ich, dorthin will ich, ich gehe vorwärts,

schreite zurück, hier stehe ich still; immer findet er, daß er sich selbst belogen und über seine eigene Geschichte getäuscht hat, eine Geschichte, die erst geschrieben wird, wenn er sie längst hinter sich hat, die seine Spur bewahrt, wenn er der Erde sie eingedrückt, die aber nimmermehr seinen Lauf ihm zum Voraus weisen kann. Gott allein kennt das Ziel und den Weg dahin, der Mensch weiß Nichts; ein falscher Prophet weissagt er ins Blaue hinein, und wenn die Zukunft seine Voraussicht Lügen straft, ist er nicht mehr, um die Belehrung vom Schicksal empfangen zu können; er liegt in Nacht und tiefer Ruhe; er schläft seinen Schlaf, und neue Geschlechter schreiben in seinen Staub gleich eitle, gleich flüchtige Träume, wie die seinigen! Religion, Politik, Philosophie, Systeme, über Alles hat der Mensch gesprochen und über Alles sich getäuscht; Alles hat er für unveränderlich gehalten und Alles hat sich verändert; Alles für unsterblich und Alles ward zu nichte; Alles für wahr und Alles hat gelogen. Doch ich will hier nur von der Poesie reden.

Bei meinem Eintritt in die Welt erinnere ich mich nur Eine Stimme gehört zu haben über den unheilbaren Verfall, über den wirklichen starren Tod dieses geheimnißvollen Vermögens des menschlichen Geistes. Es war die Periode des Kaiserreichs, die Zeit, da die materialistische Philosophie des 18. Jahrhunderts

Fleisch geworden war im öffentlichen und häuslichen Leben. All diese Zahlenmenschen, die damals allein das Wort führten und uns, uns junge Seelen, unter der unerträglichen Tyrannei ihrer Triumphe zermalmten, glaubten für immer auch in uns erstickt zu haben, was sie selbst in der That in sich geschändet und getödtet hatten, jedes höhere, göttliche, harmonische Gefühl. Wer sie nicht selbst miterlebt, dem vermag keine Feder den Bettelstolz jener Epoche zu schildern. Es war das satanische Lächeln eines höllischen Geistes, wenn er ein ganzes Geschlecht erniedrigt, die Begeisterung eines ganzen Volkes bis auf die Wurzel ausgerissen, eine Tugend in der Welt getödtet hat; diese Menschen hatten ein und dasselbe Gefühl siegreicher Ohnmacht im Herzen und auf den Lippen, wenn sie zu uns sprachen: Liebe, Philosophie, Religion, Begeisterung, Freiheit, Poesie, all das taugt Nichts. Berechnung und Gewalt, Zahl und Degen — das ist das Wahre. Wir glauben nur, was sich beweisen, wir fühlen nur, was sich greifen läßt; die Poesie ist mit dem Spiritualismus, dessen Tochter sie war, gestorben: und sie hatten Recht, sie war gestorben in ihren Seelen, gestorben in ihrem Geiste, gestorben in ihnen und um sie herum. Es war ein sicherer, prophetischer Instinkt für ihr Schicksal, wenn sie bei dem Gedanken zitterten, die Poesie möchte mit der Freiheit

wieder in der Welt erwachen; die kleinsten Wurzeln derselben, die unter ihren Füßen Schößlinge trieben, wurden von ihnen zernichtet, in ihren Schulen, in ihren Lyceen, in ihren Gymnasien, in allen ihren militärischen und polytechnischen Erziehungsanstalten. Allem wurde aufgeboten gegen dieses Erwachen des moralischen und poetischen Gefühls; es war ein allgemeiner Krieg der mathematischen Wissenschaften gegen den Gedanken und die Poesie. Die Zahl und nur die Zahl war erlaubt, geehrt, beschützt, belohnt. Die Zahl widerspricht nicht, sie ist ein wunderbar gefügiges Werkzeug der Tyrannei, es ist ihr völlig gleichgültig, wozu man sie braucht, sie fragt nicht, ob man sich ihrer zur Unterdrückung des menschlichen Geschlechts oder zu seiner Befreiung, zur Tödtung oder zur Lebendigmachung des Geistes bedienen will. Darum verlangte auch der kriegerische Herr dieser Epoche keinen andern Boten, keinen andern Diener, und dieser Diener diente ihm sehr gut. Es gab nicht Eine Idee in Europa, die er nicht unter seine Füße getreten, nicht Einen Mund, den seine bleierne Hand nicht zugehalten hätte. Seit der Zeit fürchte ich mich ordentlich vor der Zahl, dieser Negation des Gedankens, und es blieb mir gegen jene ausschließliche, eifersüchtige Herrschaft der Mathematiker das gleiche Gefühl und ich habe den gleichen Schrecken davor, den der Galeeren-

sklave vor den harten eisigen Fesseln behält, in die seine Glieder geschmiedet waren, und deren Kälte und schmerzerregenden Druck er stets zu fühlen glaubt, wenn er das Klirren einer Kette vernimmt. Die Mathematiker waren die Fesseln des menschlichen Gedankens. Ich athme wieder auf; sie sind gebrochen!

Zwei große Genien, die die Tyrannei mit unruhigem Auge bewachte, protestirten gegen das Todesurtheil, welches über Seele, Geist und Poesie gesprochen war, Frau von Staël und Herr von Chateaubriand. Frau von Staël, ein männlicher Genius in einem weiblichen Körper: ein Geist, gedrängt und getrieben von der Ueberfülle seiner Kraft, unruhig, leidenschaftlich, hochherziger, rascher Entschlüsse fähig, die in dieser Atmosphäre der Feigheit und Sklaverei nicht athmen konnte, sondern mehr Raum und Luft für sich verlangte, die wie ein Magnet Alle an sich zog, in denen ein Gefühl des Widerstands und bittern Unwillens glühte, an sich, die leibhaftige Verschwörung, gleich fähig, die größten Geister gegen jene Tyrannei der herrschenden Mittelmäßigkeit aufzuwiegeln, wie den Dolch in die Hände der Verschworenen zu drücken oder sich selbst ihn in das Herz zu bohren, um ihrer Seele wenigstens die Freiheit zu geben, die sie der ganzen Welt hätte geben mögen. Ein auserwähltes, bevorzugtes Geschöpf, wie

die Natur kein zweites hervorgebracht. Corinne und Mirabeau in Einem! Ein gewaltiger Volksredner mit dem zarten, theilnehmenden Herzen einer Frau; eine anbetungswürdige Frau voll des reinsten Mitgefühls mit dem Geiste der Gracchen und der Hand des letzten der Catone! Als sie keinen hochherzigen Aufschwung in ihrem Vaterlande bewirken konnte, aus dem man sie verstieß, wie man einen Funken aus einer Strohhütte entfernt, suchte ihr Geist eine Zuflucht in England und Deutschland, wo damals allein noch echtes moralisches, poetisches und philosophisches Leben blühte, und schleuderte von hier jene erhabenen, heißblütigen Zeilen in die Welt, deren Verbreitung die Polizei verbot, die schon die Gedankenzölle an der Grenze vernichteten, die die Tyrannei durch ihre hohen Getreuen verlästern ließ, von denen aber dennoch manches Stück ihren schänderischen Händen entging und zu uns gelangte, über unsern geistigen Zerfall uns zu trösten und unsern Ohren und Herzen von fern her die göttliche Luft der Poesie und Freiheit zuzuführen, die wir unter der Taucherglocke der Sklaverei und Mittelmäßigkeit nicht einathmen konnten.

Herr von Chateaubriand, damals ein weit schwärmerischerer und anmuthigerer Geist, das harmonische, zauberhafte Gedenkbuch einer Vergangenheit, über deren Asche wir hinschreiten und deren Seele wir in

ihm wiederfinden; eine homerische Phantasie, mitten in unsere sociale Umwälzung geworfen, ähnlich den prächtigen Säulen von Palmyra, die aufrecht, im alten Glanze, ohne Risse und ohne Makel unter den schwarzen, zerrissenen Zelten der Araber stehen, um uns ein Monument, das nicht mehr ist, ahnen, bewundern und beweinen zu lassen. Ein Mann, der den Funken des heiligen Feuers im Schutte des Allerheiligsten, in den noch rauchenden Trümmern der christlichen Tempel aufsuchte, die Zerstörer selbst durch Appellation an ihr Mitleid, die Gleichgültigen durch seinen Geist hinriß, der im Herzen die Dogmen wieder fand und der Einbildungskraft Glauben verschaffte! Die Worte Freiheit und politische Tugend klangen uns aus seinen durchweg poetischen Schriften seltener und weniger pomphaft entgegen, er war nicht der Dante eines unterdrückten Florenz, er war der Tasso eines verlorenen Vaterlands, einer geächteten Königsfamilie, der von seiner getäuschten Liebe, seinen zerstörten Altären, seinen zerfallenen Thürmen, seinen verbannten Göttern und Königen sang, sang in die Ohren der Achtserklärer an den Ufern der heimathlichen Ströme; aber seine weite, hochherzige Seele verlieh den Gesängen des Dichters Etwas von der Würde des Bürgers.

Er wußte jede gute Faser unserer Brust zu erregen, jeden Gedanken zu veredeln, unsere Seelen zu

erwecken; genug, um den Schlaf unserer geistigen Kerkermeister zu beunruhigen. Ich weiß nicht, wie es geschah, sie ahnten in diesem Manne einen Rächer, der sie wider Willen bezauberte. Sie wußten, daß alle edlen Gefühle einander nahe berühren und verwandt sind, und daß an Herzen, in denen religiöses Gefühl und männliche unabhängige Gedanken schlagen, ihre Tyrannei Richter und die Freiheit Mitverschworene finden werde. — Seit jenen Tagen habe ich sie geliebt, diese zwei geflügelten Geister, die bei meinem Eintritt in das Leben mir begegneten und Trost einsprachen. Staël und Chateaubriand — diese zwei Namen füllen viel Leere aus und machen viel Schatten licht. Sie waren für uns zwei lebendige Protestationen gegen die Unterdrückung des Geistes und Herzens, gegen die Dürre und Schlechtigkeit des Jahrhunderts; sie waren unsere Nahrung in unsern einsamen Hütten, das geheime Labsal unserer gebeugten Seelen; sie hatten Bruder- und Schwester-Rechte an uns, sie waren von unserem Blute, wir von dem ihrigen, und es sind vielleicht keine Zwei unter uns, die ihnen nicht verdanken, was sie waren, was sie sind oder was sie sein werden. —

Damals lebte ich allein, das Herz voll niedergehaltener Gefühle und poetischer Täuschungen; bald in Paris, unter jener Masse mich verlierend, die nur

noch aus Höflingen oder Soldaten bestand; bald in Rom, wo man kein anderes Geräusch hörte als das von Steinen, die in die öden, verlassenen Straßen herabfielen; bald in Neapel, wo der ruhige Himmel, das blaue Meer, die duftende Erde mich wohl berauschen, aber nicht einschläfern konnten, und wo stets eine innere Stimme mir sagte, daß es etwas Lebendigeres, Edleres, Köstlicheres für die Seele gebe, als jenen Taumel der Sinne und die wollüstige Weichlichkeit der italienischen Musik und Liebe. Noch öfter ging ich aufs Land, den melancholischen Herbst in der einsamen Wohnung meiner Eltern zu verbringen, im Frieden, in Ruhe, in häuslicher Heiligkeit, unter den süßen Eindrücken des Stilllebens. Bei Tage lief ich im Walde umher, Abends las ich, was ich in den alten Schränken der Familienbibliothek fand. — Hiob, Homer, Virgil, Tasso, Milton, Rousseau, besonders aber Ossian und Paul und Virginie; das waren meine Lieblingsbücher, die dort in der Einsamkeit die Sprache meines Herzens redeten; eine Sprache voll Harmonie, Bildern und Leidenschaften; ich lebte bald mit dem einen, bald mit dem andern, und nahm ein zweites nur zur Hand, wenn ich das erste so zu sagen erschöpft hatte. So lange ich lebe werden mir jene Sommertage unvergeßlich bleiben, da ich an einer lichteren Stelle des Waldes im Grase liegend, im Schatten

eines alten wilden Apfelbaums das befreite Jerusalem las, unvergeßlich jene hundert Herbst- und Winter-Abende, an denen ich über die Hügel schweifte, wenn sie bereits mit Reif und Nebel bedeckt waren, Ossian oder Werther als Begleiter bei mir. Bald gehoben durch einen innern verzehrenden Enthusiasmus, über die Haide stürmend, wie von einem Geiste getragen, der meine Füße hinderte, den Boden zu berühren. Bald auf einem bemoosten Felsen sitzend, die Stirn in die Hände gestützt und mit einem namenlosen Gefühle der durchdringenden klagenden Stimme des Windes zuhorchend oder dem Zuge schwerer Wolken, die an den Spitzen der Berge sich brachen; oder der hellen Stimme der Lerche, die, immer singend, vom Sturmwind in die Höhe gerissen wurde, wie meine Seele von den übermächtigen Gedanken. Ob diese Eindrücke freudiger oder trauriger Natur, ob sie süß oder schmerzvoll waren? Ich kann es nicht entscheiden, sie nahmen alle Gefühle zumal in Anspruch. Da waren Liebe und Religion, Ahnungen des Jenseits, ernst und beseligend, wie sie, Entzücken und Niedergeschlagenheit, weite lichte Horizonte und Abgründe von Finsterniß, Freude und Thränen, Zukunft und Verzweiflung! Hier war die Natur, wie sie mit ihren tausend Stimmen zum unverdorbenen Herzen des Menschen sprach; hier war, mit einem Worte, Poesie.

Ich versuchte hie und da, diese Poesie in Versen auszudrücken, aber diese Verse — ich kannte Niemand, dem ich sie hätte zeigen können. Manchen Tag las ich sie mir selbst vor und fand dann zu meinem Erstaunen, zu meinem Schmerze, wie sie so wenig mit denen gemein hatten, die ich in den verschiedenen Gedichtsammlungen gelesen. Ich dachte bei mir: Man wird sie nicht lesen wollen, sie werden der Welt fremdartig, sonderbar, sinnlos vorkommen, und verbrannte sie, nachdem sie kaum niedergeschrieben waren. So habe ich ganze Bände dieser ersten form- und gestaltlosen Herzenspoesie vernichtet und ich habe wohl daran gethan; man würde sie heut zu Tage lächerlich finden und ob ihrer Verachtung alles literarischen Herkommens durch augenblickliches Vergessen strafen. Was ich nun seither geschrieben habe, ist nicht viel besser; doch sind die Zeiten anders. Die Poesie ist wieder zurückgekehrt nach Frankreich mit der Freiheit, dem Gedanken und dem regeren, geistigen Leben, das uns die Restauration brachte. Es scheint, die Rückkehr der Bourbonen und der Freiheit nach Frankreich habe der gedemüthigten, verschlafenen Literatur frisches Blut und eine neue Seele gegeben; und wir sahen damals in der Poesie und Philosophie eine Menge berühmter Namen auftauchen, die noch heute unsere Akademieen zieren und herrliche Mittelglieder im

Uebergange einer Epoche in die andere bilden. Wer hätte mir damals gesagt, fünfzehn Jahre später werde der Geist der französischen Jugend von Poesie überströmen, eine solche Menge von Talenten, so verschieden und eigenthümlich werde in dem todten, kalten Lande sich erheben; die Pressen ins Unendliche vervielfacht, werden nicht mehr hinreichen, die glühenden Ideen einer Schaar von jungen Autoren in alle Welt zu verbreiten; die Dramen werden vor der Thüre der Schauspielhäuser sich drängen; der religiöse, lyrische Geist einer ganzen Generation christlicher Barden werde eine neue Sprache ersinnen, um eine seither unbekannte Begeisterung zu enthüllen; die Freiheit, der Glaube, die Philosophie, die Politik, die ältesten wie die neusten Lehren werden am hellen Tag streiten, mit Geist, mit Ruhm, mit Geschick, mit Leidenschaft, und diese tausendfältige Mischung der besten Intelligenzen werde in Frankreich und in der Welt eine Bewegung hervorrufen, so schön und großartig, wie keines der früheren Jahrhunderte eine erlebt? Und hätte mir damals Jemand so Etwas gesagt, ich würde es nicht geglaubt haben, und doch ist dem so. Die Poesie war also in den Gemüthern nicht erstorben, wie man in jener Zeit des Skepticismus und der Mathematik ausgesprengt hat, und ist sie damals nicht gestorben, so wird sie niemals sterben.

Während der Mensch selbst nicht stirbt, sollte das schönste Vermögen des Menschen sterben können? Was ist nun aber eigentlich die Poesie? Sie läßt sich, wie Alles, was göttlich in uns ist, nicht in Ein Wort und nicht in tausend Worte fassen. Sie ist die Offenbarung der geheimsten Herzensregungen, der göttlichsten Gedanken des Menschen; die Offenbarung alles dessen, was die sinnliche Natur an Pracht der Bilder, an Melodie der Töne aufzuweisen hat! Sie ist Gefühl und Empfindung zugleich, Geist und Materie, und deßwegen die allervollkommenste Sprache, die Sprache, die den Menschen in seiner ganzen Menschlichkeit erfaßt, Idee für den Geist, Gefühl für die Seele, Bild für die Phantasie, Musik für das Ohr! Eben darum schlägt auch diese Sprache, wenn sie gut gesprochen wird, ein in den Menschen wie der Blitz und bezwingt ihn mit unwiderstehlich überzeugender Gewalt, oder verzaubert ihn, wie ein Liebestrank, und wiegt ihn ein in süßes Entzücken, gleich einem Kind in der Wiege, durch den verwandten Ton der Mutterstimme! Eben darum kann auch der Mensch nicht viel Poesie schaffen und ertragen; denn sie nimmt sein ganzes Wesen in Anspruch, seinen Geist und seine Sinne, erhöht und steigert zugleich beide Seiten der Menschlichkeit, Gedanken durch Gedanken, Sinne durch sinnliche Empfindungen, sie erschöpft ihn, sie versenkt ihn

bald, wie jeder zu starke Genuß, in eine wollüstige Ohnmacht, und läßt ihn in wenig Versen, in wenig Augenblicken die ganze Tiefe seines Gemüths, die ganze Kraft seiner Sinnlichkeit, seine ganze Doppelnatur offenbaren. Die Prosa hat es nur mit dem Gedanken, die Poesie mit Gedanken und Empfindung zugleich zu thun. So geheimnißvoll, so ursprünglich diese Sprache ist oder vielmehr gerade, weil sie so geheimnißvoll, so ursprünglich ist, wird sie niemals sterben! Sie ist nicht, wie man Trotz der Gegenbeweise aller Zeiten immer noch zu behaupten wagt, sie ist nicht allein die Sprache der Kindheit der Völker, das Lallen des menschlichen Verstandes; sie ist die Sprache aller Jahrhunderte, naiv und einfach in der Wiege der Nationen, eine geschwätzige Märchenfreundin, wie die Amme am Bette des Kindes, Liebes- und Hirten-Poesie bei jungen Hirtenvölkern, kriegerisch und episch bei kriegerischen, eroberungslustigen Horden mystisch, lyrisch, prophetisch oder didaktisch in den Theokratieen Egyptens oder Judäas; ernst, philosophisch, verführerisch in den Zeiten der vorgerückteren Bildung Roms, Florenz, unter Ludwig XIV.; wild tobend, das Haar fliegend in den Epochen des Zerfalls und allgemeiner Auflösung; melancholisch, unbestimmt, schüchtern und kühn zugleich in den Tagen socialer Wiedergeburt und Wiederherstellung, wie

gegenwärtig! später, im Alter der Völker, ernst, düster, klagend und muthlos wie sie; in ihren Strophen sprechen sich trübe Ahnungen, phantastische Träume von den letzten Weltkatastrophen und feste, göttliche Hoffnungen auf eine Wiedererhebung der Menschheit unter einer andern Gestalt zu gleicher Zeit aus. Das ist die Poesie. Sie ist der Mensch selbst, der getreuste und natürlichste Ausdruck seiner verschiedensten Empfindungen, das innere Echo aller Eindrücke, die er von außen empfängt, sie ist die Stimme der denkenden und fühlenden Menschheit, durch bestimmte auserwählte Menschen repräsentirt, Menschen nicht im gewöhnlichen Sinne, sondern mens divinior, die hoch über dem unklaren, verworrenen Treiben der Geschlechter stehen und sie überdauern, dabei aber der Nachwelt ein Zeugniß übermachen von den Leiden und Freuden derselben, von ihren Thaten und Gedanken. Diese Stimme wird nie in der Welt ersterben; denn nicht der Mensch ist es, der sie erfunden hat. Gott selbst hat sie ihm gegeben, und sie ist der erste Schrei, der von der Menschheit zu ihm aufgestiegen. Sie wird auch der letzte sein, den der Schöpfer von seinem Geschöpfe hören wird, wenn er seinen Leib zerschlägt. Sie kam von Gott und wird wieder zu Gott zurückkehren.

Eines Tages hatte ich mein Zelt auf einem steinigten Felde aufgeschlagen, wo einige knotigte, unge-

stalte Olivenstämme standen, unter den Mauern Jerusalems, ein paar hundert Schritte vom Thurm Davids, etwas oberhalb der Quelle von Siloah, die noch immer in ihr altes Becken sich ergießt, nicht weit vom Grabe des königlichen Poeten, der sie so oft besungen hat. Die hohen schwarzen Terrassen, die einst Salomo's Tempel trugen, erhoben sich zu meiner Linken, gekrönt mit den drei blauen Helmdächern und kleinen ehernen Säulen der Moschee Omar's, die heut zu Tage über den Trümmern von Jehovah's Hause sich hinzieht; die Stadt Jerusalem, in der damals die Pest wüthete, war übergossen von unzähligen blendenden Sonnenstrahlen, die sich wiederspiegelten an den tausend Domen, dem weißen Marmor, den reich mit Gold verzierten steinernen Thürmen, an den Mauern, wie geglättet durch Jahrhunderte und die Winde vom todten Meer her. Kein Geräusch ließ sich in der stummen, todten Stadt vernehmen, die dastand, wie das Lager eines Sterbenden; die großen Thore waren offen und von Zeit zu Zeit erblickte man den weißen Turban und den rothen Mantel eines arabischen Soldaten, eines überflüssigen Wächters dieser verlassenen Thore; keine Seele ging heraus, keine Seele hinein. Nur der Morgenwind wirbelte den Staub der Straße in die Höhe und gewährte mir einen Augenblick die Illusion eines Caravanenzugs. Sobald er aber nachließ und an den Zinnen

des Thurmes von Pisa oder in den drei Palmen vor Caiphas Hause erstarb, fiel der Staub wieder nieder, und ich sah von Neuem in eine Wüste, in der ich keines Kameels, keines Maulthiers Tritte vernehmen konnte. Von Viertelstunde zu Viertelstunde öffneten sich die eisernen Flügel sämmtlicher Thore Jerusalems und wir sahen die Todten, die die Pest hinweggerafft hatte, je von zwei Sklaven auf einer Bahre herausgetragen und in die rings um uns geöffneten Gräber legen. Zuweilen folgte den Gestorbenen ein langer Zug von Türken, Arabern, Armeniern, Juden, die unter Gesang an den Olivenbäumen vorüberschritten und dann wieder langsam und stille in die Stadt zurückkehrten. Meistens aber waren die Todten allein, und wenn die zwei Sklaven einen Gestorbenen in sein letztes Ruhebett gelegt und mit Palmzweigen, Sand oder Erde ihn bedeckt hatten, setzten sie sich auf den frischen Leichenhügel, theilten seine Kleider unter sich, zündeten ihre langen Pfeifen an, rauchten und sahen gemüthlich zu, wie der Rauch aus ihren Chibouks in blauen kleinen Säulen emporstieg und sich so hübsch in der klaren, reinen, durchsichtigen Luft des Herbsttages verlor. Zu meinen Füßen dehnte sich das Thal Josaphat aus, wie ein weites Grab; der beinahe ausgetrocknete Kidron zog sich als weißer Faden hindurch, voll großer Kiesel die ihn begrenzenden Hügel zu beiden Seiten erschienen

ganz weiß von Grabmälern und ausgehauenen Turbanen, osmanischen Andenkens. Etwas weiter zur Rechten senkte sich der Oelberg herab und ließ zwischen den zerstreuten vulkanischen Kegeln der Berge Jericho's und Saint-Sabba's den Horizont durchblicken und ihn wie eine Luftlandschaft zwischen den Wipfeln der vielgestaltigsten Cypressen hinziehen. Man mußte unwillkürlich die Augen dahin richten; es schimmerte uns mit seinem bläulichen Bleiglanze das todte Meer entgegen, das am Fuße dieser Berge lag. Weiter hinten begrenzte die blaue Bergkette des steinigten Arabiens den Horizont. Begrenzen ist eigentlich nicht das passendste Wort; denn diese Berge erscheinen durchsichtig, wie Krystall, und man sah oder glaubte wenigstens dort drüben einen neuen unbestimmten, gestaltlosen Horizont mitten in der blauen und purpurfarbigen Luft zu sehen.

Es war Mittag, die Stunde, wo der Muezin auf der höchsten Galerie des Minarets nach der Sonne schaut und die Stunde und das Gebet für alle Stunden singt. Eine lebendige, seelenvolle Stimme, die versteht, was sie sagt und was sie singt, nach meinem Dafürhalten weit ausdrucksvoller, als der dumpfe, sinnlose Klang der Glocken auf unsern Kathedralen. Meine Araber hatten meinen Pferden, die da und dort an meinem Zelte angebunden waren, aus dem Ziegenfellsacke Gerste gegeben; die schönen edlen Thiere waren mit ihren

Füßen an eiserne Ringe angekettet und standen unbeweglich da, den Kopf gesenkt und von der langen, dichten Mähne beschattet, ihre gräuliche Haut glänzend und dampfend unter den Strahlen der brennenden Sonne. Die Männer selbst hatten sich im Schatten des breitesten Oelbaumes gelagert; sie saßen auf einem damastenen Teppich, rauchten, erzählten sich Geschichten der Wüste oder sangen Lieder von Antar. Antar ist der Typus des wandernden Arabers, zugleich Hirte, Krieger und Dichter, der in seinen Nationaldichtungen die ganze Wüste besungen hat; episch wie Homer, klagend wie Hiob, verliebt wie Theokrit, philosophisch wie Salomo. Seine Verse, die die Einbildungskraft der Araber einschläfern und aufregen, wie der Tabaksdampf im Narguilé,* klangen mir in Kehllauten aus der belebten Gruppe entgegen, und wenn der Dichter eine besonders empfindliche Saite der Herzen dieser wilden, aber sehr gefühlvollen Menschen getroffen hatte, vernahm ich ein leises Flüstern ihrer Lippen; sie falteten die Hände, erhoben sie über das Haupt, verneigten sich und riefen der Reihe nach: Allah! Allah! Allah! Einige Schritte von mir weinte eine junge Türkin auf dem Grabhügel ihres Mannes, neben einem jener kleinen Denkmale von weißem Steine, mit denen die

* Pfeife, in der der Tabakrauch durch Wasser gezogen wird, ehe er in den Mund kommt.

Hügel um Jerusalem wie übersät sind. Sie war höchstens 18 — 20 Jahre alt und ich habe noch nie ein so hinreißendes Bild des Schmerzes gesehen. Ihr Gesicht, dessen Anblick der zurückgeschlagene Schleier mir vergönnte, hatte die reine Linie der schönsten Köpfe des Parthenon, zugleich aber auch die Zartheit, Anmuth, das wollüstige Schmachten der Frauen Asiens, eine weiblichere, liebenswürdigere, bezaubernderere Schönheit, als die strenge, männliche Schönheit der griechischen Statuen. Ihre Haare, golden blond, wie das Metall bei den antiken Statuen, eine im Lande der Sonne, von dem sie gleichsam ein Abglanz, sehr hochgestellte Farbe, ihre Haare fielen in losen Flechten über Hals und Rücken und fegten im buchstäblichsten Sinne den Boden; ihr Busen war völlig bloß, wie es bei den Frauen in diesem Theile Arabiens gewöhnlich ist, und wenn sie sich bückte, den steinernen Turban zu umfassen oder ihr Ohr ans Grab zu legen, berührten ihre nackten Brüste die Erde und ließen im Staube einen Abdruck zurück, wie der schöne Busen der todten Atala sich noch im Sande des Grabhügels abdrückt, nach der unvergleichlichen Dichtung des Herrn von Chateaubriand. Sie hatte das Grab und die Erde mit den mannigfaltigsten Blumen geziert, ihre Kniee ruhten auf einem schönen Teppich von Damast und auf diesem standen einige Blumenvasen und ein Korb mit Feigen und

Gerstenbroden, denn diese Frau mußte so hier den ganzen Tag mit Weinen zubringen. Ein Loch, das in die Erde gegraben war und wodurch sie wahrscheinlich mit dem Ohre des Todten korrespondiren wollte, diente ihr als Sprachrohr in die andere Welt, wo der schlief, den sie hier heimsuchen wollte. Von Zeit zu Zeit neigte sie sich gegen diese kleine Oeffnung, sang, von Thränen mehrmals unterbrochen, einige Lieder, legte das Ohr wieder an die Oeffnung, als ob sie eine Antwort vernehmen wollte, sang und weinte alsdann von Neuem. Ich hätte gern erfahren, was sie vor sich hin sprach und was bis zu mir herüber klang; aber mein Dolmetscher verstand ihre Worte entweder nicht oder konnte sie mir nicht verständlich machen. Wie ich das bedaure! Welche Geheimnisse von Schmerz und Liebe, welche Seufzer mit dem Inhalt eines ganzen Lebens zweier Liebenden, die einander entrissen wurden, müssen diese verworrenen, in Thränen gebadeten Worte enthalten haben! Ach! könnte je irgend Etwas einen Todten auferwecken, solche Worte von solchen Lippen hätten es vermocht!

Ein Paar Schritte von dieser Frau spielten unter einem Stücke schwarzen Tuches, das als Sonnenschirm über zwei in die Erde gesteckte Rohre gespannt war, ihre zwei kleinen Kinder mit drei schwarzen abyssinischen Sklavinen, die, wie ihre Gebieterin, auf einem

Teppiche, der über den Boden gespreitet war, saßen und standen. Alle drei waren jung und schön, von freien, ungezwungenen Formen, mit der Habichtsnase der abyssinischen Neger, und hatten sich in den verschiedensten Stellungen gruppirt, drei Statuen gleich, die aus einem Blocke gehauen sind. Die eine hatte ein Knie auf dem Boden und hielt auf dem andern eines der Kinder, das seine Aermchen nach seiner weinenden Mutter ausstreckte; die andere hatte, wie Canova's Magdalena, die Hände gefaltet und ihre beiden Beine auf der blauen Schürze untergeschlagen; die dritte stand ein wenig gegen die beiden ersten geneigt, ihren Körper hin und her balancirend, und wiegte das jüngste der Kinder, das sie vergeblich einzuschläfern sich bemühte, an ihrer kaum sichtbaren Brust hin und her. Wenn das Schluchzen der jungen Wittwe von den Kindern vernommen wurde, fingen auch diese an zu weinen und die drei Schwarzen sangen alsdann, nachdem sie vorher das Schluchzen ihrer Gebieterin ebenfalls erwiedert hatten, die Schlummer- und Wiegenlieder ihrer Heimath, um die Kinder zu beruhigen. — Es war Sonntag; auf zweihundert Schritte, hinter den hohen, dicken Mauern Jerusalems, hörte ich von der schwarzen Kuppel des griechischen Klosters her das ferne schwache Echo des Vespergesanges. Davids Hymnen und Psalmen wurden jetzt, nach dreitausend

Jahren, von fremden Stimmen in einer neuen Sprache von denselben Hügeln herabgesungen, deren Anblick einst den königlichen Dichter dazu begeistert hatte. Ich sah auf den Terrassen des Klosters einige alte Mönche vom heiligen Lande hin und her gehen, das Breviarium in der Hand und dieselben Gebete vor sich hin sagend, die schon so manches Jahrhundert in so verschiedenen Sprachen und Rythmen gesprochen wurden.

Und auch ich war da, um von Allem dem zu singen, um die Welt an ihrer Wiege kennen zu lernen, den unbekannten Gang einer Religion, einer Civilisation bis an die Quelle zu verfolgen, um vom Geiste des Orts und dem geheimnißvollen Sinne geschichtlicher Denkmale da mich begeistern zu lassen, wo der Ausgangspunkt der modernen Welt ist, um der ernsten, gedankenschweren Poesie der vorgerückten Epoche, in der wir leben, eine Fülle wahrhafterer Weisheit, tieferer Philosophie zu verleihen.

Jene Scene, von der ich zufällig Zeuge war und die ich als eine meiner tausend Reiseerinnerungen hier aufbewahre, vergegenwärtigte mir fast vollständig den Verlauf und die verschiedenen Gestalten der ganzen Poesie: die drei schwarzen Sklavinen, die mit den naiven, gedankenlosen Liedern ihrer Heimath die Kinder einwiegten, die Hirten- und Natur-Poesie in der Kindheit der Völker; die junge türkische Wittwe, die

das Andenken ihres Mannes durch so rührende Gesänge feierte, die elegische, leidenschaftliche Poesie, die Poesie des Herzens. Die Soldaten und Araber, die Antar's kriegerische, verliebte, märchenhafte Lieder sangen, die epische und kriegerische Poesie der Nomaden- und eroberungslustigen Völker; die griechischen Mönche, die auf ihren einsamen Terrassen Psalmen sangen, die heilige und lyrische Poesie in den Zeiten religiösen Enthusiasmus. Ich selbst unter meinem Zelte in Nachdenken versunken und über Gott und Welt Betrachtungen anstellend, repräsentirte die Poesie der Philosophie und des Gedankens, Tochter einer Epoche, in der die Menschheit selbst sich das größte Studium ist, in der sie ihr eigenstes Wesen auch in den harmlosesten Gesängen ausspricht.

Ich hatte die ganze Poesie der Vergangenheit vor mir; wie aber wird sie in der Zukunft sich gestalten?

Ein anderes Mal, zwei Monate später, hatte ich den mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Sannim erklommen und war von dem cederngekrönten Libanon in die öde, unfruchtbare Wüste von Heliopolis herabgestiegen. Am Schlusse eines langen, mühseligen Tages trat ziemlich weit vor uns aus dem Schatten der Berge, an einem der letzten Ausläufer des Antilibanon, eine unübersehbare Masse gelber Ruinen hervor, die von der untergehenden Sonne

vergoldet wurden und ihre letzten Strahlen zurückwarfen. Unsere Führer wiesen mit den Fingern darauf hin und riefen: Balbek! Balbek! In der That war es das Wunder der Wüste, das fabelhafte Balbek, das in allem Glanze aus seinem unbekannten Grabe stieg, um uns von Zeiten zu erzählen, deren Andenken die Geschichte uns nicht aufbewahrt hat. Wir ritten langsam auf unsern ermüdeten Pferden vorwärts, die Augen stets auf die Riesenmauern und die schimmernden kolossalen Säulen gerichtet, die immer höher und breiter zu werden schienen, je mehr wir uns ihnen näherten. Das tiefste Schweigen herrschte in unserer ganzen Gesellschaft. Jeder hätte geglaubt, Etwas von dem Eindruck dieser Scene zu verlieren, wenn er seine Gefühle einem Andern mitgetheilt hätte; selbst die Araber verhielten sich still und ernste, gewaltige Gedanken über dies Wunder schienen sich in ihnen zu regen, das eigentlich über alles Denken erhaben ist. Endlich kamen wir an die ersten Marmorblöcke, an die ersten Säulenrümpfe, die durch Erdbeben oft meilenweit von den Monumenten selbst weggeschleudert wurden, wie der Orkan die welken Blätter fern vom Baume entführt. Die breiten und tiefen Steinbrüche, die wie Thalschlünde die schwarzen Abhänge des Antilibanon durchschneiden, öffneten bereits ihre Abgründe zu den Füßen unserer Pferde. Man sah in diesen

steinernen Klüften, deren Wände noch die tiefen Spuren des Meissels an sich tragen, der in sie gefahren, um Berge von Stein herauszuschlagen, einige zur Hälfte abgelöste Riesenblöcke und andere, die auf allen vier Seiten behauen waren und nur die Hebel oder Arme eines Riesengeschlechts zu erwarten schienen, um von der Stelle gebracht zu werden. Einer dieser Bruchsteine von Balbek war zweiundsechzig Fuß lang, vierundzwanzig breit, sechszehn dick. Ein Araber stieg vom Pferde, ließ sich in den Steinbruch hinab, kletterte an besagtem Steine hinauf, indem er sich in den Fugen des Meissels oder an dem Moose, das reichlich darauf wuchs, festhielt, lief alsdann oben auf der Plateform herum und stieß gellende Töne aus. Aber die ungeheure Masse erdrückte das Geschöpf unserer Tage; der Mensch verschwand vor seinem Werke. Es bedürfte der vereinten Kraft von sechzigtausend Menschen unserer Zeit, um diesen Stein von der Stelle zu bewegen; auf den Plateformen der Tempel von Balbek sieht man aber noch weit kolossalere, fünfundzwanzig bis dreißig Fuß über der Erde, um Säulen von gleich großen Verhältnissen zu tragen.

Wir verfolgten unsern Marsch weiter zwischen der Wüste zur Linken und dem Antilibanon zur Rechten, kamen sodann an einigen kleinen angebauten Feldern Viehzucht treibender Araber und einem breiten

Bache vorbei, der mitten durch die Ruinen strömt und an dessen Ufer einige schöne Nußbäume sich befinden. Die Akropolis oder der künstlich angelegte Hügel, auf dem sämmtliche Hauptgebäude von Heliopolis stehen, blickte hie und da zwischen den Zweigen durch oder ragte über die Wipfel der großen Bäume hervor; auf einmal hatten wir ihn vor uns und die ganze Caravane stand still, wie von elektrischem Schlage gerührt. Kein Pinsel, keine Feder kann den Eindruck schildern, den dieser einzige Anblick auf Seele und Augen macht. Zu unsern Füßen, im Bette des Bachs, mitten im Felde, rings um die Bäume ungeheure Blöcke von rothem oder weißem Granit, blutfarbenem Porphyr, weißem Marmor, von einem gelben Steine, glänzend wie parischer Marmor, Rümpfe von Säulen, schön gemeisselte Capitäler, Architrave, Schnecken, Karniesse, Gesimse, Piedestale, einzelne Glieder von Statuen, die mit dem Gesicht auf die Erde gestürzt waren und noch zu zucken schienen, all das durcheinander, haufen- und stückweise, von allen Seiten herunterrollend, wie die Lava eines Vulkans, der die Trümmer eines großen Reiches verschlingen will! Kaum ein Fußpfad, um sich durch diese Denkmale der Kunst, die rings den Boden bedecken, hindurchzuwinden; die Hufe unserer Pferde glitten bei jedem Schritte auf dem glatten Akanthusblatte eines Karniesses oder dem

schneeweißen Busen eines weiblichen Torso aus. Nur die Wellen des Baches von Balbek brachen sich Bahn durch dieses steinerne Bett und wuschen mit ihrem Schaume die Marmorstücke, die ihnen sich entgegendämmten.

Hinter dieser Trümmermasse, die eine wahre Marmor-Düne bildet, erhebt sich der Hügel von Balbek, mit einer Plateform von tausend Fuß Länge, siebenhundert Fuß Breite, ganz von Menschenhand aus behauenen Steinen aufgeführt, deren einige fünfzig bis sechzig Fuß lang sind und zwanzig bis zweiundzwanzig, meistens aber fünfzehn bis dreißig Fuß hoch. Wir erblickten diesen Hügel von behauenem Granit von seiner östlichen Seite, mit seinen tiefen Grundlagen und seinen Bekleidungen von ungeheuren Verhältnissen, worunter drei Blöcke Granit, die eine Fronte von hundertundachtzig Fuß und eine Fläche von viertausend Fuß Inhalt bilden; auch sahen wir die weiten Mündungen der unterirdischen Gewölbe, in die der Bach mit einem Geräusch sich ergießt, das im Verein mit dem Winde dem fernen Klange großer Kirchenglocken gleichkommt. Von dieser ungeheuren Plateform herab schimmerte uns die vorderste Seite der großen Tempel entgegen, die goldfarben am blauen und rosigen Horizonte sich abzeichneten. Einige dieser verlassenen Gebäude schienen noch ganz unver-

fehrt und wie gestern aus der Hand des Baumeisters hervorgegangen; von andern waren nur noch Theile vorhanden, einzelne Säulen, Wände eingefallener Mauern, niedergerissene Giebel; das Auge verlor sich in dem schimmernden Anblick der Säulen dieser verschiedenen Tempel und die allzugroße Höhe verhinderte uns, zu sehen, wo das steinerne Volk ein Ende nehme. Die sieben Riesensäulen des großen Tempels, die noch immer voll Majestät ihr reiches, kolossales Gesims tragen, beherrschten die ganze Scene und verloren sich oben im blauen Himmel der Wüste, gleich einem Luftaltar für Riesenopfer. — Wir standen nur ein Paar Minuten still, bloß um wenigstens einen Blick auf das zu werfen, was zu sehen wir so weit her unter so vielen Gefahren gekommen waren, und setzten uns dann wieder in Marsch, in der gewissen Hoffnung, den folgenden Tag den Genuß dieses Schauspiels, den selbst kein Traum uns gewähren kann, noch einmal zu haben. Der Tag neigte sich zu Ende und wir mußten ein Lager suchen entweder unter dem Zelte oder unter irgend einem Gewölbe dieser Ruinen, um die Nacht darin zuzubringen und von unserem vierzehnstündigen Marsche auszuruhen. Wir ließen zur Linken den Berg von Ruinen und eine von Trümmern ganz weiße große Ebene, kamen dann über ein Paar Wiesen, auf denen Ziegen und Kameele weideten, und

richteten sofort unsern Lauf nach einem Rauche hin, der etwa hundert Schritte von uns aus einem Haufen Ruinen und arabischer Hütten emporstieg. Der Boden war uneben und bergigt und hallte unter den Hufen unserer Pferde wieder, als wollten die Gewölbe, über die wir schritten, unter ihren Füßen sich öffnen. Endlich kamen wir vor eine kleine Hütte, die halb hinter herabgestürzten Marmorwänden versteckt war und deren Thüre und Fenster, ohne Glas und Läden, aus Porphyr- und Marmor-Stücken, die man mit einem Bischen Kitt schlecht genug zusammengefügt hatte, gebaut waren. Ein kleines steinernes Kreuz erhob sich einen oder zwei Fuß über die Plateform, die der Hütte als Dach diente, und ein Glöckchen, wie die, die man auf Einsiedeleien gemalt sieht, schwankte daran im Winde hin und her. Das war der bischöfliche Palast des arabischen Bischofs von Balbek, der in dieser Wüste eine kleine Heerde von zwölf bis fünfzehn christlichen Familien der griechischen Kirche hütet, die sich mitten in diese Einöden unter den wilden Stamm der unabhängigen Araber von Bekaa verloren haben. Bis jetzt hatten wir keine andern lebendigen Wesen gesehen, als Schakale, die zwischen den Säulen des Haupttempels hin und her sprangen, und kleine Schwalben, mit feinen rosafarbenen Halsringen, welche wie eine Verzierung orientalischer Architektur, auf den

Karniessen der Plateform saßen. Der Bischof, durch das Geräusch unseres Zuges herbeigelockt, erschien alsbald in der Thüre seiner Hütte, grüßte uns und bot mir Gastfreundschaft an. Es war ein schöner Greis, mit silbernen Haaren und schneeweißem Barte, mit nachdenklichen, aber angenehmen Zügen, mit einer edeln, wohllautenden Stimme voll Ausdruck, ein Priester, zugleich gut in eine fromme Dichtung, wie in einen Roman passend, eine Gestalt voll Ruhe, Ergebung und Liebe, die sich in dieser feierlich ernsten Umgebung sehr würdig ausnahm. Er hieß uns in einen kleinen innern Hofraum treten, der gleichfalls mit Trümmern von Statuen, antiken Vasen und Mosaikstücken gepflästert war, übergab uns sein Haus, d. h. seine zwei kleinen, niederen Kammern ohne Thüren und Fenster, empfahl sich und ließ uns, nach der Sitte des Morgenlandes, als die alleinigen, unumschränkten Gebieter seiner Wohnung zurück. Während ein Theil unserer Araber rings um das Haus die eisernen Pflöcke in die Erde schlug, um die Pferde daran anzuketten, ein anderer im Hofe Feuer anzündete, um Reis zu kochen und Gerstenkuchen zu backen, verließen wir die Hütte, um noch einmal einen Blick auf die uns umgebenden Denkmale zu werfen. Die großen Tempel standen vor uns wie Statuen auf ihren Piedestalen; die Sonne vergoldete sie noch mit einem

letzten Strahle, der sich langsam von Säule zu Säule zurückzog, wie der Schein einer Lampe, die der Priester in die Tiefe des Allerheiligsten trägt; die tausend Schatten der Hallen, Pfeiler, Säulen, Altäre spielten unter dem großen Walde von Steinen und verdunkelten allmählig auf der Akropolis den leuchtenden Glanz des Marmors und Porphyrs. Etwas mehr auf der Seite gelegen, in der Ebene, war ein wahrer Ocean von Ruinen, der sich fern am Horizonte verlor; man glaubte Steinwellen zu sehen, die an Klippen sich brechen und mit ihrem weißen Schaume eine endlose Strecke Landes bedecken. Nichts ragte über dieses Trümmermeer hervor und die Nacht, deren Schatten sich bereits von der grauen Bergkette herabsenkten, hüllte es nach und nach in ihr Dunkel ein. Wir blieben einige Augenblicke nachdenklich und in Stillschweigen versunken vor diesem Schauspiel über alle Beschreibung sitzen und kehrten dann langsamen Schrittes in den kleinen Hof des Bischofs, der durch das Feuer meiner Araber erleuchtet war, zurück.

Wir setzten uns im Hofe auf Trümmer von Karniessen und Kapitälern, die die Stelle von Bänken vertraten, und verschlangen mit Heißhunger das bescheidene Mahl des Wanderers in der Wüste, blieben sodann noch einige Zeit beisammen, um uns vor Schlafengehen ein Paar Augenblicke über das zu

unterhalten, was alle unsere Gedanken so mächtig in Anspruch nahm. Das Feuer erlosch, der Mond stieg voll und glänzend am klaren Himmel herauf, schimmerte durch die Zinnen einer großen Mauer von weißen Steinen, die den Hof nach der Seite der Wüste hin begrenzte, und durch die arabeskenartige Arbeit eines Fensters, und verbreitete rings herum ein Licht, das von jedem Steine zurückgeworfen wurde. Wir versanken in stilles Hindämmern; was wir damals an einem solchen Orte, so fern von allen Lebendigen, in dieser Welt der Todten, vor so vielen stummen Zeugen einer unbekannten Vergangenheit, die alle unsere kleinen Begriffe von Geschichte und Philosophie der Menschheit über den Haufen wirft, empfanden, was für Gedanken, was für Systeme in unserem Geiste sich bildeten, welche Erinnerungen, welche Gefühle in unseren Herzen laut wurden, Gott allein weiß es; unsere Zungen hatten nicht den Muth, es auszusprechen. Sie hätten die feierliche Stunde, das Gestirn des Himmels, die Gedanken selbst zu entweihen geglaubt. Wir schwiegen sämmtlich. Plötzlich ließ sich hinter der großen mit arabeskenartigen Kreuzen durchbrochenen Mauer, deren Dach sich selbst überstürzt zu haben schien, eine zarte, verliebte, von heißer, tiefer Leidenschaft beseelte Stimme vernehmen; das unbestimmte schwache Zittern der Töne klang bis zu uns

herüber, wuchs und ward immer stärker und stärker, und wir konnten zuletzt deutlich einen Gesang mehrerer Stimmen unterscheiden, einen einförmigen, melancholischen, rührenden Gesang, der anschwoll, sank, hinstarb, wieder anschwoll, bald von einer, bald von mehreren Stimmen ausgeführt. Der arabische Bischof sang mit seiner kleinen Gemeinde das Abendgebet in dem zerstörten Raume, der seine Kirche gewesen, innerhalb einer Masse von Ruinen, die vor kurzer Zeit von abgöttischen Arabern auf einander gehäuft worden waren. Nichts hatte uns auf diese Musik der Seele, in der jede Note ein Gefühl oder ein Seufzer des menschlichen Herzens ist, in dieser Einsamkeit, mitten in der Wüste, vorbereitet, auf diese Musik, die gleichsam aus den stummen Steinen, die Zeit, Erdbeben und Barbaren hier versammelt haben, hervorzuklingen schien. Wir waren von Erstaunen ergriffen und folgten mit allem Schwunge unseres Geistes, unseres Gebets und unserer ganzen Herzenspoesie diesen heiligen Tönen, bis ihr einsylbiger Refrain zu Ende und der letzte Seufzer dieser frommen Stimmen in dem nächtlichen Schweigen der alten Ruinen erstorben war. —

Das wird, sprachen wir, als wir uns von unsern Sitzen erhoben, ohne Zweifel die Poesie der letzten Zeiten sein: Seufzen und Beten auf Gräbern, klagende

Sehnsucht nach einer Welt, in der es keinen Tod und keine Ruinen gibt.

Einige Monate später bei einer Reise auf dem Libanon begegnete mir etwas noch weit Ueberraschenderes; man erlaube mir, auch hievon eine kurze Schilderung hieher zu setzen.

Ich war von den höchsten Gipfeln jener Alpen herabgestiegen und der Gastfreund des Scheiks von Eden, einem maronitischen arabischen Orte, das auf einem der spitzigsten Felsen dieses Gebirgs, an der Grenze der Vegetation, liegt und nur zur Sommerszeit bewohnbar ist. Der edle, ehrwürdige Greis war mir mit seinen Söhnen und ein Paar Dienern bis in die Gegend von Tripoli in Syrien entgegen geritten und hatte mich in seinem Schlosse zu Eden mit solcher Freundlichkeit, Herzensgüte und Artigkeit empfangen, daß man einen der alten Herren vom Hofe Ludwig's **XIV.** vor sich zu haben glaubte. Ganze Baumstämme brannten auf dem breiten Heerde, Schafe, Ziegen, Hirsche lagen in großen Stücken in den weitläuftigen Sälen, hundertjähriger goldfarbener Wein vom Libanon, von den Dienern des Scheiks in Schläuchen herbeigeschleppt, floß in Strömen für uns und unsere Begleitung. Nachdem ich mich mehrere Tage an diesen echt homerischen Sitten, so poetisch, wie der Ort, wo ich mich befand, erfreut hatte, gab mir der

Scheik seinen ältesten Sohn und eine Anzahl arabischer Edelleute mit, um mich zu den Cedern Salomo's zu geleiten, berühmten Bäumen, die noch heute den höchsten Gipfel des Libanon verherrlichen und die man schon Jahrhunderte lang als die letzten Zeugen von Salomo's Ruhme verehrt. Ich will sie nicht zu schildern versuchen. Auf der Rückkehr von diesem denkwürdigen Ausfluge verloren wir uns in den Felsenbuchten und in den zahllosen tiefen Thälern, von denen der Libanon hier auf allen Seiten durchschnitten ist, und befanden uns auf einmal oben am Rande einer ungeheuern Felsenmauer, wohl mehrere tausend Fuß hoch, die das Thal der Heiligen umschließt. Die Granitwände derselben waren so senkrecht abschüssig, daß selbst die Gemsen sie nicht hätten erklettern können und daß unsere Araber genöthigt waren, sich auf den Bauch zu legen und so in die Tiefe hinabzuschauen, um den Grund des Thales zu erspähen. Die Sonne war bereits im Untergehen begriffen, wir hatten schon eine gute Strecke Wegs zurückgelegt und hätten wohl noch mehrere Stunden gebraucht, um den verlorenen Pfad wieder aufzufinden und nach Eden zu gelangen. Jetzt stiegen wir aber von unsern Pferden ab und vertrauten uns der Leitung eines unserer Führer an, dem ganz in der Nähe eine Felsentreppe bekannt war, die schon vor längerer Zeit maronitische Mönche, ziemlich

unbedeutende Bewohner dieses Thals, ausgehauen hatten. Wir gingen noch einige Zeit am Rande der Felsenmauer hin und gelangten dann über schlüpfrige Stufen hinab auf eine Plateform, die vom Felsen abgetrennt war und den ganzen Horizont beherrschte. — Das Thal senkte sich zuerst über breite, sanfte Abhänge von der Grenze des Schnees und der Cedern an, die wie ein schwarzer Flecken in dem reinen Schnee erschienen; dann etwas jäher über Grasplätze, mit zartem, gelblichem Grün, wie man es auf den höhern Punkten des Jura oder der Alpen trifft; eine Menge schäumenden Wassers, das von dem schmelzenden Schnee herrührte, rauschte über die grünen Abhänge und vereinigte sich unten am Fuße der ersten Felsenabtheilung in eine einzige Schaum- und Wassermasse. Nun fiel das Thal auf einmal ganz steil vier bis fünfhundert Fuß ab, der Strom stürzte sich darüber hinunter und bedeckte bald in großer Ausdehnung den Felsen mit einem durchsichtigen flüssigen Schleier, bald schäumte er hoch empor, fiel dann auf die ungeheuren spitzigen Granitblöcke, die vom Gipfel des Gebirgs herabgerollt sind, nieder, brach sich daran in gewaltigen Massen und hallte wieder wie ewiger Donner. Der Wind, den sein Sturz erregte, drang bis zu uns und wehte in leichten nebelartigen Flocken den tausendfarbigen dampfenden Gischt des Wassers zu uns herüber,

der da und dort über das ganze Thal hinflog und als Thau an das Gesträuch und die Zacken der Felsen sich setzte. Gegen Norden hin ward das Thal der Heiligen immer tiefer und breiter; da erblickten wir ungefähr zwei Meilen vor uns zwei kahle, düstere Berge, die auf einander zuzustürzen schienen und kaum einen Raum von ein Paar Klaftern zwischen sich frei ließen, wo alsdann das Thal aufhörte und mit allen seinen grünen Plätzen, hohen Weinbergen, Pappelbäumen, Cypressen und seinem milchweißen Strome verschwand. Jenseits dieser zwei Berge, die das schöne Thal eigentlich erdrosselten, bemerkte man am Horizonte Etwas wie einen See, von einem tieferen Blau, als der Himmel; es war dies das syrische Meer mit seinem phantastischen Golfe, den ein Paar Berge des Libanon bilden. Dieser Golf war zwanzig Meilen von uns entfernt, aber die Durchsichtigkeit der Luft ließ ihn uns wie zu unseren Füßen erblicken und wir konnten deutlich zwei Segelschiffe unterscheiden, die, schwebend zwischen dem Blau des Himmels und dem des Meeres und durch die Entfernung verkleinert, zwei Schwänen glichen, die an unserm Horizonte schwammen. Dieser Anblick fesselte uns Anfangs so sehr, daß wir Alles um uns her vergaßen; sobald jedoch das erste Erstaunen vorüber war und unser Auge wieder durch den Dunst des Abends und des Wassers

dringen konnte, enthüllte sich uns ein Schauspiel ganz anderer Natur.

Bei jeder Biegung des Stroms, wo der Schaum ein wenig Platz frei ließ, sahen wir auf grauen Felsen ein Maronitenkloster, aus rothbraunen Steinen erbaut, stehen, dessen Rauch sich zwischen den Wipfeln der Pappeln und Cypressen durchzog. Rings um die Klöster herum waren kleine Striche Landes, die man dem Felsen oder dem Strome abgewonnen hatte, nach Art der schönsten Blumengärten neben unsern Landhäusern aufs Sorgfältigste angelegt, da und dort bemerkten wir auch Maroniten, in ihre schwarzen Kaputzen eingehüllt, die vom Felde heimkehrten. Der Eine hatte seine Hacke auf der Schulter, ein Anderer kam mit einer Heerde arabischer Füllen, ein Dritter hielt die Pflugstange und trieb seine Ochsen zwischen den Maulbeerbäumen durch. Mehrere dieser Wohnsitze der Frömmigkeit und des Fleißes standen mit ihren Kapellen und Einsiedeleien auf den vordersten Spitzen der zwei großen Bergketten; andere waren, wie Höhlen wilder Thiere, in den Felsen selbst eingehauen. Man sah von den letztern nichts als das leere Kreuz über dem Eingang, woran die Glocke hing, und, so weit der Fuß des Menschen gelangen konnte, einige kleine, angepflanzte Terrassen unterhalb des Eingangs, wo die alterschwachen Mönche frische Luft zu schöpfen

pflegten. Manche dieser Felsspitzen schienen völlig unzugänglich, wenigstens konnte man keinen Pfad, der hinauf führte, wahrnehmen; aber auch auf ihnen stand gewiß immer ein Kloster, ein Kreuz, eine Einsiedelei, ein Ordenshaus, und immer sah man ein paar Einsiedlergestalten um die Felsen und Gebüsche streichen, lesend, betend oder arbeitend. In einem dieser Klöster war eine arabische Druckerei zum Behufe der Maroniten eingerichtet, und stets ging dort eine Menge Mönche hin und her, welche die weißen feuchten Papierbogen zum Trocknen an Rohren aufhingen. Nur der Pinsel wäre im Stande, die pittoreske Mannigfaltigkeit aller dieser Asyle wieder zu schildern. Jeder Stein schien eine Zelle, jede Grotte die Wohnung eines Einsiedlers gewesen zu sein; jede Quelle hatte ihren von Menschenhand geregelten Lauf, jeder Baum einen Einsiedler unter seinem Schatten. Thal, Berg und Felsspitzen sah ich so zu sagen unter meinen Augen sich beleben; ein ernstes Leben, der Frömmigkeit und stillen Betrachtung geweiht, entwickelte sich auf diesen ewigen Massen und heiligte sie. Bald sank die Sonne hinter die Berge. Die Geschäfte des Tages hörten auf und die im Thale zerstreuten schwarzen Gestalten kehrten in ihre Höhlen oder Klöster zurück. Die Glocken läuteten nun von allen Seiten zum Abendgottesdienste, die einen laut und stürmisch, wie

ein Orkan, andere mit der leisen Silberstimme der Vögel in den Kornfeldern, noch andere klangen wie Seufzer weit in Nacht und Einsamkeit hinaus. Alle antworteten sich von den beiden entgegengesetzten Abhängen des Thals, und das tausendstimmige Echo der Höhlen und Felsen hallte die abertausend verschiedenen Töne doppelt und dreifach zurück; dazwischen rauschten der Strom, die Cedern und die Hunderte von Bächen und Wasserfällen, mit denen beide Seiten des Gebirges bedeckt sind. Nun ward es einen Augenblick still; dann erfüllten rührende, melancholische, ernste Töne das Thal; es war der Psalmengesang, der zu gleicher Zeit aus jedem Kloster, jeder Kirche, jedem Ordenshaus, jeder Felsenzelle erklang, sich vermischte, sich zu einem Labyrinth von Tönen in einander schlang, und einer einzigen melodischen Klage des ganzen Thales glich, das Seele und Stimme bekommen zu haben schien. Ein paar Minuten später stieg aus jedem Hause, jeder Höhle eine Wolke von Weihrauch empor und erfüllte die Luft mit einem Wohlgeruch, den die Engel im Himmel hätten einathmen mögen. Wir blieben stumm und entzückt stehen, wie jene himmlischen Geister, als sie zum ersten Male über das Land hinschwebten, das sie verlassen meinten, und eben von ihm herauf die ersten Töne frommen Gebetes vernahmen; ich begriff, was die Stimme des Menschen vermöge,

um die todteste Natur zu beleben, und was die Poesie der letzten Tage seyn werde, wenn alle Gefühle des menschlichen Herzens erstorben und in einem einzigen aufgegangen sind. Die Poesie wird alsdann Hymne und Anbetung sein!

Doch diese Zeit ist nicht so nahe; die Welt ist noch jung und die Vernunft erkennt noch eine große Lücke zwischen dem, was die Menschheit ist und was sie sein könnte; die Poesie wird also eine neue, hohe Bestimmung zu erfüllen, neue, hohe Aufgaben zu lösen haben.

Sie wird nicht mehr lyrisch sein, in dem Sinne, in dem wir gewöhnlich dieses Wort nehmen; sie besitzt nicht mehr genug Jugend, Frische, Empfänglichkeit, um zu singen wie beim ersten geistigen Erwachen der Menschheit. Sie wird nicht mehr episch sein; der Mensch hat zu viel gelebt, zu viel nachgedacht, um die langen Erzählungen der Epopäen noch interessant und unterhaltend zu finden, die Erfahrung hat seinen Glauben an Wunder, auf den die epische Poesie Alles baute, zerstört. Sie wird nicht mehr dramatisch sein; die Bühne des wirklichen Lebens spricht in unserer Zeit der Freiheit und politischen Thätigkeit ein weit dringenderes, näheres Interesse an, als die Schaubühne; die höheren Klassen der Gesellschaft gehen nicht mehr ins Theater, um sich rühren und hinreißen zu

lassen, sondern um zu urtheilen; wir haben die Naivetät verloren und kritisiren. Das Drama wird dem Volke verbleiben; aus ihm ging es hervor, für dasselbe wurde es geschaffen, das Drama wird auch wieder unter das Volk zurückkehren; nur der gemeine Mann bringt noch sein Herz ins Theater mit. Indessen wird sich das Volksdrama, das eigentlich für den gemeinen Mann bestimmt ist, nicht lange in einem so hohen und edlen Tone halten, daß es den Gebildeten befriedigen könnte; die Männer der Kunst und Wissenschaft werden sich also von dem Theater zurückziehen. Und hat das Volksdrama sein Parterre zu der Höhe einer feineren Sprache heraufgehoben, so wird es von diesem verlassen, und es kann, um verstanden zu werden, nichts Eiligeres thun, als von dieser Höhe wieder heruntersteigen. Männer von Geist versuchen gegenwärtig, diesem unabwendbaren Schicksal des Drama sich mit aller Macht entgegenzustemmen. Ich hätte viel um ihren Triumph gegeben. In jedem Falle werden uns glorreiche Denkmale dieses Kampfes verbleiben. Es handelt sich hier um den Sieg der Aristokratie oder Demokratie; das Drama ist der treueste Ausdruck der jeweiligen Civilisation.

Die Poesie wird gesungene Vernunft, Vernunft in Rythmen* sein; das ist ihre Bestimmung auf

* Im Original: raison chantée.

lange hinaus; sie wird philosophisch, religiös, politisch, social sein, wie die Epochen, die das Menschengeschlecht durchlauft; sie wird überhaupt subjektiv, persönlich, nachdenklich, ernst sein; nicht mehr ein bloßes Spiel des Geistes, eine melodische Caprice leichten, oberflächlichen Denkens, sondern das reine, wahre, tiefe Echo der höchsten Vernunftbegriffe, der geheimnißvollsten Regungen der menschlichen Seele. Der Mensch selbst, nicht mehr sein Schatten, der echte, ganze Mensch wird ihr Inhalt sein. Die Vorzeichen einer solchen Umgestaltung der Poesie sind schon seit länger als einem Jahrhundert sichtbar, und es werden ihrer von Tag zu Tag mehr. Die Poesie hat nach und nach allen künstlichen Formen entsagt, und kennt beinahe keine andere Form mehr, als sich selbst. Wie Alles in der Welt sich vergeistigt hat, so auch sie. Sie will keine Gliedermänner, sie erfindet keine Maschinen mehr; das Erste, was der Leser heutigen Tages thut, ist, den Gliedermann ausziehen, die Maschine zerlegen, einzig nach der Poesie in einem poetischen Werke und nach dem Geiste des Dichters, der in der Poesie sich ausdrückt, fragen. Aber muß die Poesie vielleicht sterben, um wahrer, reiner, wirklicher zu sein, als sie es je gewesen ist?

Nein, gewiß nicht; sie wird mehr Kraft und Leben bekommen, als sie jemals hatte; ich rufe dies

strebende Jahrhundert, das so viel Ueberfluß hat an Allem, was wahrhafte Poesie ist, an Liebe, Religion, Freiheit, ich rufe dies Jahrhundert zum Zeugen auf, und frage, ob es je eine Epoche in der Literatur gegeben hat, in der so viele Talente blühten, so viele Knospen Blüthen verhießen? Ich weiß das so gut, als irgend Jemand; ich war oft der unbekannte Vertraute jener tausend geheimnißvollen Stimmen, die in der Welt oder in der Einsamkeit singen, und noch Niemanden von sich reden gemacht haben. Nein, noch nie gab es so viele Poeten, so viel Poesie in Frankreich und in Europa, als in dem Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, in dem Augenblick, wo einige oberflächliche, vorurtheilsvolle Köpfe die seichte Behauptung wagen, die Poesie habe ihre Bestimmung erfüllt, und den Zerfall der Menschheit prophezeihen. Ich sehe kein Zeichen eines solchen Zerfalls im menschlichen Geiste, kein Symptom von Schwäche oder Alter; ich sehe wohl veraltete Institutionen, die in sich zusammenfallen, aber auch ein junges Geschlecht, dem der Hauch des Lebens erfrischend durch alle Sinne weht, und das auf unbekanntem Grund und Boden das unendliche Werk schaffen wird, daran Gott den Menschen in alle Ewigkeit schaffen und bauen läßt, nämlich sein eigenes Schicksal. In diesem Werke wird die Poesie einen Platz finden, wenn auch schon Plato sie daraus

verbannen will. Sie ist es, die hoch über der Gesellschaft schwebt und sie richtet, die dem Menschen die Gewöhnlichkeit seines Werkes zeigt und ihn unaufhörlich vorwärts reißt; die mit dem Finger auf die Utopien, die idealen Republiken und die Städte des Herrn deutet und dem Herzen des Menschen den Muth einflößt, nach ihnen zu streben.

Außer dieser philosophischen, rationalen, politischen und socialen Bestimmung hat die Poesie der Zukunft noch eine andere Aufgabe zu lösen; sie muß sich eng an die vorhandenen Institutionen und die Presse anschließen, zum Volke herabsteigen und populär werden wie die Religion, die Vernunft und die Philosophie. Die Presse fängt bereits an, dieses ungeheure, gewaltige Werk zu ahnen, welches, indem es Allen die Gedanken Aller mittheilt, Berge ebnen, Thäler erheben, den Unterschied der Intelligenzen ausgleichen, und bald keine andere Macht mehr auf der Erde übrig lassen wird, als die allgemeine Vernunft, die ihre Stärke durch die Stärke Aller verdoppelt. Eine großartige, in ihren Folgen unberechenbare Gedanken-Association, deren Resultate nur der zu schätzen weiß, der dem Menschen gestattet, dieselbe zu begreifen und zu verwirklichen! Die Poesie der neuesten Zeit hat sich bereits in dieser Form versucht und bedeutende Talente haben sich herabgelassen, dem Volke ihre Hand zu

bieten; die Poesie ist Volkslied geworden und auf den Flügeln des Gesanges aufs Schlachtfeld und in die Hütten gedrungen. Sie hat große Erinnerungen, hochherzigen Enthusiasmus, edle Gefühle verbreitet, und doch ist sie mehr zu bedauern, als zu preisen, denn sie hat bloß Leidenschaft, Haß und Neid genährt und populär gemacht. Wahrheit, Liebe, Vernunft, hohe religiöse Gefühle zu verbreiten, das ist die Aufgabe, die sich unsere volksthümlichen Geister stellen sollten, wenn sie eine Wirkung in die Zukunft erzielen wollen. Diese Poesie ist noch zu schaffen; das Zeitalter fordert sie, das Volk hat ein Bedürfniß darnach; es ist mehr innerlicher Poet als wir, denn es steht der Natur noch näher. Aber es bedarf eines Dollmetschers zwischen der Natur und sich, und das müssen wir ihm werden, und durch seine eigenen Gefühle, in seiner eigenen Sprache wiedergeben, Alles wecken, was Gott Gutes, Edles, Frommes, Patriotisches in sein Herz gelegt hat. Alle früheren Epochen haben ihre Poesie gehabt, und poetische Denkmale ihrer geistigen Bildungsstufe hinterlassen. — Bei vorgerückterer Civilisation sollte diese innere tröstende Stimme der Menschheit völlig schweigen? Nein, nie, nie stirbt Etwas in der ewigen Ordnung der Wesen, Alles verändert sich nur; die Poesie bleibt der Schutzengel der Menschheit zu allen Zeiten. — Es gibt in Calabrien

ein Volkslied, das ich die Weiber in Amalfi oft habe singen hören, wenn sie vom Brunnen zurückkamen. Ich habe schon früher einmal eine Uebersetzung davon versucht, und da das Ganze so gut auf den Gegenstand, den ich eben behandle, paßt, will ich sie hier einschalten. Eine Frau spricht:

Wenn ich im Garten saß, ein Kind, im zwölften Jahr,
In der Citronen Duft, bei blüh'nden Mandelbäumen,
Des Frühlings Odem drang zu mir aus allen Räumen
Und spielte mir am Hals mit meinem Lockenhaar,
Da habe ich in mir so süßen Laut vernommen,
Daß mir von Wollust lief ein Schauer durchs Gebein;
Nicht Flöten-, Glockenklang, nicht Windhauch konnt' es sein,
Von Kind, Mann oder Weib der Laut nicht konnte kommen;

Du, mein Schutzengel, warst's, die Stimme kam von dir,
Du warst es, dessen Geist schon damals sprach zu mir!

Nach Liebesabenden, die ich im Erlenwalde
Mit meinem Bräutigam in spätrer Zeit verlebt,
Wenn noch sein letzter Kuß im Herzen wiederhallte,
Das unter seiner Hand so oft und stark gebebt —
Da hört' ich, wie in mir dieselben Töne klangen,
So aus dem Herzen 'raus, und horchte freudig-bang;
Nicht seine Stimme war's, nicht seiner Füße Gang,
Verliebte waren's nicht, die in den Lauben sangen;

Du, mein Schutzengel, warst's, die Stimme kam von dir,
Du warst es, dessen Geist noch immer sprach zu mir!

Wenn ich als junges Weib an meinem Heerde stand,
Das Beste um mich her, was Gott uns mag erzeigen,
Der Feigenbaum am Haus ließ fallen seine Feigen,
Wenn sie geschüttelt ihn, in meiner Knaben Hand;
Welch' holder Ton ist da mir durch die Brust gezogen!
Es war nicht Vogelsang und nicht der Hahn, der rief,
Des Kindes Athmen nicht, das in der Wiege schlief,
Des Fischers Stimme nicht, der sang auf Meereswogen.

Du, mein Schutzengel, warst's, die Stimme kam von dir,
Du warst es, dessen Geist auch damals sang mit mir!

Allein bin ich jetzt, alt, und schneeweiß ist mein Haar,
Ich hüte nun entlang die grünen Gartenhecken,
Wärmend die welke Hand stets über Kohlenbecken,
Die Ziegenheerde und der kleinen Enkel Schaar;
Doch jene Stimme heut ich noch zu hören meine,
Sie singt mir zu und bringt mir Trost in jedem Leid,
Die Stimme ist's nicht mehr aus meiner Jugendzeit,
Die liebe Stimme nicht deß, den ich stets beweine,

Doch du, Schutzengel, bist's, die Stimme kommt von dir,
Dir, dessen Geist nie von mir weicht und weint mit mir!

Was hier die Frauen Calabriens von ihrem Schutzengel sagten, kann die Menschheit von der Poesie sagen. Sie ist auch eine solche innere Stimme, die zu allen Zeiten zu ihr spricht, die mit ihr liebt, singt, betet oder weint in jedem Augenblicke ihres Pilgerlaufes hienieden.

Doch — ich wollte eine Vorrede schreiben und muß daher jetzt von dem Buche und von mir selbst reden. Ich will aufrichtig sein. Dies Buch ist eigentlich kein Buch; was ich gebe, sind nur beinahe zufällig abgefallene Blätter im Verlaufe meines wechselvollen irdischen Lebens, die zartfühlende, fromme Seelen gesammelt haben. Dies Buch ist der unklare, unbestimmte Ausdruck meiner Gefühle und Gedanken, wie eben der Wechsel des Lebens und der Anblick der Natur und Gesellschaft sie in meinem Herzen erregt, in meinem Geiste erweckt haben. Diese Gefühle und Gedanken sind so mannigfaltig, wie das Leben selbst, bald glücklich und heiter, wie der Frühling der Seele, bald tief und glühend wie die Leidenschaften des dreißigsten Jahres, bald verzweifelt wie der Tod, unheimlich wie die Stille des Grabes, hie und da auch schwärmerisch, wie die Hoffnung, fromm wie der Glaube, begeistert von jener göttlichen Liebe, die die geheime Seele der ganzen Natur ist. Doch wie verschieden auch diese Eindrücke, welche die Natur auf meine Seele machte und welche meine Seele in Versen wiedergab, wie verschieden sie auch gewesen sind und noch sein mögen, der Grund derselben war immer eine tiefe Ahnung der Gottheit in allen Dingen, ein lebendiges Erfassen, eine mehr oder weniger klare Anschauung des Daseins und Wirkens Gottes in der sichtbaren Schöpfung

und in der denkenden Menschheit, eine feste, unerschütterliche Ueberzeugung, daß Gott das letzte Wort von Allem ist, daß die Philosophieen, Religionen, Poesieen nur mehr oder minder vollkommene Offenbarungen unserer Beziehungen zu dem höchsten Wesen waren; mehr oder minder hohe Sprossen, aufzusteigen allmählig zu dem, der ist! Die Religionen sind die Poesie der Seele.

Den hier mitgetheilten Poesieen hat der glühende Durst unserer Epoche schon hie und da einen Werth zugestanden und einen Geschmack darin gefunden, den sie durchaus nicht besaßen. Sie haben meinen Wünschen nur ganz entfernt entsprochen und gar unvollkommen meine Gefühle ausgedrückt; sie sind sehr nachlässig, sehr unvollständig, und ich glaube, sie werden nicht lange in dem Gedächtniß derjenigen leben, deren Sprache die Poesie ist. Und doch reut es mich keineswegs, sie veröffentlicht zu haben; sie sind wenigstens eine Note im großen prächtigen Concert des Geistes, das von Jahrhundert zu Jahrhundert die Erde zu ihrem Schöpfer hinanfspielt, das die Zeit ein Paar Tage über die Menschheit harmonisch hinrauschen läßt und dann dahin entführt, wohin früher oder später alles Sterbliche kommt. Sie sind der melodische Seufzer meiner Seele gewesen und haben über dieses Thal der Thränen und Verbannung hinaus mein

Gebet zum höchsten Wesen gesungen. Hie und da waren sie auch die Hymnen meines Enthusiasmus, meiner Freundschaft, meiner Liebe zu dem Schönen und Guten, das ich unter den Menschen getroffen, kennen gelernt und bewundert habe. Eine Erinnerung an alle Lebensmomente, die ich durchlebt und verloren habe! — Der politische und sociale Gedanke, der in der geistigen Welt arbeitet und der immer auch in mir sehr stark gearbeitet hat, zog mich zwei oder drei Jahre lang von den poetischen und philosophischen Gedanken ab, die ich weit höher schätze, als die Politik. Die Poesie ist die Idee; die Politik ist die That; so weit nun die Idee über der That steht, so weit steht die Poesie über der Politik. Aber der Mensch lebt nicht vom Ideal allein; dieses Ideal muß auch Fleisch werden, und in den socialen Institutionen sich verkörpern. Es gibt Zeiten, in denen diese Institutionen, die den menschlichen Gedanken repräsentiren, lebendig und im vollen Gange sind; die Menschheit kann dann allein vorwärts gehen, der Gedanke sich absondern und in beliebigen Regionen ein eigenes Leben führen. Wiederum aber gibt es Zeiten, in denen die Institutionen verbraucht und abgenützt in sich zusammenfallen; da muß alsdann Jeder seinen Stein und seinen Kitt herbeibringen, um der Menschheit ein Asyl zu bauen.

Ich bin überzeugt, wir leben in einer der großen Epochen socialer Wiedergeburt und Wiederherstellung; es handelt sich nicht allein darum, zu wissen, ob die Macht aus königlichen Händen in die Hände des Volkes übergehen, ob der Adel, die Priesterschaft oder die Bürgerschaft die Zügel des Regiments ergreifen, ob unser Staat Kaiserreich oder Republik heißen werde; es handelt sich um weit mehr. Es handelt sich darum, ob die sittliche, religiöse Idee, die Idee der christlichen Liebe der Idee des Egoismus in der Politik unterliegen oder ob Gott im wirklichsten Sinne des Worts in unsere Gesetze herabsteigen werde, ob die Menschen endlich einander als Brüder oder fortwährend als Feinde und Sklaven ansehen werden. Die Idee ist reif, die Zeiten sind entscheidend; eine kleine Anzahl von Geistern, die zum Glück den verschiedensten politischen Meinungen angehören, tragen die befruchtende Idee in Kopf und Herzen. Ich selbst gehöre zu denen, die ohne Gewalt, aber kühn und gläubig, das Ideal endlich verwirklichen wollen, welches nicht umsonst in allen Köpfen, die über die gewöhnliche Menschheit hervorgeragt haben, gelebt hat, von dem göttlichen Haupte des Erlösers an bis zu dem unseres Fenelon. Die Unwissenheit und Furcht der Regierungen dient uns und gibt uns freien Spielraum; sie weisen nach und nach alle Männer von sich ab, die einen stolzen Blick und ein großes Herz haben, die an ihre Lügensymbole nicht mehr glauben wollen, sondern einzig und allein

um die Idee sich schaaren. Menschliche Kraft wird diesen Männern nicht entstehen, so fern sie nur an die Kraft Gottes glauben und durch Uneigennützigkeit und Glauben an die Zukunft sich würdig erweisen, daß dieselbe über sie komme. Nur um eine Ueberzeugung auszusprechen, ein Wort mehr zwischen die politischen Debatten zu werfen, habe ich einen Augenblick die Einsamkeit, das einzige Asyl, das meinen leidenden Gedanken übrig bleibt, verlassen. Sobald mein Wort Wurzel gefaßt und in Presse und Institutionen übergegangen sein wird, will ich wieder in das poetische Leben zurückkehren. Eine Welt von Poesie gährt in meinem Kopfe; ich verlange, ich erwarte vom Leben nichts mehr als höchstens Sorge und Trübsal. Ich würde mich noch heute mit Freuden in das Grab legen; aber ich habe Gott immer gebeten, mich nicht sterben zu lassen, ehe ich der Welt und mir selbst ein Werk jener Poesie, die mein zweites Leben gewesen ist, gegeben und irgend ein Denkmal meines Geistes hinterlassen habe. Dieses Denkmal ist eine größere Dichtung, die ich schon hundertmal in meinem Kopfe angefangen und wieder vernichtet habe; die Verse, die ich bisher veröffentlicht, sind nur unvollkommene Gedanken, kleine Abschnitte aus jenem Gedicht meiner Seele. Wird es mir jetzt, im reiferen Alter, besser gelingen? Werde ich meinen poetischen Gedanken nicht mehr bloß fragmentarisch ausdrücken, sondern ihm endlich Form, Halt und Leben in einem Ganzen

ertheilen, das ihn völlig in sich faßt, in einem Werke, das bleibt und mich einige Jahre überlebt? Gott allein weiß es, und ob er mir die Ausführung desselben gestattet oder nicht, ich werde ihn darum nicht weniger preisen. Ihm allein ist das Schicksal seiner Geschöpfe offenbar, ob es hart oder freudig, ob dunkel oder voll Glanzes ist. Unser Schicksal ist immer vollkommen, wenn wir es mit Entsagung und Demuth hinnehmen! — Ich will zum Schlusse nur noch jenen zartfühlenden, frommen Seelen meinen Dank abstatten, meinen poetischen Glaubensbrüdern, die mit so viel Liebe und Nachsicht die schwachen Noten angehört haben, die ich ihnen bis heute zugesungen. Es hat wohl kein alter Dichter von der Jugend seiner Zeit so viele Zeichen von Liebe, geistiger Verwandtschaft und Freundschaft empfangen, als ich, und bin ich doch so schwankend, so unvollkommen, des Dichternamens so unwerth; man hat Hoffnungen, nicht Leistungen, in mir begrüßt, an mir gepriesen. Die Vorsehung nöthigt mich, alle diese Hoffnungen zu täuschen; aber diejenigen, die mich einst von allen Seiten Frankreichs und Europa's her ermuthigt haben, wissen, wie empfänglich mein Herz für diese Beweise von Zuneigung gewesen ist, die mir der süßeste Lohn waren und ein unsichtbares Band geistiger Freundschaft zwischen mir und ihnen geknüpft haben. Sie haben mir mehr gegeben, als ich ihnen gab. Ich weiß nicht, welcher Dichter sagte, eine Kritik mache ihm hundertmal mehr Sorge, als

alles Lob, das sie enthalte, ihm Vergnügen bereite. Ich bedaure ihn und begreife ihn nicht; ich, für meine Person, kann sehr leicht alle begründeten und unbegründeten Kritiken, die durch meine Verse veranlaßt wurden, vergessen. Ich bin mir bewußt, viel Tadel verdient zu haben; war dieser aber auch einmal ungerecht und bitter, ich fand reichlichen Ersatz dafür in der Masse von Briefen, die ich von unbekannter Freundeshand erhielt. Ein Schmerz, den eure Verse einen Augenblick lindern konnten, eine Begeisterung, die ihr in einem reinen, jungen Herzen angeflammt, ein stilles Gebet der Seele, dem ihr Wort und Stimme verliehen habt, ein Seufzer, der eure Seufzer erwiedert hat, eine Thräne der Rührung, die eure Lieder aus den Augen einer jungen Frau gelockt haben, ein geliebter Name, zu dem eure geheimste Neigung euch hinzog und den ihr in einer weniger vergänglichen Sprache, als die gewöhnliche ist, verherrlicht habt, das Andenken einer Mutter, einer Frau, einer Freundin, eines Kindes, die ihr in einer gefühlvollen poetischen Zeile verewigt — das Geringste von all dem kann für allen Tadel entschädigen und wiegt für den Geist des Dichters alle Nachtwachen und herben Stunden, die ihn seine schwachen Verse gekostet haben, auf.

Paris, am 11. Februar 1834.

Erste

poetische Betrachtungen.

Erste Betrachtung.

Abgeschiedenheit.

Oft auf dem Berge an dem Stamm der alten Eiche,
Bei Sonnenuntergang, lehn' ich mich mit trübem Sinn,
Lass' schweifen meinen Blick hinaus ins Land, das reiche,
Deß wechselnd Bild sich rollt vor meinen Füßen hin.

Hier rauscht der schöne Strom mit weißen Schaumeswogen,
Er rauscht und rauscht, verliert sich dann in dunkler Fern';
Sein flüssig Silber hat der stille See gezogen
Dort übers Land, wo glänzt im Blau der Abendstern.

Die Berge, die als Schmuck die schwarzen Wälder tragen,
Erhellt die Dämmerung mit einem Strahle kaum;
Die Schattenkönigin in ihrem Nebelwagen
Steigt schon herauf und bleicht des Horizontes Saum.

Horch! von dem Thurme der Kapelle dort ergießt es
So fromm, so rührend fromm sich durch die stille Luft;
Der Wanderer hält an, des Dorfes Glocke ist es,
Die in den Lärm des Tags ein heilig Wort noch ruft.

Ob diesen Bildern auch kein Zug der Schönheit fehle,
Ich bleibe kalt, es wird nicht heitrer mein Gesicht;
Die Erde scheinet mir nur eine irre Seele:
Ach! der Lebend'gen Sonn' erwärmt die Todten nicht.

Von Berg zu Bergen späht, es späht von Süd nach Norden,
Von Sonnenaufgang bis zum Niedergang mein Blick,
Und wär' im ganzen All mir alles kund geworden,
Ich spräche: Nirgendsmehr erwartet mich das Glück.

Was soll mir hier das Thal, die Hütte dort bedeuten?
Ihr alle habt für mich längst keine Reize mehr,
Fluß, Felsen, Wald und ihr, ihr theuern Einsamkeiten,
Ein Wesen fehlet euch, und Alles ist so leer!

Wenn früh die Sonne uns die ersten Strahlen sendet,
Gleichgült'gen Auges schau ich ihrem Laufe nach,
Ob hell, ob trüb die Luft, wenn ihren Gang sie endet,
Was frag' ich nach der Sonn'? Ich hoff' auf keinen Tag.

Und könnt' ich ihren Gang ins Ungemessne gehen,
Ich wünschte Nichts von all dem, was ihr Licht erhellt,
Es würde überall mein Auge Wüsten sehen,
Nichts, Nichts begehre ich vom großen All der Welt.

Vielleicht in Sphären, die nie ird'sche Sonnen maßen,
Dort, wo die wahre Sonn' ganz andre Himmel schmückt,
Könnt' ich mein Erdenkleid hier auf der Erde lassen,
Erschien' dem Auge, was im Traum ich oft erblickt.

Dort würd' ich an der Quell', nach der ich glühend schmachte,
Berauschen mich, dort fänd' Hoffnung und Liebe ich,
Und jenes Ideal, nach dem ich ewig trachte,
Für das auf Erden noch kein Name findet sich.

Was nehme ich nicht gleich der Morgenröthe Flügel,
O meiner Sehnsucht Ziel, und schwinge mich zu dir!
Was hält die Erde noch den freien Geist am Zügel?
Es ist der Erde ja nichts mehr gemein mit mir.

Es fällt ein herbstlich Blatt vom Stamme dieser Eiche,
Am Abend kommt der Wind und hebt's vom Boden auf,
Und weil ich selbst so sehr dem welken Blatte gleiche,
So kommt, ihr Stürme, kommt und reißt auch mich hinauf!

Zweite Betrachtung.

Der Mensch.

An Lord Byron.

Du, über den die Welt noch immer ist im Zweifel,
Geheimstes Räthsel du, Mensch, Engel oder Teufel,
Wer du auch seist, Byron, ob guter, böser Geist,
Den wild harmon'schen Sang lieb' ich an dir zumeist,
Wie ich den Donner lieb' und liebe Sturmessausen,
Wenn bei Gewittern drein die lauten Ströme brausen!
Nacht ist dein Aufenthalt, der Schrecken dein Gebiet.
So auch der Wüste Herr, der Aar, die Fläche flieht;
Er will, wie du, allein auf hohen Felsen walten,
Die Winterschnee gebleicht und die der Blitz gespalten,
Sein Blick auf Ufern nur, die Trümmer decken, ruht,
Auf Feldern, rauchend noch vom schwarzen Schlachtenblut:
Indeß die Nachtigall singt ihre Liebesklage
Und sich ihr Nestchen baut am blumenreichen Bache,

Umfliegt die Schreckenspitz' des steilen Athos er,
Schwebt über des Gebirgs Abgründen hin und her,
Und hier, umgeben oft von Gliedern, die noch zucken,
Und Felsen, triefend stets von Blut, das ein sie schlucken,
Da hat er seine Lust an seiner Beute Schrei'n
Und schläft, vom Sturm gewiegt, in seiner Freude ein.

Dir, Byron, gleich dem Aar, dem Räuber in den Wüsten,
Klingt der Verzweiflung Schrei auch stets am allersüß'sten.
Das Böse deine Lust, der Mensch dein Opfer ist,
Dein Auge, wie Satan, den dunklen Abgrund mißt,
Drein deine Seel' sich stürzt, fern Gott und lichtem Leben,
Wenn ewig Lebewohl der Hoffnung sie gegeben.
Wie er, der Satan, herrscht, in seinem finstern Haus,
So bricht dein wilder Geist in Todtensänge aus,
Er jauchzt vor Freude und du singst nach Höllenweise
Des Bösen düstrem Gott ein düster Lied zum Preise.
Doch gegen das Geschick — wozu denn stets der Groll?
Was an ein toller Geist dem Schicksal haben soll?
Wie deines Auges Blick ist die Vernunft beschränket;
Drum nie zu weit hinaus Aug' und Vernunft gelenket!
Wir sehen außerhalb uns Alles schwinden, flieh'n;
In diesen kleinen Kreis hat Gott gestellt dich hin.
Wie? Und warum? Wer weiß? Es mußten auf sein Winken
Aus seinen Händen Welt und Menschen ihm entsinken,
Wie er den Sand ans Meer gestreuet haben mag,
Wie an dem Himmel er vertheilet Nacht und Tag;
Er weiß; es ist genug: sein ist die Welt, die weite,
Und uns gehöret Nichts, gar Nichts an, als das Heute.
Erkennen wollen und Mensch sein ist unser Fluch,

Nichts wissen, dienen heißt des Schicksals herber Spruch.
Herb, Byron, ja; auch ich hab d'ran gezweifelt lange,
Doch vor der Wahrheit — was zurückfliehn feig und bange?
Ja, deine Würde ist vor Gott, sein Werk zu sein
Und der Abhängigkeit anbetend dich zu freu'n.
Ein fliegend Stäubchen bist du in der Wesenreihe,
Drum seinem Plan verschmelz' dein Wille sich, der freie,
Du fühle stets dich nur durch seinen Geist bestehn,
Such' durch dein Dasein schon ihn zu verherrlichen.
Die, die Bestimmung hast du. Statt sie anzuklagen,
Küss' lieber jenes Joch, das stets du willst zerschlagen!
Vom Götterthron herab, den deine Frechheit bloß
Sich angemaßt! Schön, gut ist Alles, Alles groß
An seinem Platz; vor dem, deß Worte Dasein gaben
Dem All, ist ein Insekt, was eine Welt, sie haben
Gekostet beide ihn gleichviel.

„Doch dies Gesetz muß die Gerechtigkeit empören!
„Nur eine Laune ist's, und die sollt' ich verehren?
„Nur eine Grub', in der Vernunft den Hals stets bricht."
Bekennen wir's, Byron, und richten wir es nicht!
Viel Nebel meinen Geist, wie deinen, auch verhüllen,
Und nicht gebührt es mir, die Welt dir zu enthüllen.
Erkläre der sie dir, der ihr das Dasein gab!
Je mehr ich darin forsch', je tiefer stürz' hinab
Ich in den Abgrund. Hier kommt Plage nur auf Plage,
Schmerz kettet sich an Schmerz, wie folgt der Tag dem Tage.
Im Wünschen maaßlos und in der Natur beschränkt,
Ist ein gefallner Gott der Mensch, der stets noch denkt
Des Himmels, habe er, der Herrlichkeit, der alten,

Enterbet, des Verlusts Erinnerung behalten,
Ahn' in der Wünsche unersättlichem Begehr
Von ferne schon voraus die künft'ge Größe er.
So unvollkommen und gefallen, dar uns bietet
Das größte Räthsel er. Auf Erden angeschmiedet,
Ein Sklav, zur Freiheit fühlt geboren er sein Herz;
Unglücklich seufzet er nach Glück in tiefem Schmerz;
Durchdringen will die Welt er und sein Aug' erblindet,
Stets will er lieben und das, was er liebt, verschwindet!
Eden's Verbannten ist ein jeder Mensch wohl gleich:
Als jenen Gott stieß aus des Paradieses Reich,
Setzt er sich weinend hin vor den geschlossnen Thoren,
Stets schauend hin nach dem, was er so bald verloren.
Er hört von Ferne, wie im sel'gen Aufenthalt
Der ew'gen Liebe Ton harmonisch wiederhallt,
Hört aus der Engel Mund die heil'gen Lieder klingen,
Die dort, in Gottes Schoos, Lob, Ruhm und Preis ihm singen;
Es reißt mit wildem Schmerz vom Himmel sich sein Blick
Und fällt mit Schrecken auf sein eigen Loos zurück.

Weh, weh dem, der in der Verbannung trüber Enge
Aus einer Welt, die er beneidet, hört die Klänge!
Sobald vom Nektar hat gekostet die Natur,
An diese Wirklichkeit sie ekelt fürder nur:
Die Seele schwärmet in der Möglichkeit Revieren,
Das Wirkliche ist ihr zu eng; dort baut mit ihren
Maaßlosen Wünschen sie sich eine Wohnung dann,
Wo Kenntniß, Liebe man auf immer schöpfen kann,
Wo Oceane sich mit Licht und Schönheit füllen,

Des Menschen heißen Durst von Neuem stets zu stillen,
Wo Träume ihn im Schlaf entzücken, himmlisch hehr,
Daß bei'm Erwachen er sich selbst nicht kennet mehr.

Das, Byron, war dein Loos; dies Loos war mir bescheeret,
Den gift'gen Becher hab' auch ich, gleich dir, geleeret;
Von wem sie sei, hab' ich gefraget die Natur,
Warum sie sei, befragt ich jede Creatur,
Ich mußte um ihr Wort die Welt umsonst anflehen,
Mein Aug' war offen auch, und ohne 'was zu sehen,
Tief in den Abgrund hat mein Blick sich hingewagt,
Vom Staube bis zur Sonn' hab' Alles ich gefragt,
Ich bin die Zeiten vor, bin sie zurückgegangen,
Bald übers Meer geschifft, zu Weisen zu gelangen;
Doch ein verschlossen Buch dem Hochmuth bleibt die Welt!
Bald zu enträthseln mir das All, das unbeseelt,
Bin draus in der Natur ich tagelang gewesen,
Ob einen Sinn ich könnt' aus ihrer Sprache lesen.
Ich suchte das Gesetz, nach dem die Himmel gehn
Die Glanzesbahnen hin, die Newton mich ließ sehn;
Der Asche dacht' ich nach von den zerstörten Reichen,
Und Rom hat mich gesehn in heil'ge Gräber steigen,
In Gräbern rühreten die heil'gen Schatten sich,
Der Helden Asche wog in meinen Händen ich.
Ich fragte wiederum bei ihrem nicht'gen Staube
Nach der Unsterblichkeit, die ich, wie Jeder, glaube!
Was sag' ich? An dem Bett von vielen Sterbenden
Wollt' die Unsterblichkeit im letzten Blick ich sehn;
Auf Bergen, um die sich die ew'gen Wolken legen,
Auf Fluthen, welche auf die ew'gen Stürme regen,

Rief ich und trotzte kühn dem wilden Element.
Es sollte die Natur, hab' damals ich gewähnt,
Gleich der Sybille, die Entzückungen erfassen,
Doch Ein Orakel mich endlich vernehmen lassen;
Ich habe mich mit Lust versenket in ihr Graun'
Und nirgends konnte ihr Geheimniß ich erschaun;
Ließ ich den Blick auf sie im Sturm, im Frieden schweifen,
Ich sah Gott überall, doch konnt' ihn nicht begreifen;
Und Gutes, Böses sah, zwecklos, ohne Verstand,
Ich aufs Gerathewohl entsinken seiner Hand.
Wo Bessres konnte sein, hab' Uebel ich gesehen,
Ich lästert' ihn, weil ich ihn konnte nicht verstehen;
Ein tauber Himmel warf die Schmähung mir zurück,
Ich konnte nicht einmal erzürnen das Geschick.
Einst, da ich über mir hatt' finster hingebrütet,
Mit ungestümer Klag' den Himmel recht ermüdet,
Da drang ins Herz ein Strahl mir aus dem Himmel vor
Und preisen mußte ich, was ich verflucht zuvor;
Entgegen kämpfte ich nicht der Begeistrung Feuer,
Ein Hymnus der Vernunft erklang von meiner Leyer.

— „Preis dir, in Ewigkeit, in alle Zeit rühm' ich,
„O ewige Vernunft, o höchster Willen dich!
„Deß Gegenwart im Unermeßlichen sich findet,
„Deß Dasein jeder Tag aufs Neue mir verkündet!
„Dein Schöpferhauch hat sich herabgesenkt zu mir
„Und der, der nicht war, sieh' er stehet nun vor dir!
„Eh' ich mich selbst erkannt, ist mir bekannt geworden
„Dein Ton, ich habe mich geschwungen zu den Pforten
„Des Seins; hier bin ich, sieh: das Nichts im Werden grüßt

„Dich, sieh hier bin ich: doch, was bin ich! Das zerfließt
„Ins Nichts, ein denkendes Atom: wer kann ermessen
„Den hohen Unterschied von mir und dir, durch dessen
„Hauch ich entstanden bin, und ward es nicht gewahr —
„Was schuldetest du mir, eh' ich geboren war?
„Nichts vor, Nichts nach: Preis dir, du Ziel aller Gedanken!
„Wer Alles aus sich schöpft, hat Alles sich zu danken.
„Genieße, Meister, nun des Werkes deiner Hand,
„Befiehl und schalte jetzt und mache mir bekannt
„Den hohen Willen, zeig' mir an den Tag, die Stelle,
„An der vollbringe ich die göttlichen Befehle;
„Ich will nicht fragen dich, will widerstreben nicht,
„Nein, gehen, still, von selbst, wohin dein Wort mich spricht,
„Wie jene Sterne, die, hoch überm Reich der Wolken,
„Voll treuer Liebe nach nur deinem Schatten folgen,
„Will schwimmend ich in Licht oder in Nacht versenkt
„Gehorsam geh'n, wohin ein Wink von dir mich lenkt.
„Würd'st wählen du mich, zu verbreiten über Welten
„Die Strahlen, die mich selbst aus deinem Aug' erhellten,
„Umgäb' ein heller Kreis von tausend Sternen mich,
„Umflög' in Einem Flug des Himmels Wölbung ich;
„Ja, würdest du vielleicht, ein unbekanntes Wesen,
„Ein Stäubchen an dem Rand des Nichts mich einst vergessen,
„Gestaltetest aus mir ein Sandkorn, das verwehn
„Die Winde, hießest fern, fern von dir weg mich gehn:
„Dein Werk wär' Alles, ich, stolz auf mein Loos, würd' schweigen
„Und unverändert dir die gleiche Liebe zeigen,
„Die gleiche Huldigung empfingest du von mir,
„Ich stammelte am Rand des Nichts noch: Preis sei dir!

„Wie für mich Erdensohn sich das Geschick auch wende,
„Es bleibt geheimnißvoll, ein Räthsel ist mein Ende;
„Dem wandelnden Gestirn der Nacht gleich' ich zumeist,
„Das auf der dunkeln Bahn, die ihm der Herr anweist,
„Von einer Seite strahlt mit ewigem Gefunkel
„Und mit der andern liegt in tiefem Todesdunkel.
„Der Mensch, das ist der Punkt, an den geknüpft die zwei
„Unendlichkeiten hat die Allmacht. Wohl, es sei!
„Auf jedem andern Grad, nicht so unglücklich wollte
„Vielleicht ich sein — allein ich bin, was ich sein sollte;
„Dich, Unsichtbarer, bet' ich an voll Andachtsglut:
„Preis dir, der du mich schufst! das, was du thust, ist gut.
„Indessen drückt die Last der Fesseln mich danieder,
„Unglück zieht mich vom Nichts in Grabestiefe nieder;
„Auf meinen dunklen Pfad scheint kein erhellend Licht,
„Ich weiß, woher ich komm', wohin ich gehe, nicht,
„Umsonst ruf' ich zurück den Lenz, den ich genossen,
„Dem Strome gleich, der schon am Quelle trüb geflossen.
„Preis dir! Unglück wählt' mich, noch eh' ich ward, für sich,
„Und deine Hand ergriff, ein lebend Spielwerk mich;
„Des Elends Brod aß ich, statt Wasser kühlen Bornes
„Hab' ich getrunken nur das Wasser deines Zornes.
„Preis dir! Ich rief, du gabst nicht Antwort mir zurück,
„Zur Erde nieder senkt' beschämt ich meinen Blick,
„Und der Gerechtigkeit Licht sucht' ich drauf dort oben,
„Es hat sich, Herr, doch nur, zu richten mich, erhoben.
„Preis dir! Was Unschuld heißt, du findest's schuldig doch:
„Es blieb mir auf der Welt ein einzig Wesen noch;
„Du hattest selbst mein Sein ins seinige verschlungen,
„Sein Leben hatte ganz das meinige durchdrungen;

„Wie eine grüne Frucht, die man vom Zweige knickt,
„Ward vor den Jahren sie vom Herzen mir gepflückt!
„Du wolltest, daß der Schlag mir recht empfindlich werde
„Sie welkte langsam hin, eh' sie verließ die Erde;
„Drin ich mein Schicksal las, im Angesicht so bleich,
„Konnt' ringen sehen Tod und Liebe ich zugleich;
„Oft glaubt' die Flamme ich im Auge schon erstickct,
„Wenn drauf die kalte Hand der nahe Tod gedrücket,
„Da ward vom Liebeshauch sie wieder angefacht.
„Sonne! noch einen Tag! hab' täglich ich gesagt.
„Gleich dem Verbrecher, der verurtheilt ohne Schonung,
„Lebendig stieg hinab in seine dunkle Wohnung,
„Sich übers letzte Licht, das matt und matter glüht,
„Voll Schwermuth neiget hin und es erlöschen sieht,
„Hätt' gern gehalten ich den Geist, der wollte schwinden,
„In ihrem letzten Blick glaubt' ich ihn noch zu finden!
„Ihr letzter Seufzer starb in Gottes Schooße schon,
„Mit ihm flog aus der Welt die Hoffnung mir davon!
„Wenn meine Lippen da aus Lästerungen stießen,
„Verzeihung... ich bereu': Der Herr, Er sei gepriesen!
„Zu brausen schuf den Sturm, zu rauschen stets das Meer,
„Zu brennen Sonnen und den Mensch zu leiden Er!

„Wie habe dies Gesetz des Daseins ich erfüllet!
„Auch die Natur gehorcht, doch ohne daß sie's fühlet;
„Nur ich entdecke dich in der Nothwendigkeit,
„Bring' meinen Willen dar mit großer Freudigkeit;
„Nur ich weiß dem Gesetz mit Einsicht zu genügen,
„Nur ich gehorche ihm, mit Lust und mit Vergnügen;
„Es ist Genuß mir, zu erfüllen jeder Zeit,

„Was meines Seins Gesetz und was mir Gott gebeut;
„In meinem Schicksal will ich seine Weisheit ehren
„Und selbst sein Strafgericht soll meine Liebe mehren:
„Preis dir! Preis dir, o Herr! vernichte mich, thu' mir,
„Wie dir gefällt. Du hörst nur: Preis sei ewig dir!"

So meine Stimme ist zum Himmel aufgestiegen:
Den Himmel pries ich hoch und er hat nicht geschwiegen.
Doch, meine Leyer! still! Und du, der allerwärts
In seinen Händen hält fühlender Menschen Herz,
Laß, Höllensänger, auf dein Lied zum Himmel schallen,
Wie den Verdammten, wird dem Himmel es gefallen,
Ergieß in Strömen dich, Byron, von Harmonie,
Nur für die Wahrheit schuf der Himmel das Genie.
Bei deiner Stimme senkt vom ew'gen Flammenquelle
Vielleicht ein Strahl sich in das Dunkel deiner Seele;
Wirst du ergriffen erst vom heil'gen Feuer sein,
Wiegt wohl dein eigen Spiel dein Herz in Ruhe ein;
Vielleicht in deine Nacht der Himmel Klarheit gießet,
Du gieß'st dann über uns, was dich selbst überfließet.
Kläng' deine Leyer je, der keine andre gleicht,
Von deiner Leiden Preis, durch Thränen tief erweicht,
Würd'st aus der Tiefe du der ew'gen Schatten dringen,
Gefallner Engel, du, und deine Flügel schwingen,
Flögst lichten Fluges du zum hellen Tag empor
Und nähmest deinen Platz ein in dem heil'gen Chor,
Nie hätt' das Echo noch der hohen Sternenhallen,
Die Harfen nicht von Gold, die selbst dem Herrn gefallen,
Nie hätt' der Seraphim melodischer Gesang
Die Himmel noch entzückt mit göttlicherem Klang!

Muth, du entartet Kind von einem Götterstamme!
Es leuchtet auf der Stirn dir noch des Genius Flamme!
Die hohe Abkunft zeigt uns Alles an, zumal
Der Glanz in deinem Aug', der dunkle Himmelsstrahl!
Erkenn' dich, König du unsterblicher Gesänge!
Den Söhnen laß der Nacht des Zweifels düstre Klänge,
Verschmäh' den Weihrauch, der so tief von unten kommt;
Wo Tugend nicht ist, ist kein Ruhm, der wahrhaft frommt.
Werd' wieder, was du warst, und laß dich dran Nichts hindern,
Sei eines von des Ruhms, des Lichtes reinen Kindern,
Die Gott der Herr bestimmt zu himmlischem Beruf
Und die zum Singen er, zum Glauben, Lieben schuf!

Dritte Betrachtung.

An Elvira.

Des Anio Wellen schlagen immer
Den Namen Cynthia noch an Tibur's Felsen hin;
Den Namen Laura wird Vauclüse vergessen nimmer
Und in Ferrara auch wird blüh'n
In alle Ewigkeit Lenorens Reiz und Schimmer.
Glücklich die Schönheit, die ein Dichter betet an!
Dem Namen Heil, den er besang!
Die seine stille Liebe sich gewann,
Sie kann, kann sterben, ja, doch immer weiht,
Wen heiß der Dichter liebt, er einem ew'gen Leben,
Geliebter, Liebende, auf Geistesflügeln schweben,

Und gleichen Flugs, empor sie zur Unsterblichkeit.
Ach! könnt mein schwaches Boot, durch Stürme weit verschlagen,
In sanfter Winde Hut erreichen sichern Port,
Säh' schön're Sonnen ich mir über'm Haupte ragen,
Versüßten Thränen mir vom Lieb das bittre Wort:
Stirb! scheuchten von der Stirn die Todesschatten fort!
Vielleicht.... ja, o verzeih', verzeih', Herr meiner Leyer,
Vielleicht ich wagte es — was wagen Liebende —
Zu flammen kühn empor, wie meiner Liebe Feuer,
Und mein Entzücken stolz zu singen, frei und freier,
Damit von unsrer Lieb' ein würdig Denkmal steh'.
Gleichwie der Wandrer, wenn er ein Stück Wegs vollendet,
Gern einen Augenblick im luft'gen Thale weilt,
Dann aber in den Baum, der Schatten ihm gespendet,
Ein seinen Namen gräbt, eh' er von hinnen eilt.

. . . .

Siehst du, wie Alles wird in der Natur zu nichte?
Der Wald verliert sein Laub, die Erde ihre Früchte,
Der Fluß sein Wasser in dem weiten Meeresschoos;
Durch einen Windhauch wird der Fluren Pracht zerstöret
Und, was vom Herbstessturm geblieben unverheeret,
Das reißt am Jahresschluß des Winters Hand noch los!
Ein Riese, wohlbewehrt, deß Schwert nicht zu besiegen,
Zwingend mit ehr'ner Kraft die Wesen allzumal,
Die Zeit, mit ihr der Tod, auf ihren ew'gen Flügen,
Erneuert immerdar dies stets bewegte All!
Und in Vergessen fällt, in ew'ges, was sie pflücket:
Wie seine Krone sah der Sommer bald geknicket
Und fallen in der Schnitter Hand;

Wie unterm Messer sich der Winzer schon erblicket
Die Traube, deren Stock noch kaum in Blüthe stand:
So fallt auch ihr dahin, des Lebens kurze Blüthen!
Du Jugend, Liebe du, du Freude, du Schönheit,
Geschenk von einem Tag, der einmal nur hienieden
Uns glänzt, so fallt ihr, ist nicht das Genie bereit,
Zu geben euch Unsterblichkeit.

O schau mitleidig an, was man so Jugend heißt,
Von Schönheit glänzend und voll Uebermuths im Geist:
Was bleibt ihr, wenn sie ausgeleert die Zauberkelche?
Was bleibt ihr? höchstens die Erinnerung. Und welche?
Und dann das Grab, das all ihr Sein in sich verschließt.
Von ihrer Liebe wird kein Lied je Zeugniß geben;
Doch wenn Jahrtausend um Jahrtausend auch verfließt,
Elvira, du wirst ewig leben!

Vierte Betrachtung.

Der Abend.

Der Abend naht mit tiefem Schweigen,
Auf kahlem Felsen sitz' ich hier,
Folg' in dem öden Luftrevier
Den Schatten, die heruntersteigen.

Schon seh' ich Venus dort erglüh'n,
Den Liebesstern mit seinem süßen
Geheimen Glanze sich ergießen,
Ein weißer Schleier auf das Grün.

Die zarten Zweige hör' ich beben
Der dunkellaub'gen Buche hier,
So linde, leis, unhörbar schier,
Wie Schatten wohl um Gräber schweben.

Da plötzlich bricht ein Strahl herfür
Vom blaßen nächtlichen Gestirne,
Still gleitend über meine Stirne,
Sanft rührend meine Augen mir.

Du holder Schein aus fernen Sphären,
Reizvoller Strahl, sprich, was willst du?
Bringst du dem kranken Herzen Ruh,
Willst du der Seele Licht bescheeren?

Stiegst du herab aus hoher Luft,
Den Weltendrang der Brust zu stillen,
Der Sphäre Räthsel zu enthüllen,
In die der Tag zurück dich ruft?

Zieht es geheim dich hin zu Allen,
Die weggeworfen hat das Glück?
Und läßt du nächtlich deinen Blick
Als Strahl der Hoffnung auf sie fallen?

Entschleierst du die Zukunft wohl
Dem Herzen, das so oft drum flehte?
Bist, Himmelsstrahl, du Morgenröthe
Des Tags, der ewig währen soll?

Mein Herz wird licht an deiner Helle,
O sel'ge Lust, die ich empfind',
Ich denk' an die, die nicht mehr sind:
Süß Licht, bist du wohl ihre Seele?

Es sind die Theuren sicherlich,
Die dorten auf und niederschweben,
Von ihrem lieben Bild umgeben,
Fühl' ich schon näher ihnen mich!

Ach! seid ihr's, Sel'ge, kommet wieder,
Wenn still der Tag und Niemand wacht,
Kehrt, Schatten, wieder jede Nacht,
Senkt euch in meine Träume nieder,

Mit Frieden, Liebe, die die Welt
Geraubt mir, meine Seele labend,
Dem kühlen Thaue gleich am Abend,
Der nach der Tages Hitze fällt.

Kommt! .... Doch — ich sehe, das Gefunkel
Des Strahls wird trüb, glanzlos sein Lauf,
Es steigen schwarze Dünste auf
Und Alles liegt im tiefsten Dunkel.

Fünfte Betrachtung.

Das Thal.

Mein Herz, so satt der Welt und selbst der Hoffnung müde,
Bestürmt nicht länger mehr mit Wünschen das Geschick;
Der Kindheit Thäler ihr, gewährt mir nur, ich bitte,
Ein kurz Asyl, wo still mir brechen kann der Blick!

Da ist der schmale Pfad, der hin zum Thale leitet,
Um das sich rings herum der dichte Wald gehängt,
Der über meine Stirn den dunkeln Schatten breitet
Und ganz in Ruhe und in Frieden ein mich senkt.

Zwei Bäche rauschen dort hin unter grünen Brücken,
Es malt den Umriß mir des Thals ihr Silberlauf;
Man kann nur kurze Zeit vereinigt sie erblicken,
Sie hören namlos bald, nicht fern der Quelle, auf.

Zerronnen ist wie sie der Strom von meinen Tagen,
Still, namlos floß auch er und ohne Wiederkehr;
Sie blieben rein; das kann mein Geist nicht von sich sagen,
Trüb ward er, spiegelt nie des Himmels Klarheit mehr.

Es hielt das kühle Bett, der Schatten, der drauf lieget,
Mich manchen Tag schon fest an dieser Bäche Rain,
Wie durch ein einfach Lied ein Kind wird eingewieget,
Schlief meine Seele bei des Wassers Rieseln ein.

Vom grünen Zauberkreis der Bäume hier umgeben,
Begehrt mein Auge aus der weiten Welt Nichts mehr,
Ich weile gerne hier allein, voll Lust und Leben,
Wenn ich den Himmel seh', die Wellen rauschen hör'.

Was ich gesehn, gefühlt, geliebt, nicht zu ermessen
Ist's, und des Lethe Ruh' ersehne ich allein,
Hold Plätzchen, sei du mir der Ort, um zu vergessen,
Vergessen nur kann längst mein höchstes Glück noch sein.

Mein Geist wird ruhig und des Herzens Gram gelindert,
Ringsum ist's still und das Geräusch der Welt verhallt,
Dem Tone gleich, der durch Entfernung wird gemindert
Und windgetragen in das Ohr, kaum hörbar, schallt.

Ich seh' das Leben, als ob's eine Wolk' verhüllte,
Im Schatten schwindet es mir der Vergangenheit;
Die Liebe nur blieb mir, gleich einem hehren Bilde,
Das aus dem Traume uns noch bei'm Erwachen freut.

Hier, Seele, ruhe aus, im letzten der Asyle,
Dem Wandrer gleich, deß Herz voll hoher Hoffnung ist,
Der, ehe er die Stadt betritt, am Thor steht stille
Und die balsam'sche Luft des Abends noch genießt.

Ich schüttle ab, gleich ihm, den Staub von meinen Füßen,
Es gehet diesen Weg kein Mensch hinab, hinan;
Ich athme ein, gleich ihm, am Lebensziel den süßen,
Den holden Frieden, der dem ew'gen geht voran.

Wie Herbstestage ernst sind deine Tage, neigen
Wie jene Schatten an der Hügel Abhang sich;
Du mußt allein den Pfad des Grabs hinuntersteigen,
Freundschaft verräth dich und Mitleid verlässet dich.

Doch die Natur hier ruft dich zu sich, will dich lieben;
O eil' in ihren Schoos, der immer offen steht!
Ob Alles wechselte, Natur ist gleich geblieben,
Ob Alles wechselt, auf die gleiche Sonne geht.

Natur umgibt dich noch mit ihrem Licht und Schatten:
Den falschen Gütern hast gehuldigt du zu lang;
Aufs Echo horche hier, wie schon die Alten thaten,
Und mit Pythagoras horch' auf den Sphärenklang.

Am Himmel folg' dem Tag, dem Schatten folg' im Thale,
Und mit dem Sturme flieg' auf in der Luft Gefild,
Gleit' mit des blassen Monds geheimnißvollem Strahle
Hin durch den Hain, der oft in Dämm'rung dich gehüllt.

Gott schuf, zu fassen ihn, den Geist; o lasse zeigen
In der Natur dir den, aus dessen Hand sie kam!
Laut eine Stimme spricht zum Geist in ihrem Schweigen;
Wer ist, der diese Stimm' im Herzen nie vernahm?

Sechste Betrachtung.

Verzweiflung.

Kaum hatte aus dem Nichts das Wort aus Gottes Munde
Die Welt gerufen in verhängnißvoller Stunde,
Da wandt' er seinen Blick
Vom unvollkommnen Werk mit höhnender Geberde,
Er stieß mit zorn'gem Fuß es in den Raum und kehrte
In seine Ruh' zurück.

Geh deinem Elend will ich dich nun überlassen,
Sprach er, nicht lieben kann ich dich, kann dich nicht hassen,
Du bist gar Nichts vor mir:
Roll' aufs Gerathewohl im Raum des All des weiten,
Es möge fern von mir dich das Verhängniß leiten,
Unglück sei König dir.

Er sprach's: dem Geier gleich, der sich auf seine Beute
Stürzt, stößt das Unglück aus, ein Zeichen seiner Freude,
Erst einen gellen Ton,
Dann packt's mit seinen Klau'n die Welt als Auserkorne,
Und schürt die ew'ge Glut von seinem ew'gen Zorne
Nun manch Jahrtausend schon.

Das Unglück hat seitdem in seinem Reich regieret,
Seitdem litt, was nur denkt und Leben in sich spüret,
Seitdem litt die Natur;
Und Körper, Seele und wohin das Auge dringet,
Es seufzet Alles, durch die ganze Welt erklinget
Ein langer Seufzer nur.

Nun richtet euern Blick hinauf zur Himmelssphäre,
Sucht Gott in seinem Werk, fleht, daß er euch erhöre,
Der Tröster, Hülfe reich'!
Unglückliche! sein Sinn ist von euch abgeneiget,
Ihr suchet einen Halt an ihm? Das Weltall zeiget
Euern Verfolger euch.

Wie werd', unsel'ge Macht, ich dich benennen können?
Man mag Verhängniß dich, Natur, Vorsehung nennen,
Geheimnißvoll Gesetz,
Mag vor dir zittern, mag mit Lästerung dir dräuen,
Empöret, demuthsvoll, dich lieben oder scheuen;
Du bist, du bist es stets!

Ließ meine Stimme einst, wie ihr, zur Hoffnung schallen
Und mein getäuschter Geist, er trank mit Wohlgefallen
Ihr süß berauschend Gift,
Sie läßt den Abgrund uns von fern wie Licht erglänzen
Und schmücket dem Unglück die Opfer noch mit Kränzen,
Ehe sein Beil sie trifft.

O wählt' das Unglück doch den Zehnten aus uns Allen,
Oder ließ seine Hand es auf uns Alle fallen
Und zöge keinen vor!
Doch stets sah man, wie es der höchsten Tugend Meister,
Schönheit und Edelmuth, der Menschheit größte Geister
Zu Opfern sich erkor.

So, wenn einst Götter voll Blutgier unschuld'ger Heerden
Blutende Erstlinge zu Opfern sich begehrten,
Bracht' in dem Tempel man

Von hundert Stieren, die ganz auserlesnen Stammes,
Ein Opfer dar, es floß das Fett des reinen Lammes
Von den Altären dann.

Allmächt'ger Schöpfer du, du Urquell aller Wesen,
Dem Alles möglich war, noch ehe sie gewesen,
Herr der Unendlichkeit,
Wer konnte, König, dich denn einstens daran hindern,
Daß Glück und Leben du nicht schöpftest deinen Kindern
Aus deiner Ewigkeit?

Nie hätte deine Füll' ein Ende können nehmen,
Und wäre durch die Welt unendlich Glück in Strömen
Maaßlos dahin gerollt.
Nichts kostet dich Raum, Zeit, was soll ich Alles nennen! —
Es schaudert die Vernunft, du hättest Alles können,
Und du hast nicht gewollt.

Daß du uns werden ließßt, was haben wir begangen?
Hat dich um unser Sein das Nichts wohl angegangen?
Nahm es dasselbe an?
Hat deine Laune uns, Zufall, vielleicht geschaffen?
Erdulden wir vielleicht für Gott die Höllenstrafen,
Daß Er glücklich sein kann?

So steigt zum Himmel auf als Weihrauch, wer ihr immer,
Ihr Thränen, Seufzer ihr, du Aechzen, du Gewimmer,
Läst'rung und Lobgesang!
Der Todten Stimmen, Blutgeschrei, ihr ew'gen Klagen,
Zur stummen Wölbung des Verhängnißpalasts tragen
Sollt ihr den wirren Klang!

Erheb' die Stimme, Erd'; Himmel antwort': Abgründe,
Des Todes schwarzes Haus, ihr finstren Leichenschlünde —
Ein Seufzer brech' hervor!
Und ew'ge Klage sich allüberall erhebe,
Und eine Stimm' der Schmerz jedwedem Wesen gebe,
Zu stöhnen laut empor!

Was hast du seit dem Tag, da die Natur, entnommen
Dem Nichts, aus deiner Hand als rohes Werk gekommen,
Sprich, was hast du gesehn?
Wie sich die ganze Welt im Schmerze krampfhaft windet,
Wie alles Fleisch seufzt, ach, und jedes Leben findet;
Das Nichts, das Nichts so schön!

Die Elemente, die sich immerdar bekriegen,
Die Zeit, die stets zerstört, der Alles muß erliegen,
Die Zeit, die Alles pflückt,
Auf Trümmern sitzt und schaut auf deiner Werke Loose,
Des Todes harrend, der oft schon im Mutterschoose
Den Menschenkeim erstickt.

Die Tugend, wehrlos der Vermessenheit erliegend,
Die Wahrheit weit verbannt, Betrug und Irrthum siegend,
Die flüchtige Freiheit,
Zum Opfer dargebracht der Welt lebend'gen Götzen,
Und die Gewalt, bemüht stets, auf den Thron zu setzen
Die Ungerechtigkeit!

Die Tapferkeit, allein der Schlachten Ausgang lenkend,
Und Cato, der, noch frei, den Dolch ins Herz sich senkend,
Auf Plato's Lehre schwur!

Und Brutus, der, den Tod gern für die Tugend leidend,
Doch zweiflend von ihr spricht, aus diesem Leben scheidend:
Du bist ein Name nur.

Das Glück, stets nur an der Verbrechen Seite gehend,
Gekrönten Frevel, als Gesetz forthin bestehend,
Gedüngt mit Blut die Welt!
Vererbend ewig sich, die Ungerechtigkeiten!
Und das Jahrhundert, das, verscheidend, seine Leiden
Dem werdenden erzählt.

Wie? so viel Frevel, so viel Strafen, so viel Qualen?
Und noch sind nicht genug Opfer durch sie gefallen,
Du willst stets neue sehn?
O Sonne, Zeugin du der Leiden dieser Erde,
Wo ist der Tag, da nicht von dir beschienen werde
Die Angst der Sterblichen?

Der Schmerzen Erben ihr, Schlachtopfer ihr des Lebens,
O hoffet, hoffet nie, ihr hoffet doch vergebens,
Das Unglück schläft nicht ein,
Eh' euch der blasse Tod mit seinem Flügel decket,
Euch mit dem ew'gen Schmerz in ew'ge Ruhe leget,
Ins tiefe Grab hinein.

Siebente Betrachtung.

Die Vorsehung an den Menschen.

Wie? Sohn des Staubs, du wagst, dein Dasein zu verfluchen?
Wie? Klagest mich noch an für das, was ich dir gab?
Kannst vor der Liebesfüll' den Blick zu schließen suchen,
Die ich bewiesen hab'?

Du hattest, Thor, noch nicht die Augen aufgeschlagen,
Da war ich schon bedacht dir auf ein glücklich Loos;
Da hat als seine Frucht der ew'ge Geist getragen
Dich schon in seinem Schoos.

Dein künftig Sein beschloß ich schon, eh' du die Erde
Betratst. Ich ruf' der Zeit und halte sie zurück;
Endlich erschien der Tag, an dem ich sprach: Nun werde
Zum Ruhm mir, dir zum Glück!

Du wardst, die Liebe gab, unsichtbar gegenwärtig,
Ihr hohes Werk nicht preis zufälligem Geschick;
Nein, holde Wärme drauf dem todten Sinn bescheert' ich
Aus meinem Feuerblick.

Geheimnißvolle Milch hab' ich der Brust gegeben;
Du hast dich oft berauscht an diesem Liebesquell.
Das Antlitz hieß ich dir ein Augenpaar beleben,
So licht, so tageshell.

Die Sinne hemmend dir die Seele erst umgaben,
Dann aber hat sie der Vernunft geöffnet sich;
Du dachtest, der Gedank' ward Wort, und drein gegraben
Hab' meinen Namen ich.

Und o wie glänzend ist gewesen
Der Name, der sich dargestellt!
Konnt'st meine Größ' am Himmel lesen,
Sahst meine Güte auf der Welt!
Und mein Verstand war Ordnung nur und
Von meiner Vorsicht zeugt' Natur und
Von meiner Unermeßlichkeit
Der Raum, es schien dir zu erfüllen
Stets das Verhängniß meinen Willen,
Stellt' meine Dauer vor die Zeit!

Du pflegtest sonst zu mir zu beten,
Zu preisen mich in deinem Glück,
Voll Herzenseinfalt hinzutreten
Im Heiligthum vor meinen Blick.
Doch da des Unglücks Schatten haben
Die hehre Klarheit nun begraben,
Die beim Erwachen um dich her,
Jetzt willst du mich durch Lästern schrecken
Und Wolken deine Seele decken,
Du glaubst an keine Sonne mehr.

„Ein großes Räthsel warst du immer,
„Womit das Schicksal höhnt den Geist;
„Die Welt hier ist dein Sinnbild nimmer,
„Sie ist so schlecht und ärmlich meist."
Willst dem Gesetz, das Deinesgleichen
Ich gab, das mein'ge du vergleichen?
Halt den Gedanken ferne dir!

Den hohen Unterschied erfahre:
Gerecht zu sein, hast du nur Jahre,
Ich hab' die Ewigkeit vor mir!

Wird meine Weisheit einst dir stehen
Entschleiert vor den Augen da,
Dann wirst du nichts als Gutes sehen,
Wo deine Schwachheit Uebel sah.
All dieses Dunkel wird sich heben,
Hervor wird deine Freiheit schweben,
Siegreich, sammt der Gerechtigkeit.
Die Flamme nur kann Reinheit geben
Dem göttlichen Gefäß, dein Leben
Sich wandelt in Unsterblichkeit!

Doch dein verstocktes Herz murrt noch und zweifelt immer.
Dem unzufriednen Aug' der Tag genüget nicht,
Und in der Sinnennacht willst sehen du den Flimmer,
Den himmlisch reinen Schimmer
Vom ew'gen Morgenlicht!

Geduld! der halbe Tag, verhüllt in düstres Grauen,
Reicht hin, zu leiten dich auf dieser Erde fort.
Geduldig mußt du sein und, wer ich bin, stets schauen,
Wie die Natur vertrauen
Auf deines Gottes Wort.

Die Erde — weiß sie wohl, warum die Hügel schwellen
Von Fruchtbarkeit, und hat der Ocean erkannt,
Wie durch des Mondes Kraft, durch meine mächt'ge Hand

Aus seinen tiefsten Quellen
Sich stürzen seine Wellen
Und schäumend dann zerschellen
Am fels'gen Uferrand?

Der Schatten meines Lichts — weiß er, wohin das Zeichen
Von meiner Hand ihn führt, weiß es die Sonne wohl?
Zieht sie sich ihre Bahn, so licht, so glanzesvoll?
Wenn in der Dämmrung Schweigen
Sie will ins Meer sich neigen,
Weiß sie, daß morgen steigen
Hervor sie wieder soll?

Doch Alles wohl besteht und sicher stets gelinget.
Ich bin's, der aus dem Schlaf die Welt alltäglich ruft,
Und meine Stimme weckt die Sonn' aus ihrer Gruft,
Daß rauschend sie erklinget
Und durch die Nebel dringet,
Mir Antwort gibt und schwinget
Sich auf den Thron der Luft.

Du, Hauch von meinem Hauch, ob dessen
Geschick mein Aug' stets Wache hält,
Du meinst, ich könne dein vergessen,
O Mensch, du König dieser Welt?
Du glaubst, daß Gott zum Schlafen tauge?
Nein! nein! sein unermeßlich Auge
Wacht über alle Welten stets.
Das Meer, das um die Erde gehet,
Der Staub, der in der Luft verwehet,
Verstehn, befolgen mein Gesetz.

Die Hoffnung scheine deinem Wege
Bis in das finstre Todesthal,
Trau' meiner Vorsicht, denn ich lege
Dir keine Schlinge, keine Fall'.
Sieh, wie sich Alles mir vertrauet,
Die ganze Schöpfung auf mich bauet,
Der Mensch nur zweifelt noch an mir!
Ich will des Zweifels nicht gedenken,
In meiner Liebe ihn versenken
Und gnädig ihn vergessen dir.

Achte Betrachtung.

Erinnerung.

Vergebens folgt der Tag dem Tage,
Und ihre Spur bemerk' ich kaum;
Doch dich, der Liebe letzten Traum,
Ich ewig in der Seele trage!

Ich sehe häufen mehr und mehr
Sich hinter mir der Jahre reiche
Zahl, gleichwie fallen sieht die Eiche
Die welken Blätter um sich her.

Mein Haupt ist durch die Zeit gebleichet;
Mein kaltes Blut fließt matter auch,
Das Wellen, die des Winters Hauch
In starres Eis verwandelt, gleichet.

Doch du, so jung, so reizerfüllt,
Wirst herrschend mir im Busen walten,
Kannst, wie die Seele nie veralten,
Mein Schmerz verschönert noch dein Bild.

Nein! Nein! Du bist mir nicht entschwunden;
Als mein verwaistes Auge dich
Auf Erden nicht mehr sah, hab' ich
Am Himmel plötzlich dich gefunden.

Dort, dort erschienest du mir so
Noch immer, wie in jener Stunde,
Da weg das Roth von deinem Munde
Auf mit dem Morgenrothe floh.

Die Schönheit hat sich mitgehoben,
Schwang sich dir in den Himmel nach,
Das Auge, das hienieden brach,
Glänzt von Unsterblichkeit dort oben.

Noch spielt des Zephyrs Liebeshauch
In deinen langen, seidnen Locken,
Um deinen weißen Busen wogen
Seh' ich die schwarzen Flechten auch.

Noch kann den leisen Schatten finden
Des Haars auf deinem Bilde ich,
Das wohl der Dämmrung gleicht, die sich
Der letzten Hülle will entwinden.

Die Sonne gehet ab und zu,
Es ist kein Ort, an dem sie bliebe;
Doch keine Nacht kennt meine Liebe,
Stets leuchtest meiner Seele du.

In Wolken, Wüsten, Thälern, Klüften
Hört dich mein Ohr, sieht dich mein Blick,
Die Welle strahlt dein Bild zurück,
Dein Ton schallt zu mir aus den Lüften.

Und liegt die Welt in tiefer Ruh
Und ich vernehm' des Windes Wehen,
Glaub' ich dich deutlich zu verstehen,
Du raunst manch heilig Wort mir zu.

Und sehe ich hinan zur dunkeln
Nacht, die ihr Haupt mit Welten schmückt,
Denk' ich, aus jedem Sterne blickt
Dein Auge — könnt' er sonst so funkeln?

Der Wohlgeruch mag himmlisch sein,
Den ein ich saug' aus Frühlingslüften,
Doch mit den allersüßsten Düften
Athm' ich nur deinen Odem ein.

Und stehe einsam und voll Thränen
Am tröstenden Altare ich
Und bete, still gekehrt in mich,
Dann trocknet deine Hand die Thränen.

Du wachst im Schlafe über mir,
Daß ja kein böser Alp mich drücke,
Ein jeder Traum, sanft wie die Blicke
Von einem Schatten, kommt von dir.

Ach daß im Schlafe deine Hände
Vom Erdenbande lösten mich,
Der Seele himmlisch Theil! und ich
In deinem Schoos erwachen könnte!

Wie ineinander mischen sich
Zwei Seufzer oder ein Paar Wellen,
So bilden unsre beiden Seelen
Nur eine, und noch seufze ich!

Neunte Betrachtung.

Ode.

Delicta majorum immeritus lues.
HORAT. od. VI. lib. III.

Volk! nimmer wird die Rache sterben
Für deiner Völker Missethat,
Von Kind auf Kindeskind vererben
Der Fluch sich ihrer bösen Saat!
Bis einst, von frommer Hand belebet,
Der hohe Bau sich neu erhebet,

Die Erd' dem Himmel näher bringt;
Bis heil'gem Eifer und Gebeten
Des Gottes Bild, in Staub getreten,
Davon zu reinigen gelingt!

Hervor aus den verlassnen Orten,
Juda's zerstörte Tempelschaar!
Erhebet euch, ihr heilgen Pforten,
Leviten, tretet zum Altar!
Die alten Harfen sollen klingen,
Ein neues Opfer müßt ihr bringen
Mit euren reinen Händen dar;
Im Bunde mit der Erde Thränen
Soll das des Herren Zorn versöhnen,
Der auf uns liegt noch immerdar.

Einst sprach voll Dünkel und mit wüth'gen
Geberden, lauter Hohn und Spott,
Das Völkchen: „Gott will uns demüth'gen;
Ein Jeder sei sein eigner Gott.
Wir wollten seh'n den Herren gerne,
Der Himmel war uns nicht zu ferne,
Wir drangen in die Tiefen hin;
Allein nicht in der Sterne Sphären,
Im Erdenschoose, in den Meeren —
Wir fanden nirgends, nirgends ihn.

„Schon können wir der Welt auch zeigen,
Wie man die Throne eben macht,
Und unsre Kühnheit sonder Gleichen
Veralteter Gesetze lacht.

Unsel'ge Sklaven, auf, gerüttelt,
Unwürd'ge Fesseln abgeschüttelt,
Schaut her, wie man die Ketten bricht!
Auf, Sterblicher, und merke jetzt dir,
Dein Wunsch ist fortan nur Gesetz dir
Und dein Vergnügen deine Pflicht!

„Den ganzen Raum hast du durchdrungen,
Du siehst die Zukunft schier voraus,
Den Blitzstrahl selbst hast du bezwungen,
Am Himmel schwebt dein luftig Haus;
Dem Feuer gleich, das Alles nähret,
Dehnt die Vernunft sich, stets gemehret,
Aus über die Unendlichkeit.
Und deiner Macht, die sich erstrecket
Auf Alles, ist als Ziel gestecket
Der Raum nur und die Ewigkeit.

„O glücklich die, die nach uns leben,
Die unsre Erbschaft treten an,
Was werden die für Schätze heben,
Was brechen sich für eine Bahn!
Was fliehn die Jahre doch so schnelle,
Schöpft unser Schicksal eine Welle
Nur aus dem Strom der Ewigkeit?
Gesetz, grausam und hart zu nennen,
Wir hätten triumphiren können;
Was hat uns nur gefehlt? Die Zeit."

Ja wohl! Die Zeit hat ob der Todten
Staub kaum erst einen Schritt gemacht!

Steigt, Väter, aus dem Grabesboden!
Hervor aus eurer finstern Nacht!
O wendet auf uns eure Blicke!
Wollt ihr an unserm Ruhm und Glücke
Nicht einen Antheil auch empfahn?
Die ihr der Welt so viel verspracht,
Von jedem Baume Früchte brachet,
Da schaut euch eure Nachwelt an!

Was seh' ich? Ihr Gesicht verhüllen
Sie, wenden weit weg ihren Blick,
Voll tiefer Schaam, mit Widerwillen,
Sie fliehen in das Grab zurück.
Nein, nein; o bleibt, der Väter Geister,
O bleibet, allerbeste Meister!
Bleibt, o die Strafe ist zu schön!
Einst zögernd, euch den Lohn zu geben,
Lass' euch der Himmel jetzo leben,
Was euer Werk ist, anzusehn!

Wo ist die Zeit, da man umgeben
Frankreich von einer ganzen Welt
Sah, sich als Glanzesstern erheben,
Der Alles rings um sich erhellt?
O einz'ge Zeit von allen Zeiten,
Aus welchen glänzenden Geleiten
Bestand des Ruhms Gefolge da!
Dem Gotte gleich, wenn er gewittert,
Hat deine Größ' die Welt erschüttert,
Die staunend deine Blitze sah.

Stets sah die Tapferkeit man blühen,
So oft es große Geister gab,
Es stieg ein Gott der Harmonieen
Für einen Helden stets herab!
Der die Begeistrung auf mußt' regen,
Am Throne seht ihn niederlegen
Die Ley'r in eine reine Hand;
Soll ich von Racine, Turenne sagen?
Wie da im römischen Siegeswagen
Stets eine Muse sich befand?

Doch was in unsrer Zeit geblüht, es
Ward stets von gift'gem Hauch verheert;
Ach! von den Zirkeln des Euklides
Ward jede schöne Kunst zerstört.
Nicht der Begeistrung hohe Flüge,
Nein trockne, kalte Rechenzüge
Gewannen jüngst bei uns den Preis:
Mit eis'gem Finger auszumessen
Natur, dünkt' uns nicht zu vermessen,
Und die Natur erstarrt' zu Eis.

Du, Priesterin, herabgekommen
Vom Pindus einst und von Zion,
Dein letzter Strahl ist uns genommen,
Du hast den Erdball nun geflohn;
Du zogst zurücke dich voll Schmerzen
Von diesen todten öden Herzen,
Die nicht mehr rührt der Leyer Klang;
Gott selbst, wenn er die Welt betrachtet,

Sie einem Tempel gleich nun achtet,
In dem kein Weihrauch, kein Gesang.

So weinet, weint denn, auszusöhnen
Die Schmach, o weinet bis ans Grab!
Und wascht mit euren heißen Thränen
Die ungeheure Schande ab!
Vom Abend bis zum Morgenschimmer
Zusammenles't des Tempels Trümmer,
Durchsucht, durchsuchet emsig sie;
Ob mög' noch Glut die Asche hegen
Und sich ein Fünkchen drin noch regen
Von Tugend oder Poesie.

Zehnte Betrachtung.

Begeisterung.

Als einst entführen Ganymedes
Durch seinen Aar der Donnrer läßt,
Das Kind dem Vogel widersteht, es
Will halten sich am Boden fest;
Doch, schwingend rasch sein stark Gefieder,
Umschlingend Ganymedes Glieder,
Entreißt der Aar der Heimath ihn,
Taub bei dem Flehn, dem Widerstreben,
Wirft er, noch zitternd und voll Beben,
Ihn vor der Götter Füße hin.

So, wenn Begeistrung, ohne Zügel,
Ein Siegesaar, du stürzst auf mich,
Beim Rauschen deiner Flammenflügel
Vor heil'gem Schauer bebe ich;
Erliege fast deinem Gewichte,
Ich fliehe, fürchte, es vernichte
Dein Dasein leicht ein menschlich Herz,
Dem Feuer gleich, vom Blitz entzündet,
Das rings verzehret, was es findet,
Altäre, Opfer allerwärts.

Umsonst die Sinne widerstreben
Allmächtiger Gedanken Chor,
Es muß sich unterm Gotte heben
Die Seele, flammend kühn empor.
In meinen Adern kreisen Blitze,
Die mich durchströmt, die glüh'nde Hitze,
Ich hab' durch Kampf sie noch genährt,
Des Geistes Lava sich ergießet,
In Harmonieen-Strömen fließet
Und unterm Fliehen mich verzehrt.

Jetzt, Muse, auf dein Opfer blicke!
Das ist nicht mehr der Stirne Schwung!
Das sind nicht mehr die hohen Blicke,
Erstrahlend in Begeisterung!
Nein, deine wilden Flammen haben
Mir meine Jugend untergraben,
Kaum blieb ein Lebensfunken mir.
Die Stirne mußte mir erbleichen,

Du siehest nichts mehr als das Zeichen
Des Blitzstrahls, der mich traf, auf ihr.

Dem kalten Dichter Heil hienieden,
Deß Spiel nie netzt der Thränen Fluth!
Seine Begeisterung voll Frieden
Weiß nichts von jener traur'gen Wuth.
Aus seiner reinen Ader fließen
Mit Maaß und Ziel dahin die süßen
Milch-, Honig-Bäche durch die Welt;
Und keiner dieser Herzensmatten,
Durch Pindar's Flügel je verrathen,
Ein Icarus, vom Himmel fällt.

Doch wir, um Seelen zu entzünden,
Wir müssen brennen, müssen glühn,
Wir müssen Alles durch empfinden,
Dem Himmel selbst das Feu'r entziehn,
Das Herz zum Brennpunkt werden lassen
Des Lichts, in ihm zusammenfassen
Die Strahlen all aus der Natur.
Doch Neider unser Leben findet!
Wißt, unsre Fackel, ach, entzündet
Sich an den Leidenschaften nur!

Nie haben in sich ruh'ge Herzen
Noch jenen Himmelsdrang verspürt,
Nie jene prometheischen Schmerzen,
Durch die die Welt der Dichter rührt.

Nein, eh' Homer's Apollo fliegen
Ließ seine Pfeile, ist gestiegen
Er von dem Gipfel des Eryx,
Flog zu der Unterwelt Gestaden,
Die Schicksals-Waffen erst zu baden
Im siedend heißen Strom des Styx.

Herab vom Gipfel, wessen Feuer
Nur spärlich noch das Lied durchdringt!
Nur einer hohen edlen Leyer
Der göttliche Gesang entklingt.
Des Dichters Herz ist zu vergleichen
Dem Marmor, der, der Trauer Zeichen,
Dort über Memnon's Grabe tönt.
Er pflegt erst Stimme zu bekommen,
Wenn über ihm der Tag entglommen
Ist, einen keuschen Strahl ihm gönnt.

„Die Funken, die begraben liegen
In Asche, wecke!" Alles ruft.
Ich soll der Seele Rest verfliegen
In Tönen lassen in die Luft?
Der Ruhm ist eines Schattens Traum nur,
All meine Tage waren Schaum nur,
Die er mir sollt' verherrlichen.
Ihm sollte opfern ich vergebens
Den letzten Hauch noch meines Lebens?
Nein, für die Liebe spar' ich den!

Eilfte Betrachtung.

Zurückgezogenheit.

An H. v. C***.

An deines schönen Sees Strand,
Von Vorurtheilen nicht des Pöbels mehr erschrecket,
Von der Philosophie gefeytem Schild bedecket,
Nimmt nichts von deinem Glück der Zeit allmächt'ge Hand;
Dein Morgen war voll Glanz; und meine Jugend neidet
Den Lebensabend dir, der so viel Ruh' verbreitet.

Was man die schönen Tage heißt,
Ist nur ein jäher Blitz aus dunklen Wetterschauern,
Wenig, die Liebe noch zumeist,
Verdient des Weisen leis' Bedauern.
Nein — Liebe kann ja ewig dauern:
Dies süße Feuer, das die Seele in sich schließt,
Erwärmet mehr, als es die Flammen lässet sehen,
Der Gotteshauch, durch den der Mensch geschaffen ist,
Kann mit der Seele nur verwehen.

Erweitern seinen Geist, zähmen den Wunsch der Brust,
Ist das Geheimniß, nicht bekannt nur eitlem Dünkel,
Du kennst es längst, mein Freund, und hier der sel'ge Winkel
Schließt deine Liebe ein, dein Leben, deine Lust;
Nicht über's kleine Feld hinaus die Wünsche schweifen,
Indeß dein hoher Geist sein Ziel sich weiter stellt
Und Welt um Welt sucht zu ergreifen,
Dein reger Forschersinn dir die Vernunft erhellt.

Du kannst am Tiberstrand, am Nil, am Ganges sehen,
Daß, überall und stets, in jeglicher Gestalt,
Der Mensch bleibt Mensch, und daß nach höherer Gewalt
Gesetzen Alles muß ohn' Unterlaß vergehen:
Du siehst, wie sinken hin Nationen Schlag auf Schlag,
Gleich Sternen, die im Raum verschwinden,
Die Scepter neue Herren finden;
Es hat ein Volk sein Jahr, der Mensch hat seinen Tag.

Und dem Gesetze angehöret
Herrschaft und Ruhm und auch Freiheit;
Alles reißt mit sich fort die Zeit:
Die Zeit hat Götter selbst zerstöret,
Die eine halbe Welt verehret,
Und was des Menschen Geist, von nicht'gem Stolz genähret,
Zu nennen wagte die Wahrheit

In diesem Dunkel mitten innen,
Sprich, was der Weise wird beginnen,
Sein Herz voll Zweifel und geblendet stets den Blick!
Die wenigen Tage wird, ehe sie ihm entrinnen,
Er eilends zu benützen sinnen
Für Tugend, Menschenglück.

Und den hab' ich gesehn, den Weisen, hab' gefunden
Bei ihm ein gastlich Dach:
Im Garten, den er selbst gepflanzt hat, sind verschwunden
Bei seiner Leyer Klang mir manche holde Stunden;
Er war so glücklich, ach!

Sei, großer Gott, gerührt von seines Danks Ergüssen,
Nie mit unnützem Wunsch hat er dich noch beschwert,
Laß deinen Segen auf ihn nur wie bisher fließen,
O gib dem Alles, der so wenig nur begehrt!

Nach denen stets sein stärkstes Sehnen,
Sie werden immerdar am heitern Heerd erblickt,
Es sollen Kinder, Frau sein Greisenalter krönen,
Gleich einem Baum, der wird von reifer Frucht geschmückt;
Es sollen schwellen ihm von Aehren seine Hügel,
Der Lauben Schatten sich verdichten mehr und mehr,
Der See am Felsenfuß sei stets ein reiner Spiegel,
Die Sonne sei ihm warm, die Luft blau um ihn her,
Und reichlich schenke ein dem Gast die Weine er.
Mich aber treibet es von diesem sel'gen Ort,
Es reißen Jugend mich und Hoffnung wieder fort,
Ich muß durch Fluthen noch und Stürme durch mich winden;
Doch bin ich einstens satt des Kampfs auf wildem Meer,
Dann soll man hier mich wieder finden,
Dann komme, Freund, ich oft hieher,
Mein Schiffchen Abends fest an deinem Strand zu binden.

Zwölfte Betrachtung.

Der See.

So muß ich stets vorbei an neuen Ufern gleiten,
Rastlos getrieben in die ew'ge Nacht hinaus,
Und kann nicht einmal auf dem Ocean der Zeiten
Den Anker werfen aus?

O See! kaum hat das Jahr die kurze Bahn durchmessen,
Am Strand, deß Anblick Ihr sollt' neu gewähret sein,
Schau! wie ich auf dem Stein, da Sie mit mir gesessen,
Nun sitze ganz allein!

So rauschten unterm Fels, dem tiefen, deine Quellen,
An seiner Seite brach sich so dein stäter Fluß,
So warf der Wind den Schaum von deinen Silberwellen
Auf ihren theuren Fuß.

Denkst du des Abends, da wir fuhren hin so leise
Auf dir? so stille war's ringsum im weiten Raum
Und selbst der Ruder Klang, die zogen ihre Gleise
Auf dir, vernahm man kaum.

Da hörte plötzlich ich so sel'ge Töne klingen
Vom Ufer, Echo gab zurück ein jedes Wort,
Die Fluthen horchten auf, und es begann zu singen
Die liebe Stimm' sofort:

„Halt ein mit deinem Flug, o Zeit! Ihr holden Stunden,
„O hemmet euren Lauf!
„Und laßt genießen uns, die bald wird sein entschwunden,
„Die Rosenzeit vollauf!

„Unglückliche genug habt ihr hier zu erhören,
„Fließt, fließt für sie dahin,
„Sie von den Sorgen zu befrei'n, die sie verzehren;
„Vergeßt den Glücklichen!

„Umsonst verlange ich Minuten noch des Lebens,
„Die Zeit entweicht und flieht,
„Ich spreche zu der Nacht: O eil' nicht so! Vergebens.
„Heran der Morgen zieht.

„Geliebt drum! Auf! geliebt! und schnell geliebt! Wer hätte
„Nicht Liebe zu gestehn!
„Kein Ufer hat die Zeit, der Mensch hat keine Stätte;
„Sie fließt, und wir vergehn!"

O neid'sche Zeit, warum heißst du nicht stille stehen
Den trunknen Augenblick des Glücks: „Ich bin geliebt?"
Warum denn heißst du ihn so schnell von hinnen gehen,
Wie, den das Unglück trübt?

Und wie? selbst seine Spur ist ewig uns verloren?
Auf ewig, ewig hin! Ganz, ohne Wiederkehr!
Die Zeit, die tödtet ihn, die Zeit, die ihn geboren,
Gibt ihn uns nimmermehr!

O Ewigkeit, o Nichts, Vergangenheit, Abgründe,
Was mit den Tagen macht ihr, die ihr stets verschlingt?
Sprecht, ob die Freuden, die ihr reißt in eure Schlünde,
Ihr uns von Neuem bringt?

O See! o Felsen ihr! Ihr, Höhlen! Dunkle Haine!
Ihr, die die Zeit verschont und wieder machet jung,
Bewahr' von dieser Nacht, Natur, du einzig eine,
Doch die Erinnerung!

Denk' ihrer, schöner See, bei deinem tiefsten Schweigen,
Beim Sturm und wenn du siehst die Hügel rings umher,
Beim Tannenwalde, bei den Felsen, die sich neigen
Ueber dein Wasser her!

Denk' ihrer beim Zephyr, kommt er vorbeigezogen,
Beim Rauschen des Gestads, das endlos wiederhallt,
Beim silbernen Gestirn, das nächtlich deine Wogen
Weiß schimmernd überstrahlt!

Des Westes Säuseln und des Schilfrohrs bange Klage,
Der süße Wohlgeruch, der immer dich umgibt,
Was man hört oder sieht oder einathmet, sage:
Ja, sie haben geliebt!

Dreizehnte Betrachtung.

Anrufung.

Die in der Wüste mich der Welt einst durft' begleiten,
O du, des Himmels Kind, der Erde Pilgerin,
Die einen Liebesstrahl in dieser Nacht ließ gleiten
Ueber mein dunkles Auge hin,
O zeige einmal ganz dich dem erstaunten Blicke,
Sprich, wie du heiß'st, woher, und was dein Schicksal auch!
War auf der Erde deine Wiege?
Bist du vielleicht ein Gotteshauch?

Wirst du das ew'ge Licht wohl morgen wieder sehen?
Oder wirst noch einmal den Dornenpfad du gehen
In der Verbannung Land, voll Trübsal und voll Pein?
O welcher Name dir, welch Schicksal dir gegeben,
Stammst du vom Himmel, magst der Erde Kind du sein,
O lasse mich mein ganzes Leben
Verehrung dir und Liebe weih'n!

Wirst deine Laufbahn du gleich uns vollenden müssen,
Sei meine Stütze, sei mein Halt und lasse mich
Aufküssen immerdar den Staub von deinen Füßen!
Doch wenn dein Geist entschwebt, zum Himmel schwinget sich,
Daß mit den Engeln er alldort vereinigt werde,
Die ein'ge Tage du geliebt mich auf der Erde,
Erinnre meiner auch im Himmel dich!

Vierzehnte Betrachtung.

Der Ruhm.

An einen verbannten Dichter.

Ihr edlen Lieblinge der Musen, eurem Blicke
Zeigen zwei Pfade sich geöffnet in der Welt;
Der eine führt zum Ruhm, der andre führt zum Glücke;
Auf, Sterbliche, gewählt!

Dir, Manuel, war ein gewöhnlich Loos gegeben,
Es hat berauschet dich der Musen Gunst zu früh;
Aus Unglück und aus Ruhm war ein Geweb' dein Leben,
Und du, du weinst noch? Wie?

Erröth', erröthe doch, dem Volk da zu beneiden
Die träge Ruh', auf die sein Herz stets hält so viel:
Ja, es gehören an ihm alle Erdenfreuden,
Doch uns das Saitenspiel.

Die Ewigkeit ist dein, dein Vaterland die Erde,
Altäre hat dein Geist, bist du einst selbst nicht mehr,
Daß von der Zukunft dir darauf bereitet werde
Auf ewig Ruhm und Ehr.

So schwingt der stolze Aar hinauf sich, bis verloren
Er in des Donners Reich, der Blitze Heimath sich,
Er scheint zu sagen uns: Auf Erden bin geboren,
Im Himmel lebe ich.

Ja, deiner harrt der Ruhm; doch halte ein, beachte,
Wie man den Eingang in das Heiligthum erhält,
Das Unglück an der Schwell' des Tempels erst betrachte,
Das scharfe Wache hält.

Dort schaue jenen Greis, den Jonien gesehen,
Wie er von Meer zu Meer fortzog mit seiner Noth,
Zum Lohne für sein Lied, blind mußte betteln gehen
Um thränenfeuchtes Brod.

Dort büßet Tasso, von unsel'ger Lieb' befangen,
In Ketten seinen Ruhm und seine Leidenschaft,
Als er die Palme schon des Sieges sollt' empfangen,
Hinweg der Tod ihn rafft.

Opfer, Unglückliche, Verbannte aller Orten,
Mit dem Geschicke bald, mit Henkern bald im Streit;
Den größten Seelen scheint von Gott zu Theil geworden
Das allergrößte Leid.

Gebiete Schweigen drum nun deiner Leyer Klagen,
Das Unglück seine Kraft umsonst am Edlen mißt,
Du, König einst, du wirst dein Haupt nur stolzer tragen,
Weil es unglücklich ist!

Was kümmert's dich, ob dich die Tyrannei heißt scheiden
Vom Strande, dessen Holz dir deine Wiege gab?
Was kümmert's dich, wo dir das Schicksal mag bereiten
Ein glorreich, ruhmvoll Grab?

Ob Manuel auch fern von Tajo's Ufern sterbe,
Es hält nicht seinen Ruhm Verbannung auswärts fest;
Ihn fordert Lissabon zurück, er ist das Erbe,
Das er ihm hinterläßt.

Wer ihn verkannt, wird einst den großen Mann beweinen;
Verbannten schließet auf Athen sein Pantheon;
Es stirbt Coriolan — wie herrlich muß erscheinen
Rom nun sein todter Sohn!

Eh' stieg Ovidius zu der Unterwelt Gestaden,
Hob er die Hände auf zum Himmel, gläubig, fromm,
Und seine Asche hat vermacht er den Sarmaten,
Doch seinen Ruhm nur Rom.

Fünfzehnte Betrachtung.

Der Golf von Bajä.

Siehst du, wie stille, leise Wogen
Hinsterben an dem Ufer hier
Und wie der flatternde Zephyr
Sanft kräuselnd kommet hergezogen
In sein bewegtes Lustrevier?
Komm, laß den Nachen uns besteigen,
Es lenket leicht ihn meine Hand,
Und laß uns sorgsam dann bestreichen
Hier den verlassnen Uferrand!

Schon können wir ihn ferner sehen,
Scheu deine kleinen Hände drehen
Das will'ge Ruder hin und her;
Ich, über's mein'ge hingebogen,
Hab' hundert Furchen schon gezogen
Weißschäumend in das blaue Meer.

Gott! Welche Kühle! O der Wonne!
Schon liegt im Meeresschoose drin
Und hat geräumt den Thron die Sonne
Der Nächte bleicher Königin;
Es öffnen ihren Schoos die Kelche
Der halbgeschlossnen Blumen — welche
Fluth süßer Düfte wallt umher!
Die leichten Abendwinde gehen
Am Ufer hin und her und wehen
Die süßesten weit übers Meer.

Horch! welche Lieder dort erklingen!
Horch! welcher Sang erschallet dort!
Wie beide sich in Eins verschlingen,
Trägt sie das Echo weithin fort.
Der Fischer, nicht sein Netz vertrauend
Der Nacht, nicht auf die Sterne bauend,
Sich singend seiner Hütte naht;
Die muntre Jugend strömt entgegen,
Ihr Jubel weiß sich nicht zu legen,
Daß sie ihn glücklich wieder hat.

Schon senken sich die Schatten nieder,
Dicht, dichter übers weite Meer,

Der Strand verschwunden, stumm die Lieder
Und tiefes Schweigen rings umher.
Die Stunde ist's, da sich versenkend
In sich die Schwermuth stille denkend
Am einsamen Gestade sitzt,
Wie Allem Zeit aufdrückt den Stempel,
Hier die Paläste, dort die Tempel
Betrachtet, so verlassen itzt.

O altes, heil'ges Land der Freiheit, einst gewesen
An Tugenden so reich, der schönste Schmuck der Welt,
Nun von unwürdigen Cäsarn * zur Beut' erlesen,
Gefallen ist dein Reich, geblieben dir kein Held!
Doch wirst die Seele immer du erheben,
Um jeden Marmor sieht sie einen Geist auch schweben,
Wie man in Tempeln wohl, die durch die Zeit zerstört,
Des Gottes Hauch noch fühlt, den drin man einst verehrt.
Doch euren edlen Staub nicht wollte ich befragen,
Nicht euch, Catone, nicht dich, stolzes Brutuspaar!
Von Schatten, deren Lauf auf Erden sanfter war,
Soll dieser Trümmerschutt mir nun ein Wörtchen sagen.

Hier in der kühlen Einsamkeit
War's, wo, des Hofes Pracht entflohen,
Horatius sich mancher frohen
Und sel'gen Stunden einst gefreut.
Hier ließ von Cynthia entzücken
Properz sich, unter Delia's Blicken

* Gedichtet im Jahr 1813.

Sang hier Tibullus von der Liebe Lust und Leid.
Dort ist der Zufluchtsort, wo Tasso's Lieder klangen,
Da, als, von dem Geschick verfolgt und eignen Geist,
Umirrend in der Welt, ihn Alles von sich weist,
Sein strahlend Elend ward mitleidig einst empfangen.
Nicht ferne diesem Strand, haucht' er sein Leben hin:
Ihm rief der Ruhm, er kam, zu spät dem Todesmatten,
Die Palme, so ersehnt, schien vor ihm stets zu fliehn,
Der späte Lorbeer durft' das Grab ihm nur beschatten.

O Bajä's sel'ge Höh'n! Der Musen Aufenthalt!
Du wonnevolles Thal, in dem so oft gewallt,
Was Großes nur erblickt des Tages Helle,
Es haben Liebe, Ruhm verlassen dich zu bald.
Und keine Laute hör' ich hier zur Stelle,
Als hie und da das Murmeln einer Welle,
Von der die Klage in den Trümmern widerhallt.

So schwindet Alles mit den Jahren,
So schwinden auch wir selbst dahin,
Kaum kann man eine Spur gewahren,
Wie sie der Nachen pflegt zu ziehn
Auf diesem Meer, auf dem wir fahren.

Sechzehnte Betrachtung.

Der Herbst.

Ihr lichten Bäume, seid gegrüßt! Ihr Herbstesschauer!
Ihr falben Blätter, weit umher im Land zerstreut!
Du letzte schöne Zeit, gegrüßet; deine Trauer
Ist meinem Schmerz verwandt, mein Auge sie erfreut.

Wenn ich so träumend hier den öden Pfad ersteige,
Wie gerne schau' ich noch zum letzten Mal das Licht
Der Sonne, die erblaßt und durch die dünnen Zweige
Der Bäume unter mir mit mattem Strahle bricht!

Wie gerne mag, Natur, den letzten Hauch ich fühlen,
Wenn trüb und trüber schon dein Antlitz es umfließt!
So spricht ein Freund: Lebwohl, das letzte Lächeln spielen
Mag so um Lippen, die der Tod auf ewig schließt.

Der Herr will jetzt auch mich dem Lebenskreis entrücken,
Ich weine schmerzlich nach der leer entschwundnen Zeit,
Schau' noch einmal zurück, betracht' mit gier'gen Blicken,
Was Hoffnung mir versprach, wie wenig mich erfreut.

O Erde, Sonne, Thal, du schatt'ger Hain, du Quelle,
Ich schulde an dem Rand des Grabs euch eine Thrän'!
Die Luft, wie würzevoll! Das Licht, wie rein, wie helle!
Wie däucht die Sonne doch dem Sterbenden so schön!

Jetzt möchte leeren ich ihn aus bis auf die Hefe,
Den Kelch, in dem Nektar und Wermuth mischet sich:
Vielleicht daß unten ich ein Tröpfchen Honig treffe,
Trink' aus bis auf den Grund den Lebensbecher ich.

Vielleicht darf aus dem Schoos der Zukunft ich noch heben
Ein Glück, auf das schon längst die Hoffnung hin mir schwand?
Vielleicht hat's in der Welt doch eine Seel' gegeben,
Die, unbekannt mir noch, die meinige verstand! . . .

Die Blume fällt und läßt den Duft vom West verwehen,
An Licht und Leben noch ihr letztes Lebewohl;
Und ich, ich sterbe; will die Seel' von hinnen gehen,
In süßem Klageton sie aus sich hauchen soll.

Siebzehnte Betrachtung.

Das Gebet.

Des Tages Herrscher geht in seinem Glanze unter,
Vom Siegeswagen steigt er langsam nun herunter.
Ein glänzendes Gewölk verbirgt ihn unserm Blick,
In goldnen Streifen läßt er seine Spur zurück,
Mit einer Purpurfluth den Aether rings umgebend,
Wie eine goldne Lamp' im Blau des Himmels schwebend,
Schwanket der Mond am Saum des Horizontes hin,
Es schläft sein matter Strahl auf dem bethauten Grün,

Die Berge haben schon den Duft der Nacht getrunken:
Das ist die Stunde, wo Natur, in sich versunken,
Zwischen der Nacht, die kommt, und dem Tag, der entschwebt,
Zum Schöpfer sich des Tags und auch der Nacht erhebt,
Sie scheint in ihrer Sprach', voll Licht und Glanz, zu ringen,
Die prächt'ge Huldigung der Schöpfung darzubringen.

Es bringt das ganze Sein sein großes Opfer dar;
Der Tempel ist das All, die Erde der Altar,
Der Himmel ist der Dom, der Sterne Glanzgewimmel,
Der matte blasse Kranz am dunklen Abendhimmel,
Der mit dem Silberlicht die duft'ge Wölbung tränkt,
Die heil'gen Lampen sind's, im Tempel aufgehängt.
Die Wolken, die der Tag mit seinem Blute zieret,
Und die ein leiser Hauch, der sich im Westen rühret,
In dem Gefild der Luft in weiche Falten legt,
Als Purpurflocken hin am Firmament bewegt,
Die Weihrauchwolken sind's, die steigen auf, zerfließen
Hoch oben in dem Raum zu ihres Schöpfers Füßen.

Doch lautlos ist der Dom. Wo bleibt der heil'ge Klang?
Woher schallt auf zum Herrn des Alls der Lobgesang?
Still Alles — und ich kann nur stumme Huld'gung lesen.
Des Weltalls Stimme ist mein eigen denkend Wesen,
Das mit dem Sonnenstrahl und mit des Windes Flug
Steigt auf zu Gott als ein lebend'ger Wohlgeruch,
Das jeder Creatur kann eine Sprache geben,
Leiht meine Seele der Natur, ihn zu erheben.
Ich stehe hier allein, um seinen Blick zu fleh'n,
Erfüll' die Wüste mit dem Lob des Ewigen;

Und der, der in dem Schoos der Herrlichkeit mag hören,
Die er geordnet an, die Harmonie der Sphären,
Er hört die Stimme auch von meinem schwachen Geist,
Der seinen Namen ruft und seine Größe preißt.

Anfang und Ende du der Welt, o sei gepriesen,
Der du mit einem Blick das All hervor ließßt sprießen,
Des Weltalls Seele du, Gott, Vater, Schöpfer, wer
Du immer seiest auch, ich glaub' an dich, o Herr;
Ich habe nöthig nicht, dein Wort erst zu verstehen,
Kann meinen Glauben ja an deinem Himmel sehen.
Enthüllet nicht der Raum mir deine Größe ganz,
Die Erde deine Güt', die Sterne deinen Glanz?
In deinem hohen Werk hast du dich selbst gemalet!
Das ganze Weltall nur zurück dein Bild mir strahlet,
Wie spiegelt wiederum das Weltall sich in mir,
Mein Geist, begreifend jede Eigenschaft an dir,
Sieht dich rings um dich her und muß vor Andacht brennen,
Betrachtet dann sich selbst, muß dich in sich erkennen,
So das Gestirn des Tags am hohen Himmel strahlt,
In Wellen spiegelt sich, sich mir im Auge malt.

Was, höchste Schönheit, soll der bloße Glauben sagen?
Ich liebe, suche dich, fühl' mich zu dir getragen!
Von Liebe und von Licht ist meine Seel' ein Strahl,
Der vom Altar des Herrn getrennet ward einmal
Und nun in glühendem Verlangen sich verzehret,
Sich nach dem Flammenquell sehnt, dem er angehöret.
Ich athme, fühle, denk', ich liebe nur in dir!
Die Welt, die dich verbirgt, ist ganz durchsichtig mir;

Du bist's, den preiße ich in allen Creaturen,
Ringsum in der Natur erkenn' ich deine Spuren.
In diese Einsamkeit floh ich, dir nah zu sein;
Wenn dort am Horizont der Morgendämmrung Schein
Sich zeigt, der junge Tag ausschickt die ersten Strahlen,
Die Berge reichlicher mit Purpur schon sich malen,
Es ist dein Auge mir, das auf uns niederblickt,
Aus Himmelshöhen und das Licht der Erde schickt.
Und wenn des Tags Gestirn mir überm Haupte weilet
Und Wärme, Leben, Licht rings um sich her vertheilet,
In seinem heißen Strahl, der neu belebt den Sinn,
Nur deine Kraft fühl' ich, nur deinen Hauch darin;
Und wenn die Nacht, erhellt nur von der Sterne Feuer,
Wirft auf die stille Welt den düstern schwarzen Schleier,
Sinn' ich, allein noch in der Einsamkeit hier wach,
Der sanften Majestät der Nacht voll Andacht nach;
Wenn Schatten, Ruhe so und Schweigen ein mich hüllen,
Muß deine Gegenwart mein Herz noch mehr erfüllen,
Und immer lichter wird es mir in meinem Geist,
Und eine Stimme hör' ich, die mich hoffen heißt.

Ja, hoffen will ich, Herr, zu dir, zu dir mich wenden,
Der Dasein überall verstreut mit vollen Händen;
Hast meiner Tage Zahl wohl nicht auf die beschränkt,
Die du hienieden mir so spärlich hast geschenkt.
Ich sehe überall dich schaffen und ernähren;
Wer aber schaffen kann, verschmähet das Zerstören.
Ein Zeugniß deiner Macht, deiner Barmherzigkeit
Vertrauend harre ich auf die Unsterblichkeit.
Umsonst wird mich der Tod mit seinem Schatten drücken,

Denn durch sein Dunkel wird Vernunft das Licht erblicken;
Dies ist die letzte Ruh', die nahe bringt mich dir,
Der Schleier dies, er liegt noch zwischen dir und mir,
Beschleun'ge diesen Tag, den ich so sehr erflehe;
Doch ist dein Rathschluß, Herr, daß ich ihn noch nicht sehe,
So sei im Himmel doch von dir mein Ruf erhört,
Weltall und Stäubchen sind gleich deiner Sorgfalt werth:
Deiner Barmherzigkeit, Gott, ich mich anbefehle,
Gib meinem Leibe Brod, gib Hoffnung meiner Seele;
Laß einen heißen Strahl aus deinen Flammenaugen
Den Geist, verdunkelt durch der Sinne Schatten, saugen;
Laß, gleich dem Thau, den auf der Sonne Gluten trinken,
Mein Denken und mein Sein in deinem Schoos versinken.

Achtzehnte Betrachtung.

Das Genie.

An H. von Bonald.

Impavidum ferient ruinae.
HORAT. od. III. lib. III.

Als Sinai's Flammenhöh' betreten
Und dort in Sturm und Wettern blieb
Der größte einstens der Propheten,
Juda's Gebote niederschrieb,
Unter den göttlichen Gesprächen
Sich um den Gipfel Wolken legen,

Daß ihn das Auge sieht nicht mehr,
Und kommen unter Donnerschlägen
Sah Juda, in dem Staub gelegen,
Sein neu Gesetz vom Himmel her.

So hat die Lüge schwinden müssen,
So schwand, was der Sophist beschwor,
Und aus den tiefsten Finsternissen
Zogst leuchtend du die Wahrheit vor.
Der dichte Schleier riß in Fetzen,
Der auf den ew'gen Urgesetzen
Lag, als man deine Stimm' vernahm.
Du schreitest sicher hin und schnelle,
Hinauf bis zu der heil'gen Quelle,
Aus der der Welt ihr Dasein kam.

Auf unerschütterlichem Grunde
Der Wahrheit setzst den Fuß du auf,
Schaust festen Blickes in der Runde
Der Menschheit wechselvollen Lauf.
Aus alten Angeln losgerissen,
Freistaaten, Königreiche müssen
Verfallen einem jähen Tod;
Du lachst, wo Schrecken uns umwehen,
Und überall, wo wir Menschen sehen,
Zeigt deinem Auge sich ein Gott.

Umsonst, umsonst nur wird Verirrung
Hier durch Verirrung abgelöst,
Die sittliche Welt durch Verwirrung
Selbst sich zur Ordnung führen läßt;

Sie läßt sich niemals irre weisen.
Gleichwie die Erd' in schiefen Kreisen
Den Gang um ihre Sonne geht,
So will, nach schöneren Gesetzen,
Gottes Gerechtigkeit sich setzen
Als Pol, um den das All sich dreht.

Doch während deinen Geist erklimmen
Die höchsten Höhen sehen wir,
Folgen des Neides feige Stimmen
Selbst in den Himmel nach noch dir!
Du mußt dein Ohr ihm nimmer neigen
Und nimmermehr heruntersteigen,
Bleib' nur auf deinem Götterthron!
Nur zu! Nur zu! Es kann nicht fehlen.
Nur zu! Das Erbtheil großer Seelen
War stets des Volkes Spott und Hohn.

Sahst du nicht Götzenbilder schmieden
Es, die es auf den Händen trägt,
Heut, morgen, dann in tollem Wüthen
In Stücke übermorgen schlägt?
In seinem Wankelmuth sich rauben
Den alten heil'gen schönen Glauben,
Den seine Väter ihm vermacht?
Was die verehreten, verbrennen
Und freventlich dann Licht benennen
Der dunklen Gräber tiefe Nacht.

Es wirft von sich die alten Zügel;
Da pfeift ein anderer Tyrann

Und drückt ihm auf der Knechtschaft Siegel,
In Ketten stimmt's dann: Freiheit! an.
Von tollem Frevelsinn berücket,
Sieh, wie es seine Laster schmücket
Mit Namen hoher Tugenden;
Schleppt Sokrates aufs Blutgerüste,
Um dann in Tempeln wilder Lüste
Dem Anitus zu huldigen.

Ja hättest du dich nur versöhnet
Mit seiner Schwachheit und ihr gar
Geschmeichelt, als Weisheit gekrönet
Die Lehren der Verderberschaar —
Wie würde es sich jetzt befleißen,
Von Schandenstirnen abzureißen
Verwelkte Palmen ohne Zahl
Und dir sie auf den Weg zu streuen,
So deinen Ruhm dir zu entweihen —
Das hieß dann ein Triumph einmal!

Doch, drauf gestritten deine Jugend,
Den Kampfplatz, den verläßt du nicht;
Du weißst, ein Schimpf ist's für die Tugend,
Wenn ihr das Laster Lorbeern flicht.
Die Ehre kann dir nimmer fehlen,
Und du beklagst die schwachen Seelen,
Die die verderbte Zeit fortreißt;
Du nur stemmst dich der Fluth entgegen
Und gehst getrost auf eignen Wegen
Dem Ziel zu, das der Ruhm dir weist.

So stürzet aus Gewitterwolken
Vom Berg ein Strom in wildem Fall,
Es hemmt in weiterem Verfolgen
Die stolze Eiche ihn im Thal,
Er rauscht, er braust, er schäumt, er wallet,
Sein Sturz laut tosend wiederhallet,
Der Baum bleibt fest, wie grimm er sei:
Auf tiefen Wurzeln steht die Eiche
Mitten in der Verwustung Reiche,
Und sieh! der Strom, er geht vorbei.

Trotz des Jahrhunderts finstrem Hasse
Wichst du nie, wie es auch gedroht.
Auf, wieder neuen Muth dir fasse
In dieser Zeit der bangen Noth!
Um diesen Kampf nun zu vollenden,
Sei Wahrheit Schwert in deinen Händen,
Das Recht als Schild gebrauche du;
Mußt keine andren Waffen halten,
Und solltest Wunden du erhalten,
Wir decken sie mit Lorbeern zu.

Wie man bei den olymp'schen Spielen
Dahin sieht die Gespanne fliehn,
Rings um die Renner Staub aufwühlen,
Daß sie dem Blicke sich entziehn;
So das Genie in seinem Leben
Wird oftmals lange Zeit umgeben

Von einem großen Neiderchor;
Doch mag es rastlos nur verfolgen
Den Lauf, es tritt aus Staubeswolken
Am Ende sieggekrönt hervor.

Neunzehnte Betrachtung.

Lebewohl.

So hab' ich nun den Ort verlassen,
Nach dem so lange stand mein Sinn,
Da, ferne vom Gewühl der Straßen,
In süßer Muße stets belassen,
Still floßen meine Tage hin.
Das dunkle Thal hab' ich verlassen,
Des Freundes Dach, so heimathlich;
Nicht hielten Bissy's Haine mich;
Die Muse weiß sich nicht zu fassen,
Entfernt mit trübem, kummerblassem
Antlitz aus ihrem Tempel sich.
Nicht werden mehr hier bei den Bäumen
Um Sonnenaufgang weilen wir,
Nicht länger uns versenken hier
In unsern dichterischen Träumen,
Und künftig nicht die Sonne seh'n,
Ueber Italiens Berge steigend,
Den Strahlenlauf beschleunigen,
Dem Urquell alles Lebens gleichend
Und der Natur, der todten, reichend
Den ersten Strahl zum Aufersteh'n;

In euren Schatten nicht mehr strecken
Uns, alte Fichten, rings umher;
Ihr schenkt uns fürder kein Gehör;
Du, dunkle Grotte, wirst nicht decken
Uns vor der Sonne Gluten mehr.
Wir werden, wenn in Widerhallen
Des Abends wird die Glocke schallen,
Das ganze Dorf zusammen ruft,
Nicht mehr zu der Kapelle ziehen,
Beim kleinen Steine dort zu knieen,
Der decket eine ländliche Gruft.
Lebt wohl, ihr Thäler, wohl, ihr Haine!
Du dichter Wald, ihr moos'gen Steine,
Der Musen Sitz, du blaues Meer!
O daß euch stets das Glück bescheine!
Ich gehe ohne Wiederkehr.
Schon eilt der flücht'ge Kahn vom Lande,
Es weht der Wind so frisch und scharf;
Nur ungern stoße ich vom Strande,
An den ein güt'ger Gott mich warf.
Der Sturm wird schon sich wieder regen,
Neuen Schiffbrüchen geht entgegen
Mein Boot auf wildbewegter Bahn;
Und doch, in meinen jungen Jahren,
Wie oft, wie oft bin fest gefahren
An Klippen ich mit meinem Kahn!
Warum denn aber stets ermüden
Mit eitlen Klagen das Geschick?
Kaum bin ich in des Weges Mitten,
Und schauen will ich schon zurück?

Kaum habe noch vom Rande ich
Des bittern Kelches nippen dürfen,
Da werf' ich ihn schon hinter mich?
Doch Gottes Spruch nie ändert sich:
Bis auf die Hefe ihn zu schlürfen.
Bin ich dereinstens so bejahrt,
Daß wird ein Stab der Hände Zierde,
Wenn unter eines Lebens Bürde
Mein dunkles Haar gebleichet ward,
Will ich nach Bissy wieder gehen,
Die traute Hütte wieder sehen,
Da Gott mir einen Freund bewahrt.
Dort wollen unter seinen Bäumen,
In tiefer, stiller Einsamkeit,
Verfließen seh'n in süßen Träumen
Den Rest wir unsrer Lebenszeit,
Von Hoffnung frei, von Todesgrauen,
Auf unser sturmvoll Leben schauen,
Auf unsern alten, lecken Kahn,
Zufriednen Sinnes seh'n zurücke,
Durchmessen stets mit frohem Blicke,
Die wir durchlaufen, unsre Bahn.

So setzt der Schiffer, der befahren
Die wilde See seit sechzig Jahren,
Des Abends ruhig sich ans Meer,
Läßt schweifen seinen Blick ins Weite,
Mißt noch einmal die Läng' und Breite
Der Strecke, die durchfurchet er.

Zwanzigste Betrachtung.

Hymne an die Sonne.

Gott, den in ihrem Schmerz die Liebe angefleht,
Du hast dich mein erbarmt, Gesundheit mir gegeben!
Schon hatte leis der Tod die Stirn mir angeweht,
Da darf vor ihrem Blick sie wieder sich beleben,
So sanfte Wärme sich durch meine Adern gießt
Und mit dem Blute bis zu meinem Herzen fließt,
Um neu zu lieben, mußt' ich mich erheben!

Doch die Natur auch kann nicht länger schlafen mehr;
Am Frühlingssonnenstrahl schöpft sie sich neues Leben:
Der Venus Tauben, die hier um mein Fenster schweben,
Verkünden freundlich mir des Maies Wiederkehr!
Leit' meinen ersten Gang auf unsren grünen Feldern,
Theure Elvira, komm, führ' mich und stütze mich!
Sehn möcht' ich, wie die Sonn' langsam erhebet sich,
Den Lauf beschleunigt dann von des Gebirges Wäldern,
Und endlich tauchet sich ein in des Meeres Schacht
Und das Gebiet der Luft räumt dem Zephyr der Nacht.
Was fürchtest du für mich? Der Himmel ist so milde
Und Böses führt wohl nicht der schönste Tag im Schilde;
Schon ist die Stunde, wo sich auf des Rasens Grün
Zum Schlafe legt der Hirt zu seiner Heerde hin.

Die Luft, wie lind! Das Licht, wie helle! O der Wonne!
Als Sieg'rin herrschest du über die Welt, o Sonne,

Und strömst vom Himmel, wo dein prächtig, glänzend Haus
Leben und Fruchtbarkeit über die Erde aus.
Als einstens Licht und Nacht der Ewige geschieden,
Dir deine Stelle anwies in des Raums Gebieten,
Da hat das ganze All dir Huldigung bezeugt,
Anbetend sich der Mensch im Staub vor dir geneigt.
Seit jenem Tag beschreibst du deine Flammenkreise,
Vollendest rastlos stets die ungeheure Reise,
Und deiner Strahlen Glanz hat Alter nicht erreicht
Und nicht der Zeiten Hand die Stirne dir gebleicht!

Sobald der junge Tag erweckt die Morgenröthe,
So kniet der Indier hin, damit er an dich bete;
Und wenn du Mittags mir über dem Haupte schwebst,
Mit deinem holden Strahl den matten Leib belebst,
Scheint's mir, als ob ein Gott mit dir herniederkäme,
Erwärme mir das Herz, die Seele mir durchströme!
Es fühlet frei mein Geist von allen Fesseln sich,
Als ob des Höchsten Arm berühret hätte mich.
Dein hoher Schöpfer, ist er diesem Glauben böse?
Bist du, o Sonne, nicht ein Strahl von seiner Größe?
Wenn du die weite Bahn am Himmel legst zurück,
Bist du, o Sonne, nicht aus seinem Aug' ein Blick?

Stieß ich zuweilen schon in trüber Stimmung Tagen
Ueber der Sonne Licht aus ungeduld'ge Klagen,
Verflucht' ich das Geschenk, das ich empfing von dir,
Gott, der im Herzen liest, o Gott verzeihe mir!
Die höchste Wollust konnt' ich damals nicht verstehen,
An der Geliebten Hand Natur und Welt zu sehen,

Zu fühlen, wie im Herz mit einem Sonnenstrahl
Liebe und Leben sich einfinden allzumal.
Ich Thor, ich kannte nicht den höchsten Werth des Lebens;
Doch heut' erfuhr ich ihn und kenn' ihn nicht vergebens.

Einundzwanzigste Betrachtung.

Der Tempel.

Wie lieblich ist es doch, wenn langsam sich erhebet,
Ehe die stille Nacht herabsinkt auf die Welt,
Einsam der Abendstern am blauen Himmelszelt,
Und zwischen Licht und Nacht die weite Erde schwebet;
Wie lieblich, wenn ich da die frommen Schritte richt'
Zum dunkeln Thale hin, nach dem ländlichen Tempel,
Deß moos'ger Halle hat Zeit aufgedrückt den Stempel,
Doch wo der Himmel noch zu frommen Herzen spricht!
Gegrüßt, du heil'ger Hain! Du Friedhof, sei gegrüßet,
Um den ein kleiner Kranz von Todtenhügeln sprießet;
Segnend bin ich vorbei an jeglichem gewallt.
Weh', wer entheiliget den heil'gen Staub der Todten!
Ich hab' vor jedem Stein das Knie gebeugt zu Boden,
Das Schiff hat unter mir tönend wiedergehallt.
Wie Nacht! Wie still! kaum kann bemerken man im Innern
Des Heiligthumes noch der Lampe zitternd Schimmern,
Die bei den heiligen Altären sich verzehrt.
Sie leuchtet noch allein, — die Welt deckt tiefer Schlummer —
Ein tröstlich Sinnbild von der Liebe, die den Kummer,
Die Angst der Sterblichen hier stille wachend hört.

Doch ich will weiter gehn. Horch! keines Menschen Tritte!
Der Vorhof bebt allein meinem gemessnen Schritte;
Ich schreite weiter bis zum Heiligthume fort.
Altäre, jetzt bin ich allein mit meinem Herzen,
Ausgießen will vor euch ich Liebe nun und Schmerzen,
Dem Himmel anvertraun das tief geheimste Wort;
Es hör' es außer ihm und euch Niemand sofort.

Wie? Ohne Beben ich zu dem Altare trete?
Und bringe, großer Gott, an diese heil'ge Stätte
Ein Herz, das immer noch der Liebe Flammen nährt?
Und deiner Majestät nah' ich mich ohne Grauen,
Ungnädig möchte sie auf mich hernieder schauen?
Nein — nicht mehr schäm' ich mich des Feu'rs, das mich verzehrt!
Schuldlos ist Liebe, die von Tugend wird entzündet.
Rein, wie der Gegenstand, an den sie mich nun bindet,
Durchglühet meine Lieb' mit heil'gem Feuer mich;
Durch Treue ist sie fest, durch Unglück rein geworden.
Ich hab' gestanden frei sie aller, aller Orten,
Vor deinem Altar sie furchtlos gestanden ich;
Vor dir, Allmächtiger, selbst wagt' ich sie zu nennen.
Ob diese Hallen ein auch Ehrfurcht flößen können,
Mein Mund sprach leise doch Elvira's Namen aus;
Von Grab zu Grabe ward der süße Klang getragen;
Wie eines Schattens langgezogne bange Klagen
Stört er die Ruhe in der Todten stillem Haus.

Lebwohl, du Heiligthum! Lebt wohl, ihr Todtensteine!
Schon zweimal warf der Nacht Echo an diesem Ort

Die Stunden mir zurück, seit ich hier vor euch weine,
Der Himmel sah mich an, ich geh' getröstet fort.
Vielleicht wacht eben jetzt, das Auge voll von Zähren,
Elvira so wie ich, mit meinem Bild allein,
Im dunklen Tempel, knie'nd auf einem Leichenstein,
Vertrauend ihren Schmerz verlassenen Altären.

Zweiundzwanzigste Betrachtung.

Die heilige Woche.

An la Roche-Guyon.

Hier endlich muß der Lärm der Außenwelt ermüden;
Hier Schiffer ohne Stern, hier lande euer Boot!
Hier senkt die Seele sich in einen tiefen Frieden,
Und dieser Friede heißt nicht Tod.

Den Himmel hier bedeckt nie Wolken, Stürme hatten;
Ein reines Licht hat stets im Auge sich gemalt,
Das die lebendge Sonn', von der die Sonn' ein Schatten,
Vom hohen Himmel ausgestrahlt.

Gleich Einem, der erwacht längst vor dem Morgenschimmer,
Sind, Schöne, hergeeilt in dies Elysium wir,
Vorbei ist unser Traum, der eure dau'rt noch immer;
Erwachet! seht der Tag ist hier!

Ihr zarte Seelen, kommt, kommt! auch hier kann man
lieben;
Doch wird die Liebe hier geläutert am Altar:
Was menschlich an ihr war, das muß alsbald zerstieben;
Es bleibt nur, was unsterblich war!

Wenn über das Gebirg die Morgensonne schreitet,
Erschallet das Gebet in diesem frommen Haus,
Und jede Stunde wird von dem Gebet begleitet,
Es mißt und füllet unsre Stunden aus.

Das fromme Glöckchen mit dem Morgenroth ertönet,
Vermischet das Gebet mit des Zephyres Wehn;
Die Luft, die unterm Klang des ehrnen Hammers dröhnet,
Stimmt ein in unser heißes Flehn.

Im hohlen Felsen steht, in dunkelen Gewölben,
Ein schmuckloser Altar: nahst, Herr der Welt, du dich?
Durch Lieb' gezwungen steigt herab Gott auf denselben
Und offenbart dem Glauben sich.

Schweig', o Vernunft, mein Herz soll gläubig überfließen!
Denn einen neuen Tag hat mir das Kreuz bescheert;
Wie könnt' ich zweifeln zu des sterbenden Gottes Füßen?
Nein, Liebe wird durch Lieb' erklärt.

Die frommen Häupter hier, das Feu'r, in dem sie brennen,
Des Weihrauchs süßer Duft, die Seufzer banger Noth,
Und der Gefühle Glut und der Entzückung Thränen,
Ja, Alles sagt mir: Hier ist Gott.

Ihr Lieblinge des Herrn, o wollet mir erlauben,
Dem Bettler, der vor des Palastes Thür sitzt, gleich,
Zu beten an der Schwell' des Heiligthums voll Glauben
Zum Gott, der gibt den Frieden euch.

Laßt meinen Lobgesang in eueren erklingen!
Mein unrein Opfer steig' mit euerem hinauf.
Es durften ja einst auch die Menschenkinder singen
Mit Engeln zu dem Ew'gen auf.

Ein jeder Tag will aus der Lebenden Zahl mich streichen
Ach! ich hab' viel gelebt, hielt Manches treulich aus.
Wollt meine Stelle mir in dunkler Halle zeigen,
Hier in der Todten stillem Haus!

Es läßt ein Fremdling sich auf ihrer Asche nieder;
Man soll verzehrend sich wie dieses Licht ihn sehn;
Der Tod nahm Alles mir, muß geben Alles wieder,
Ich harre auf der Todten Auferstehn.

O wäre, ihnen nah, dem Herzen es gegeben,
Im Schatten des Altars, im Hafen hier mein Boot,
Zu schließen so allein den Rest von meinem Leben,
Zwischen der Hoffnung und dem Tod!

Dreiundzwanzigste Betrachtung.

Der sterbende Christ.

Was hör' ich? ringsum hallt die Glock' in heil'gen Tönen!
Welch' fromme Menge ist's, die sich ergießt in Thränen?
Die Leichenfackeln und der Todtensang für wen?
O Tod! ist's deine Stimm', die ich ans Ohr hör' schlagen
Zum letzten Male jetzt? Und wie? Muß ich erwachen
Am Rand des Grabs mich sehn?

Kostbarer Funke du von jener Himmelsflamme!
Mein Leib ist Staub und du in ihm aus Gottes Stamme.
O sei getrost, der Tod dich nur befreien soll!
Flieg' auf, o Geist, beginn an deiner Kett' zu rütteln!
Von sich die bange Last des Menschenelends schütteln —
Heißt das denn sterben wohl?

Nun meine Stunden wird zu messen Zeit aufhören.
Ihr Glanzesboten, ihr, aus lichten Himmelssphären,
Zu welchen Wohnungen geleitet ihr mich hin?
Ich fühle schon, wie ich von Licht umflossen werde,
Und immer größer wird vor mir der Raum, die Erde
Scheint unter mir zu flieh'n!

Doch was hör' ich? Jetzt, da die Seele will erwachen,
Muß Seufzen und Geschluchz an meine Ohren schlagen?
Ihr, Mitverbannte, wie? Ihr könnet traurig sein?
Weint? Und ich hab' schon aus dem heil'gen Kelch getrunken
Vergessenheit des Leids, es geht die Seele trunken
Zur Himmelswohnung ein.

Vierundzwanzigste Betrachtung.

Die Unsterblichkeit.

Des Lebens Sonne muß beim Aufgang schon erbleichen,
Dem welken Haupte kann kaum ein'ge Strahlen reichen
Sie noch, ehe herauf die Nacht des Todes zieht;
Der Schatten wächst, es stirbt der Tag und Alles flieht.
Mög' Rührung oder Graun da einen Andern fassen,
Zurück er seinen Fuß vom Abgrund beben lassen,
Mög' ohne Schrecken er von ferne hören nicht
Den dumpfen Todtensang, der sich am Ohr ihm bricht,
Mög' er die Thränen nicht Geliebter können sehen,
Die schmerzzerrissen um sein Todtenbette stehen,
Die Glocke hören nicht, die kündet trauerschwer
Den Sterblichen, daß ein Unglücklicher nicht mehr!
Mir sei gegrüßt, o Tod! o himmlischer Befreier,
Als Feind erscheinst du mir nicht, nein als Freund, als treuer,
Nicht schrecklich bist du mir, wie dich der Irrthum fand
Und kein zerstörend Schwert seh' ich in deiner Hand,
Und keinen Durst nach Blut, kein Falsch in deinen Blicken;
Ein güt'ger Gott muß dich zur Schmerzenslindrung schicken.
Befreien willst du nur, willst uns vernichten nicht,
Trägst, Himmelsbote, in der Hand ein göttlich Licht;
Wenn sich dem Lichte wird mein müdes Auge schließen,
Wirst du mit hellerm Licht dasselbe übergießen;
Die Hoffnung neben dich ans offne Grab sich stellt
Und öffnet glaubensvoll mir eine schönre Welt.

So komm' denn, komm', vom Band des Leibs mich zu befreien,
Den Kerker aufzuthun, mir deine Flügel zu leihen!
Was zögerst du? Erschein', daß ich mich schwing hinauf
Zu dem, von dem ich kam, in dem ich höre auf.
Wer riß von ihm mich? Wer bin, was soll ich auf Erden?
Ich sterbe und weiß nicht, was heißt geboren werden.
Den ich umsonst befrag, Geist, unbekannter Gast,
Sprich, welchen Himmel du vor mir bewohnet hast,
Und welche Macht dich hat auf diese Welt gestoßen,
Und welche Hand dich in die Schaale eingeschlossen!
Welch wunderbares Band hält dich am Körper fest,
Daß nimmer er von dir, von ihm du nimmer läßst?
Wann kommt der Tag, da sich Körper und Seele scheiden?
Wohin gehst du, wenn du wirst diese Erde meiden?
Vergaßst du Alles? Wirst du übers Grab nur geh'n,
Um abermalen zum Vergessen zu erstehn?
Beginnst du wiederum alsdann ein ähnlich Leben?
Oder wird endlich dir der Vollgenuß gegeben
Von deinem ew'gen Recht, frei von des Körpers Band,
In deines Gottes Schoos, dem wahren Vaterland?
So hoffe, hoffe ich, Hälfte von meinem Leben!
Und diese Hoffnung hat der Seele Kraft gegeben,
Und in dein Zauberbild kann sie nun ohne Grau'n,
Wenn drauf die blühnde Farb' des Frühlings bleichet, schaun;
Durch sie vermochte ich im tiefsten Schmerz zu lächeln,
Als ich die Flügel dich des Todes hört' umfächeln,
Daß eine Freudenthrän', bei deinem letzten Blick,
Beim letzten Lebewohl im Aug' mir blieb zurück.

O eitle Hoffnung! ruft der Epicurer Heerde
Und deren Hand zerlegt in Fasern unsre Erde
Und einen Winkel aus im kleinen Hirne spürt,
Da die Materie denkt und der Geist vegetirt.
O Thor! dein Glaube sich auf deinen Stolz nur stützet,
Alles, seh doch, beginnt und Alles ab sich nützet
Und Alles hat ein Ziel und wird, um zu vergehn:
Du kannst auf gelber Flur die Blumen welken sehn,
Der Ceder stolzes Haupt siehst du dahin gestrecket
Im Wald und rings von Gras und Unkraut überdecket,
Das Bett vertrocknet, das ein Meer in sich gefaßt;
Der Himmel, Himmel selbst allmählig schon erblaßt;
Der Stern, von dem wir nicht des Werdens Stunde kennen,
Die Sonne muß gleich uns dem Untergang zu rennen,
Einst sucht des Menschen Blick am Himmel hin und her,
Er sucht und suchet sie und findet sie nicht mehr.
Und laß im ganzen All umher dein Auge schweifen,
Du siehst Jahrhunderte nur Staub auf Staub aufhäufen,
Mit einem einz'gen Schritt die Zeit den Hochmuth beugt,
Von Allem wird sie selbst das Grab, was sie gezeugt.
Der Mensch allein, der Mensch, o Wahnsinn sonder Gleichen,
Wähnt, in dem Grabe werd' sich ihm das Leben zeigen,
Im Wirbel in das Nichts gerissen, durch die Zeit
Niedergeschlagen träumt er noch von Ewigkeit!
Antwort' euch, wer da will! Ich sag's nun frei und offen:
Laßt meinen Irrthum mir: ich liebe und muß hoffen;
Ist die Vernunft bestürzt und auch verwirret gleich,
Verstummt sogar, doch das Gefühl gibt Antwort euch.
Säh' ich die Sterne all' aus ihren Bahnen fallen
Und aufs Gerathewohl hin durch den Aether wallen,

Und wenn auch schaute am verlassnen Himmel ich,
Wie aus der Bahn gelenkt die Sterne stoßen sich;
Hört' ich in ihrem Fall die Erde auch erbeben
Und sähe einsam sie im dunklen Aether schweben,
Der Sonne fern, wie sie des Menschen Tod beklagt
Und sich verlieret im Gefild der ew'gen Nacht;
Würd' ich als letzter Zeug' der Trauerscenen leben,
Vom Chaos und vom Tod, von Finsterniß umgeben;
Ob Schrecken auch und Furcht alsdann erfaßten mich,
O höchstes Wesen, du, ich hoffte doch auf dich;
Der Wiederkehr gewiß des ew'gen Morgenrothes,
Auf einer Welt Ruin harr' ich noch meines Gottes!
O denkest du wohl noch an jenen Aufenthalt,
Wo unsre ew'ge Lieb' ist Einem Blick entstrahlt,
Da bald erklommen wir die alten Felsenspitzen,
Bald niederließen uns auf stillen Ufersitzen,
Da Sehnsucht weit uns weg aus dieser Welt gelenkt
Und in die Tiefen ich mit dir mich dann versenkt?
Es wallten vom Gebirg herab die langen Schatten,
Verhüllten kurze Zeit vor uns die grünen Matten;
Doch alsobald trat der geheimnißvolle Chor
Der Sterne, heimlich still, aus tiefem Blau hervor,
Was eben noch verdeckt, dem Auge offen legend,
Mit seinem zarten Glanz umschimmernd weit die Gegend.
So, wenn sich hintern Berg hinab die Sonne neigt
Und wenn des Abends Strahl allmählig schon erbleicht,
Die Lamp' im Tempel dann ihr frommes Licht ausgießet,
Ein heiligerer Tag den Altar überfließet.

Da voll Entzücken hast gelenkt du meinen Blick
Zum Himmel auf, von da zur Erde ihn zurück;
Verborgner Gott, sprachst du, das Weltall ist dein Tempel!
Das Aug' sieht überall nur deines Geistes Stempel;
Von deiner Allmacht und Vollkommenheit Natur
Ist schwacher Widerstrahl, Abglanz und Spiegel nur;
Der Tag, der ist dein Blick, die Schönheit ist dein Lächeln;
Im Sturm verehr' ich dich, dich in des Westes Fächeln;
Ew'ger, Unendlicher, Allmächt'ger, Schöpferlicht,
Das tiefste Wort erschöpft noch deinen Namen nicht,
Es muß der Geist sich stets vor deinem Wesen beugen,
Kann deine Größe oft nur feiern durch sein Schweigen.
Und dennoch dringt, o Gott, aus seinem Kerker vor,
Schwingt der gebeugte Geist sich bis zu dir empor;
Er kann des Daseins Zweck allein die Liebe nennen,
Zu lieben sehnt er sich, voll Eifer, dich zu kennen.
So sprachst du, und vereint ist unser Geist gewallt
Zu jenem Wesen auf, dem unser Sehnen galt;
Knieend vor ihm, ihn an in seinen Werken betend,
Abends und Morgens hin vor ihn voll Andacht tretend,
Mit wonnetrunknem Blick betrachteten wir bald
Hier das Exil und bald den Himmelsaufenthalt.

In jenem Augenblick, da ihre Fesseln springen
Die Seelen und hervor sie aus dem Kerker dringen,
O hätte da uns Gott erhört in seinem Reich
Und beide aus der Welt entrissen doch zugleich!
Zusammen wären wir zum Urgeist aufgezogen,
Hätten in ihrem Lauf die Welten überflogen,

Durch das Unendliche gleich einem Sonnenstrahl
Auf Liebesflügeln aufgeschwungen uns zumal
Und bis zu Gott hinan den kühnen Flug gelenket,
In seinem Schoose uns auf immerdar versenket.
War das ein eitler Wunsch? Und sind, bestimmt zum Nichts,
Die Wesen alle nur geboren für das Nichts?
Und muß die Seele das Geschick des Körpers theilen
Und gleich ihm in die Nacht des Grabs hinuntereilen?
Fällt sie wohl auch in Staub zusammen und verhallet
Dem schwachen Ton gleich sie, der durch die Lüfte schallet,
Ist nach dem letzten Hauch dir gar Nichts mehr geblieben
Von Allem, was dich liebt', dich länger noch zu lieben?
Die Lösung dieser Frag' verbleibet einzig dir,
Sieh, es stirbt, was dich liebt, antwort', Elvira, mir!

Fünfundzwanzigste Betrachtung.

Philosophie.

An den Marquis von la Maisonfort.

O würd' ein Geist mich doch an Arno's Ufer tragen,
Darüber her so still die leichten Schatten ragen,
Wenn er hält seinen Lauf bei Medicis Mauern an
Und spiegelt den Palast, drin wohnt ein weiser Mann;
Langsamer fließt er hin, da auch er sie noch kannte,
Murmelnd die Namen von Petrarka und von Dante.
O könnt' ich, wenn die Sonn' den letzten Purpur streut
Auf das Gebirg und du, vom Dienst des Hofs befreit,

In deinen Hainen suchst deiner Egeria Spuren,
Nachfolgend träumend doch von Fluren dir zu Fluren,
Bis zu dem trauten Dach, verschönt von deiner Hand,
Da die Vergessenheit und Ruh' Anbetung fand!
Die Götter bet' auch ich an. Seit der Weisheit Eifer
Durch Unglücksstrahlen mir gemacht die Jugend reifer,
Zu nähren meinen Geist mit ihrer ew'gen Frucht,
Hab' ihren Altar ich stets sehnend aufgesucht;
Und wenn ich hingebaut an steile Felsenwände
Oder am Abhang auch fruchtbarer Weingelände,
An eines fremden Bachs verlassnem Uferrand
Ein ländliches Asyl, recht grün umheget, fand,
Von dessen Schwelle sich hinauf die Reben wanden,
Ihr Laub zusammen zur lebend'gen Pforte banden,
Der Taube gleich, die hin über das Wasser flieht
Und, wenn auf dem Aral sie eine Ceder sieht,
Auf ihrem Gipfel läßt die ros'gen Füße nieder,
So flog mein Geist dahin und fliegt dahin stets wieder.
Im Rath der Könige ist dir ein Sitz bescheert
Von einem edlen Herrn, den seine Wahl schon ehrt,
Du hältst in deiner Hand vom Schicksal einen Faden;
Ich sitz' bei Hirten nur an traulichen Gestaden
Und sehe träumerisch dahin die Nachen fliehn
Und hör' den Windeshauch durch Rohrgebüsche ziehn;
Leg' mich an Quellen hin mit wonnigem Gefühle,
Seh' unterm Eichenstamm der Blätter Schattenspiele,
Schneid' ein gleichgültig Wort oft in die Bäume ein,
Sprech' mit dem Echo, das erwiedert stets mein Schrei'n;
Oder seh' im Azur die bunten Wolken ziehen
Und lasse schweifen dann auch meine Phantasieen;

Es kommt die Nacht, die Zeit, die Rechnerin, nie
fehlt,
Schreibt einen Tag mir auf, den ich nicht hab' gezählt.

Oft muß zum Saitenspiel ich meine Zuflucht nehmen
Und lassen meinen Geist in Rythmen überströmen.
Wie oft der Abendwind, wenn schon am Himmel steht
Der Mond, hat Verse aus der Seele mir geweht!
Stets hab' ich gern gesehn die reifen Früchte fallen,
Ohne daß man sie pflückt, nach der Natur Gefallen;
Gleichwie der wilde Baum, wenn ihn der Wind ergreift
Und auf die welke Flur die welken Blätter streift,
Läßt fallen seine Frucht herab von seinen Zweigen,
Die stirbt zu Füßen dann dem Baum, dem sie zu eigen.
Vielleicht gab's eine Zeit, von Schönerem erfüllt,
Erleuchtet von dem Ruhm und von der Liebe Bild;
Da schnelle wohl dahin mir schwanden auch die Stunden,
Doch spurlos nicht ins Nichts mir sind hinabgeschwunden.
Beim zweifelhaften Licht des menschlichen Verstands,
Mit Plato badend mich im Himmelssonnenglanz,
Bin ich durch eigne Kraft eifrig bemüht gewesen,
Zu forschen, ob der Geist ein Hauch vom großen Wesen;
Ob dieser Götterstrahl, in irdschen Thon versteckt,
Im Tode löschet aus oder wird neu erweckt;
Ob einstens er zurück auf diese Welt wird kehren,
Nach tausend Jahren, ob stets wechselnd seine Sphären,
Erhebend sich von Stern zu Stern zu Gott hinan,
Dem Ziel, das ferner stets, er ewig wird sich nah'n;
Ob diesen Wechsel wird Erinnrung überleben,
Ob Schmerzen, Liebe uns, ob Tugenden nachschweben;

Ob an der Hölle Pfort' wohl auch ein Richter ist,
Der Recht und Unrecht ab mit strengem Maaße mißt;
Ob es Gesetze gibt, vom Himmel ausgeflossen,
Nach denen manchem Reich ist lange Dau'r beschlossen,
Die einem störrigen Volk werfen Zügel um
Und Gleichheit stellen her unter dem Königthum;
Oder ob wohl ein Gott, der schläft, in tiefem Schweigen,
Läßt, wie das Schicksal will, die Wage fallen, steigen,
Gleichgültig übergibt, die Blicke abgekehrt,
Dem Zufall die Natur, der Tyrannei die Erd'.
Doch wie vom Himmel sich, zu dem er aufgeflogen,
Der Adler oft sich senkt, um seine Beut' betrogen,
So habe in der Höh', in die ich mich getraut,
Gar Nichts als Zweifel ich und Nichtigkeit geschaut.

Und müde, so herum im Maaßlosen zu schweben,
Hab' ich auf Stund' und Ort längst für mein ganzes Leben
Mein Denken, meine Sorg' und all mein Sein beschränkt.
Wenn nur ein guter Gott an meine Nothdurft denkt;
Wenn nach dem lieben Weib ich mich nicht sehn' vergebens,
Mit ihr genießen darf die Früchte meines Lebens;
Wenn nur, das ich geerbt, mein ländliches Revier,
Im Winter gibt ein Dach, im Sommer Schatten mir;
Wenn frohe Kinder stets an meinem Heerde stehen
Und jedes Jahr ich kann an ihm ein neues sehen,
Freund, länger fahre ich nicht in der Irr' herum,
Frag' nicht nach Gottes Grund, dem Wie und dem Warum;
Und jener eitle Stolz ist meinem Geist genommen,
Mit seiner Hülfe bei dem ew'gen Gott zu kommen,

Leben ist schon genug für uns; ein Weiser sprach:
Die Sorge jedes Tags reicht aus für jeden Tag.
Nicht wagend in dem Buch des Ewigen zu blättern,
Erbt' ich die Einfalt und den Gott von meinen Vätern;
Sehnsüchtig auf zu ihm ich meine Blicke richt';
Anbetet ihn die Welt und ach! begreift ihn nicht:
Gleich dem Eisvogel, der, wie hoch die Fluth gestiegen,
In seinem Wellennest in Schlaf sich lässet wiegen,
Vertrau' ich meinem Gott, er möge leiten mich
In jenen Hafen hin, nach dem verlange ich.
Ich lasse meinen Geist, von Schrecken nicht umgeben,
Ein leidlich Glück allein auf Erden hier erstreben;
Mein Segel sich getrost dar allen Winden beut,
Schauend auf Gott allein folg' ich dem Lauf der Zeit.

Du, lange in der Welt vom Sturm umhergetrieben,
Freust eines Glücks dich nun, das keine Schatten trüben,
Betrachtest lächelnd aus dem freundlichen Asyl,
Was wir geirrt, gefehlt, mit ruhigem Gefühl;
Es hat dein Geist, an den kein Flecken je gekommen,
Nichts als die Weisheit von den Weisen angenommen;
Auch die geheime Sprach' demselben nicht gebricht,
Die mit den Sterblichen in Götterlauten spricht;
Vom zauberischen Strand, zu dem du mich geladen,
Da deines Lebens Herbst verfließet ohne Schatten,
Allwo der dunkle Hain, die kühle Wasserbahn,
Dienstfert'ge Freundschaft spricht dein halbes Leben an,
In Versen, deren du zuweilen auch magst dichten,
Woll' als ein anderer Horatius uns berichten:

Soll widerstehn man dem Geschick, sich unterziehn?
Verfehlte ich das Ziel oder den Weg dahin?
Ist Thorheit, nun ihm nach auf neuer Bahn zu streben?
Die Kunst glücklich zu sein, ist nur die Kunst zu leben.

Sechsundzwanzigste Betrachtung.

Gott.

An den Abbé de la Mennais.

Es mag der Geist so gern an seinen Fesseln rütteln
Und ab die schwere Last des Menschenelends schütteln:
Indessen ruht mein Sinn auf dieser Körperwelt,
Steig' ich zur Geisterwelt empor, wenn mir's gefällt.
Ich lass' dies ganze All zu meinen Füßen schweben,
Um frei in dem Gebiet des Möglichen zu leben.
Der Seele ist zu eng der Kerker, drin sie wohnt,
Und eine Stätte sucht sie ohne Horizont.

Gleich einem Tropfen, den wir in den Ocean gießen,
Will im Unendlichen mein Denken all' zerfließen;
Da herrscht's als Königin des Raums, der Ewigkeit,
Und mißt gar kühn die Zeit und die Unendlichkeit.
Durchläuft das Sein und wagt es, durch das Nichts zu schweifen,
Die Unbegreiflichkeit des Schöpfers zu begreifen.
Wie aber mein Gefühl zu schildern auch ich such',
Stirbt jedes Wort hin in ohnmächtigem Versuch.
Die Seele wollte oft schon sprechen, doch es hatten
Die Lippen Töne nur, meiner Gedanken Schatten.

Zwei Sprachen für den Geist geschaffen hat der Herr,
Man spricht die eine aus und hört sie gleich nicht mehr;
Es kann von Menschen hier die Sprach' erlernet werden,
Sie reicht gerade aus für das Exil auf Erden
Und folgt dem wandelbarn Geschicke der Menschheit,
Verschieden nach dem Land, vergeht sie mit der Zeit.
Die andre, ewig, allumfassend, auserlesen,
Ist angeboren schon jedwedem denkenden Wesen:
Sie ist kein todter Schall, der in der Luft verhallt,
Nein, ein lebendig Wort, das aus dem Herzen schallt;
Man höret, man begreift, man spricht sie mit der Seele.
Sie leuchtet und schlägt ein, trifft stets die rechte Stelle:
Des Himmels Sprache ist's, gesprochen vom Gebet,
Die zarte Liebe nur auf Erden hier versteht;
Des Herzens glühende Gefühle auszudrücken
Weiß sie in Seufzern nur und in entzückten Blicken.

Wenn himmelan sich hebt die Seel' in kühnem Schwung,
Wird sie mir offenbar durch die Begeisterung;
Und diese kann allein Licht in der Nacht gewähren
Und besser als Vernunft mir diese Welt erklären.
O komm' und lasse auch auf ihren Flügeln dich
Zum Himmel tragen, wie getragen werde ich.
Schon sehen wir die Welt weit unter uns da liegen,
Der Zeit entfliehen wir, den Raum wir übersliegen,
Und in der ewigen Ordnung der Wirklichkeit
Sehn wir von Antlitz nun zu Antlitz die Wahrheit.
Die Sonne, die Aufgang und Untergang nicht kennet,

Ist Gott, das All, das vor sich selbst in Andacht brennet!
Er ist allein! und Zeit und Unermeßlichkeit
Sind Elemente nur seiner Unendlichkeit.
Das Licht das ist sein Blick, der Raum sein Aufenthalt, er
Gibt in der Welt sein Bild, in der Ewigkeit sein Alter;
Im Schatten seiner Hand besteht die Schöpfung blos,
In ew'gen Fluthen quillt das Sein aus seinem Schoos,
Aus dieser ew'gen Quell' ein ew'ger Strom es rinnet
Und kehrt in ihn zurück, in dem das All beginnet.

Maaßlos wie Er erschallt der Werke Dankesruf
Im Werden schon zu ihm, deß Allmacht sie erschuf!
Mit jedem Athemzug kann Welten er erschaffen,
Für ihn ist Wollen Thun, für ihn ist Sein schon Schaffen!
Aus sich nimmt Alles er, bezieht auf sich es stets,
Sein höchster Wille ist ihm oberstes Gesetz!
Doch dieser Wille, den ein Schatten decket nimmer,
Ist Macht, Gerechtigkeit, Ordnung und Weisheit immer.
Und Alles lenket er mit ihm in seinem Lauf,
Und stufenweise steigt das Nichts zu ihm hinauf.
Und Jugend, Liebe, Kraft, Verstand, Schönheit und Leben
Kann ohne Maaß und Ziel aus seiner Füll' er geben;
Das Nichts wird Herrlichkeit auf Gottes Machtgebot,
Aus einem Stäubchen kann er schaffen einen Gott!
Und dieser Gott, der ward von ihm hervorgerufen,
Er zählet immerdar des tiefen Abstands Stufen,
Und strebt zum Schöpfer stets empor in kühnem Flug,
Der aller Dinge Ziel und sich allein genug.

Das ist, das ist der Gott, den jeder Geist verehret,
Den Abraham geglaubt, Pythagoras gelehret,
Der Sokrates erschien, geahnt von Plato ward;
Der Gott, den der Vernunft das Weltall offenbart,
Der für das Recht und für das Unglück mußte kommen,
Den ganz zu zeigen uns, Christus herabgekommen!
Das ist nicht mehr der Gott, gemacht von Menschenhand,
Der Gott nicht, den Betrug für Thoren einst erfand,
Der Gott ist's nicht, entstellt von falscher Priester Händen,
Zu dem Leichtgläubige voll Angst und Furcht sich wenden.
Er ist's allein, ist eins, gerecht und gut sein Sinn,
Die Erde sieht sein Werk, der Himmel kennet ihn.

O glücklich, wer ihn kennt! Noch mehr, wer ihn bekennet!
Wer, während ihn die Welt beschimpft oder nicht kennet,
Beim Lampenscheine sich allein in stiller Nacht
Ins Heiligthum begibt, vom Glauben überwacht,
Von heißer Liebe sich zu ihm hinauf läßt ziehen,
Läßt seine Seele gleich dem Weihrauch dort verglühen!
Doch zu erheben sich zu ihm braucht unser Geist,
Gedrücket und gebeugt, des Himmels Kraft zumeist.
Wir müssen uns hinauf auf Flammenflügeln schwingen,
Sehnsucht und Liebe kann allein hinauf uns bringen.
Ach! daß ich Spätling nicht zu jener Zeit entstand,
Da noch die Menschen, jung, entschlüpft kaum seiner Hand,
Gott nahe durch die Zeit, näher durch Unschuld stehend,
Verkehreten mit ihm, vor seinem Antlitz gehend!
Was sah ich nicht die Welt, nachdem sie kaum gemacht?
Und hört' den Menschen nicht, da er zuerst erwacht?

Alles sprach ihm von dir, du hast zu ihm gesprochen;
In tausend Strahlen hat dein Schimmer sich gebrochen;
Sogleich, als die Natur aus deinen Händen sprang,
Des Schöpfers Namen auch allüberall erklang:
Der Name, der jetzt durch der Zeiten Rost verborgen
Ist, glänzte strahlendhell am jungen Schöpfungsmorgen;
Es durfte vormals nur der Mensch dir nahen sich,
An seinen Vater flehn, da riefst du: der bin ich.

Gleich einem Kind hat lang ihn deine Stimm' regieret,
Du hast ihn lange Zeit an deiner Hand geführet;
Wie oftmals ward er dich in deinem Glanz gewahr,
Bei Mamre's Eichen, in dem Thale von Sennar,
In Horeb's Flammenbusch und auf dem heil'gen Berge,
Von welchem Moses stieg mit dem Gesetzeswerke!
Die Kinder Jakobs, aus Egypten fortgereist,
Hast vierzig Jahre lang mit Manna du gespeist.
Durch Donnerorakel hast du ihren Geist erschrecket
Und ihrem Blicke dich durch Wunder oft entdecket,
Vergaßen sie dich je, so sandtest Engel du,
Die riefen ihnen laut des Herren Namen zu.
Doch gleich dem Flusse, fern dem Quell, der ihn geboren,
Hat die Erinnerung an dich sich auch verloren,
Es hat den alten Stern der Zeiten düstre Nacht
Um seinen hehren Glanz und Herrlichkeit gebracht.
Du sprachest nicht mehr: und es fing die Hand der Zeiten
An, nun Vergessenheit aus über dich zu breiten!
Der Glaube minderte im Lauf der Jahre sich;
Den Zweifel stellt der Mensch zwischen die Welt und dich.

Für deinen Ruhm zu alt ist diese Welt geworden,
Dein Namen, deine Spur vergessen aller Orten,
Zu finden wieder sie, muß man in seinem Lauf
Der Tage langen Strom gehn Well' um Well' hinauf.
Natur und Firmament! zeigt euch umsonst den Sinnen!
Den Tempel sieht der Mensch, doch nicht den Gott, der drinnen.
Vergebens spüret er im blauen Luftgefild
Dem Lauf der Sterne nach, mit denen es erfüllt;
Er kennet die sie lenkt, die Hand nicht mehr jetzunder,
Ein ewig Wunder hört leicht auf, zu sein ein Wunder;
Sie glänzen morgen, wie wir heut' sie glänzen sah'n!
Wer kann uns sagen, wo ihr Strahlenlauf begann?
Ob, das befruchtet und erwärmt, das Licht dort oben
Sich auch ein erstes Mal über die Welt erhoben?
Niemand hat leuchten es zum ersten Mal gesehn,
Für ew'ge Tage kann kein erster Tag bestehn.
Die sittliche Welt wird umsonst dein Dasein nennen,
Im Wechsel lassen dich vergebens auch erkennen;
Vergebens spielst du mit dem allergrößten Land
Und gibst's von Herrn zu Herrn und gibst's von Hand zu Hand,
All' dieser Wechsel nimmt die Augen nimmer Wunder,
Und zur Gewöhnlichkeit sank nun der Ruhm herunter;
Der größte Schicksalsschlag wird uns nichts Neues sein,
Das Stück ist längst verbraucht, gelangweilt schläft man ein.

Weck' auf uns, großer Gott! sprich, ändre Welt und Erde,
Und dein befruchtend Wort vom Nichts vernommen werde:
Nun ist es Zeit! Auf! auf! aus deiner langen Ruh',
Schaff' eine neue Welt aus diesem Chaos du!

Ein andres Schauspiel laß die müden Augen sehen!
Vor unserm Zweifelsinn laß neue Wunder stehen!
Die Himmel, die zu uns nicht sprechen mehr, schaff' um,
Und eine neue Sonn' kreis' über uns herum;
Zerstör' die Welt, sie möcht' sonst deinen Ruhm dir rauben;
Komm', komm', und zeig' dich selbst und zwinge uns, zu glauben!
Doch ehe noch vielleicht herein die Stunde bricht,
Da diesem Weltall wird entziehn die Sonn' ihr Licht,
Wird jene andre Sonn', die sittliche, aufhören,
Dem menschlichen Verstand Erleuchtung zu gewähren,
Und an dem Tage, da erlischt ihr heller Schein,
Das ganze Weltall stürzt in ew'ge Nacht hinein,
Und alsdann wirst du wohl dein unnütz Werk zerschlagen.
In alle Zeiten wird der Trümmerhaufe sagen:
Es kann nichts außer mir bestehn! Ich bin allein!
Ihr habt nicht mehr geglaubt und hörtet auf zu sein!

Siebenundzwanzigste Betrachtung.

Die heilige Dichtkunst.

Dithyrambe.

An H. Eugen v. Genoude.

Umwunden ist ihr Haupt mit Palmen und mit Sternen,
Und ihr unsterblich Aug', das nichts beschränken kann,
Lüpft alle Schleier und durchschaut die weit'sten Fernen,
Weckt die Vergangenheit und heißt die Zukunft nah'n.
Der Welt Jahrbücher sich vor ihr eröffnen müssen,
Und Strömen gleich vor ihr Jahrhunderte hinfließen;
Sie folget ihrem Lauf herauf bald, bald herab,
Den Gräbern schlägt sie die verhängnißvolle Stunde
Oder singt auch mit keuschem Munde
Der Welt von jenem Tag, der ihr das Dasein gab.

*

Hört, hört Jehovah gehen
Hervor aus seiner Ewigkeit.
Das schlummernde Chaos muß nun vor ihm entstehen,
Befruchtet durch sein Wort, und seine Allmacht sehen
Wir ruh'n auf der Unendlichkeit.

Gott sprach, es ward das Licht; Gott sprach, der Sterne Feuer
Durchbrach mit seinem Glanz der ew'gen Nacht den Schleier,

Alle Elemente wild,
Scheidend auseinander bogen;
Plötzlich haben Wasserwogen
Hohlen Meeresschoos erfüllt;
Berge aus der Erde zogen,
Weit umher die Winde flogen
In dem freien Luftgefild.

Und siebenmal ertönt laut aus Jehovah's Munde
Das schaffende Wort in die Runde,
Und siebenmal das Nichts antwortet seinem Wort;
Gott sprach: Laßt machen uns den Menschen, mir zu gleichen.
Er sprach, es ward der Mensch; nach diesem letzten Zeichen
Verstummt der Schöpfer und lächelte sich zu sofort.

*

Doch nicht ein Gott ist's, der hienieden seufzend wallet;
Dahin ist Eden . . . nun ist Tod und Arbeit bloß.
In Thränen seine Stimm' verhallet;
Auf seinem Spiel nicht mehr des Glückes Saite schallet,
Hiob lockt Töne draus, so traurig wie sein Loos.

Ha! ewig Fluch dem Tag, der mir bescheert das Leben!
Ha! Fluch der Nacht, in der empfangen wurde ich,
Dem Schoos, der Dasein mir gegeben,
Den Knieen, die getragen mich!

Gott lösche aus der Zahl der Tage ihn für immer!
In Todesschatten sei gehüllt er immerdar!
Unter den Tagen find' er seine Stelle nimmer,
Er sei, als ob niemals er war!

Jetzt könnte ich noch, in Vergessenheit begraben.
Vollenden ruhig meinen Schlaf,
In jener Nacht, die wird kein Morgenroth mehr
haben,
Bei den Eroberern, die nun die Würmer laben,
Bei der keimenden Frucht, die stirbt, eh' ihre Gaben
Die Welt erfreut, eh' sie die Sonne traf.

Noch meine Tage nicht zerronnen?
Ich möchte sie beflügeln wohl!
O Gott, verkürz' die Zahl der Sonnen,
Die ich hienieden zählen soll!
Die Freunde weichen scheu zurücke,
Es schaudern längst schon ihre Blicke
Ob meiner Leiden Ueberhöh';
Vergebens such' ich Trost bei ihnen;
Kein Mitleid — ach! ich seh's zerrinnen,
Wie an den Hügeln dort den Schnee.

Wie Wolken vor des Windes Wehen,
Schwand hin mir meine Frühlingszeit,
Und keine Spur kann ich mehr sehen
Von all dem, was mich einst erfreut:
Vom Zorneshauche hingerissen
Werd' ich nun dahin gehen müssen,

Von wannen keine Wiederkehr:
Und meine Thäler, ach! die schönen,
Und meine Augen, die voll Thränen
Um mich, sie seh'n mich nimmermehr.

Der Mensch, er schwanket aller Orten
In bangen Zweifeln hin und her,
Und seines Elends satt geworden,
Fällt endlich wie die Blume er.
Er fällt! Doch sie kann neu erheben
Der Thau, daß noch ein kurzes Leben
Aus ihrer dürren Wurzel bricht.
Der Mensch ist nach dem Tod ein Bronnen,
Dem all' sein Wasser ist zerronnen,
Man sucht und sucht und find't ihn nicht.

Wie Schnee geflossen ist mein Leben
Vor Gottes Zorneshauche hin,
Der Hoffnung ward kein Ziel gegeben,
Ich sah dem Strom gleich stets sie flieh'n.
O öffnet mir die letzte Stätte!
Dort ist ein stilles Ruhebette
Im Schatten zubereitet mir.
O Grab, du, du mein Vater werde!
Ich spreche zum Gewürm der Erde:
Seid Mutter mir und Schwestern ihr!

Doch um des Frevlers Tage weben
Nicht Sonnenstrahlen düstre Glut;
Ruhig verlängert er sein Leben,
Getrost, mit armer Waisen Blut.

Weithin die Wurzeln er verbreitet,
Wie eine Heerd' am Berge weidet,
Bedecket sein Geschlecht Segor.
Wie wird man erst den Todten pflegen,
Ihn in ein kostbar Grabmal legen,
Draus er wie lebend schaut hervor!

Doch Gottes Rathschluß ist's, ich bete an in Schweigen.
Dem Morgenroth den Pfad nur seine Hände zeigen,
Er wog den Ocean, er wölbt' den Himmel sich.
Der Abgrund ist ihm licht, die Hölle ihm enthüllet,
Er hat das Blau der Luft mit Sternen angefüllet,
Und was vor ihm bin ich?

*

Doch unterm Finger schon Jesaias hat erbebet
Die Harf', aus seiner Brust in langen Strömen bricht
Die Drohung aus, ein Gott ruft ihm, er sich erhebet:
Himmel und Erde hör', der Sohn des Amos spricht!
Osias war nicht mehr: Gott trat zu mir herein,
Ich sah den Herrn mit Glanz und Schrecken rings umgeben,
Sein leuchtendes Gewand vor meinen Augen schweben,
Es nahm den heil'gen Vorhof ein.

Es stunden Seraphim auf elfenbeinern Stufen,
Sie decketen vor ihm mit Feuerflügeln sich
Und flogen hin und her, ich hörte laut sie rufen:
Heilig, ja heilig ist, heilig Gott, ewiglich!
Die ganze Erde rühmt und preiset dich!

Des Tempels Wölbung brach bei diesen Worten schier:
Adonai verschwand drauf in der Feuerwolke
Und Rauch verhüllete das Heiligthum dem Volke,
Die Erde bebte unter mir.

Und ich, ich sollte noch so feig und schändlich schweigen?
Der ich dich sah, o Herr, nicht reden sollte ich?
Dem frevlen Volke dich zu zeigen,
Das dich beleidigt, fürchten mich?
Wer, wer wird für uns gehn? spricht der Gott der Heerschaaren.
Wer für uns sprechen? spricht der Herr, hier, hier Ich steh':
Woll' über die brennenden Lippen mir fahren;
Hier bin ich, bereit, und rufe: Weh! weh!

Weh euch, die schon am frühen Tage
Schlürfen der Reben süßes Gift
Und die der Abend am Gelage
Noch, wankend und betrunken, trifft!
Weh euch, die, ohne Maaß zu kennen,
Aus ihrer Felder Grenzen dehnen,
Die nie sind zu befriedigen!
Wollt wohnen, gierige Naturen,
Allein ihr auf den öden Fluren
Im Lande der Lebendigen?

Weh, weh, unsinniges Geschlecht dir,
Ihr Kinder einer frechen Welt,
In eueren Gedanken sprecht ihr:
Wie unsre Weisheit uns gefällt!

Wie ihr verkehrt und thöricht handelt,
Ihr habt den Tag in Nacht verwandelt,
Drin birgt sich eure Sündigkeit!
Doch müßt die Kette, gleich den Stieren
Auf freiem Felde, nach ihr führen
Von eurer Ungerechtigkeit.

Weh euch, weh euch, der Wellen Töchter!
Weh Sidon, wehe Tyrus dir!
Dein Kaufmann, Welten kaufen möcht' er
Um Purpur und Gold von Ophir!
Das Ziel ist da nun eures Lebens,
Der Ocean krönt auch vergebens!
Weh dir, du Königin der See,
Die du auf neuen fernen Meeren
Läßst deine tausend Segel hören,
Weh deiner stolzen Masten Höh'!

Nicht länger sollt ihr fern den Tag der Rache wähnen;
Mein Zorn, so spricht der Herr, bricht über euch nun her
Und es soll meinen Grimm versöhnen
Kein Weihrauch und kein Opfer mehr!

Dem Tode will ich Preis dies Volk gegeben sehen,
Es soll das Schwert hinweg wie wildes Gras es mähen,
Trotz seinem tollen Muth!

Herr, schone unser! Herr! — Nicht Schonung, sondern Härte!
Und triefen will ich sehn auf es von meinem Schwerte

All seiner Krieger Blut!
Die Ströme trocknen aus vor meinem brennenden Odem!
Paläste, Mauern will gleich machen ich dem Boden
Wie eine Wüstenei;
Es soll das Feuer sie Strohhütten gleich verzehren,
Und länger nicht Stadt, Volk und Königreich mehr währen;
Auf ewig Stille sei!

Die Mauern sollen sich mit Dorn und Disteln decken,
Hyänen, Schlangen draus verirrte Wandrer schrecken;
Von der Raubvögel Schaar
Soll durch die schwarze Nacht der düstre Ruf erklingen;
Sie soll den Jungen auf die Thürme Nahrung bringen,
Wo sonst der Krieger war!

*

Und jetzo läßt der Herr Jesaias Wort verhallen;
Es läßt Ezechiel
Ueber den dürren Stamm vom frevlen Israel
Nun seinerseits das Wort des Lebens auch erschallen!

*

In eine Wüste ward geführt vom Herrn mein Geist,
Da sich die Erde ihm bedeckt mit Knochen weist;
Er höret Jehovah plötzlich die Stimm' erheben:
Werden auf meinen Ruf auf die Gebeine leben?
Das weißt du, Ewiger. — Es sprach der Herr: wohlan!
So höre auf mein Wort, behalt' es und sag' an:
Ihr Todtenbeine, du Staub, dem das Leben fehlet,
Steht auf und seid von Geist und Leben neu beseelet!

Es sammle auf sein Wort sich eu'r zerstreut Gebein!
Zum zweiten Male kehr' die Seele in ihm ein!
Die Nerven sollen sich zusammen schlingen wieder!
Die Muskeln legen sich um ihre alten Glieder!
Erhebet euch und lebt, und sehet, wer ich bin!
Ich hörete den Herrn und sprach: Weh' drüber hin,
Geist, wehe über sie vom Abend, weh' von Morgen,
Wehe von Mitternacht.... die schon im Grab geborgen
Einst waren, durch mein Wort hab' sie erwecket ich,
Zusammen fügeten die Todenbeine sich;
Ihr Auge öffnet sich den Sonnenstrahlen wieder,
Die Knochen sind nun fest und Fleisch umgibt die Glieder,
Das ganze Todtenfeld stand auf urplötzlich da,
Ward wieder ein groß Volk, erkannte Jehova.

*

Doch seiner Kinder ach! der Herr gedenket nimmer;
Die Tochter Zions sinnt nach ihrem Unglücksloos,
Sitzt einsam da, entblößt von ihrem alten Schimmer,
Hört Jeremias zu und findet Thränen bloß.

*

Es muß der Grimm des Herrn mich wohl darnieder beugen,
Bald reicht er mir die Hand, entziehet bald sie mir;
Die ihr vorübergehet hier,
Sagt, wo ein Unglück ist, dem mein'gen zu vergleichen?

Umsonst ruf' ich zu ihm, er höret nicht mein Wort,
Hat mich als Ziel ersehn von seinen Flammenpfeilen,
Die mich jedweden Tag ereilen,
Die Seele hat sein Zorn mit ihnen mir durchbohrt;

Vertrocknen hat die Haut an meinen Knochen müssen;
Die Kinder sangen mir Lieder voll Spott und Hohn;
Ich bin die einz'ge Nation,
Die Gott wegwarf, dem Gras gleich, das man ausgerissen.

Und seinen ew'gen Zorn hat er verdoppelt noch,
Mir meinen Weg versperrt, die Aussicht mir verschlossen,
Kein Strahl der Freude ist geflossen
Mir in das Herz; ich sprach: o Herr, gedenke doch.

Gedenke doch, o Herr, und halt dein Ohr mir offen,
Gedenk', wie viel Wermuth gereicht mir deine Hand;
Nein, deine Liebe nicht verschwand:
Du hast geschlagen mich und darum muß ich hoffen.

Mein kummervolles Aug' benetzen Thränen mir;
Ich hab' den Herrn gekannt seit meiner Jugend Schimmer;
Auch strafend liebt der Herr noch immer;
Herz, nicht auf ewig hat entfernt er sich von dir.

O selig wer ihn kennt! selig, wer mußte beugen
Sich unter Gottes Joch schon in der Jugendzeit,
Wer sich des Joches freut,
Sich hin ans Ufer setzt und harret sein in Schweigen!

Ob auch dein Liebesjoch schwer auf ihm liegen mag
Und er der stillen Nacht vertrauet heiße Klagen,
Demüthig wird er's tragen,
Er fleht, er hoffet und erwartet deinen Tag:

Und nun verstumme, meine Leyer!
Und ihr, Propheten, lebet wohl!
Das Weltall schweigt in stiller Feier
Vor dem, der einstens kommen soll,
Die Sängerlippen neu sich schließen,
Verstummen nun die Harfen müssen,
Bis einstens von dem Himmel her
Wird zu uns durch die Wolken dringen
Und hellen Lauts der Ruf erklingen,
Frieden der Erd', dem Himmel Ehr'!

Achtundzwanzigste Betrachtung.

Sauls lyrische Gesänge.

Nachahmung der Psalmen Davids.

Ich will die Seele an des Tempels Schwell' ergießen,
Herr, all mein Hoffen soll in dir allein bestehn,
Mein Schrei'n erwecke dich und auf zu dir soll fließen,
Gleichwie des Abends Duft, mein demuthsvolles Flehn!

Wie ist mein Ruhm dahin, die Herrlichkeit zu Ende!
Ich irr' auf dem Gebirg, dem Sperling gleich, umher,
Und meine Seele ist verwirrt durch deine Hände,
Wie eine Wüstenei, in der kein Wasser mehr.

Wie ob meinem Elend die Feinde schon frohlocken,
Sie zeigen sich, o Herr, deines Gesalbten Noth;
Da ist er, seht, es hat verlassen ihn sein Gott!
Und Moloch ging vorbei und schüttelte die Locken
Voll Mitleid und voll Spott.

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Spann' deinen Bogen, Herr; richt' mich, erhebe dich!
Füll' meinen Köcher an mit deinen brennenden Pfeilen!
Laß deiner Blitze Strahl vom Himmel sie ereilen,
Zernichte, die den Tod gerufen über mich!

Ha! Gott steht auf, er bricht hervor, von seinem Tritte
Dem ewigen Gewölb' ein jäher Einsturz droht;
Die Sonne und der Blitz erleuchten seine Schritte;
Die Engel vor ihm her beflügeln ihm den Tod.

Wie ward von seinem Zorn das Feuer doch genähret!
Vor seinen Flammen wich der Luft Gewölk zurück;
Die Erde hat verzehret
Der Herr mit Einem Blick.

Er spricht, vor seiner Donnerstimme
Erbebeten, vor seinem Grimme
Die Cedern Libanons, der Wüste Felsgestein;
Der Jordan ward von ihm aus seinem Bett geschrecket,
Die Erd' hat aufgedecket
Der Todten bleich Gebein.

Der Herr, Jehovah hat Ammons verfluchten Samen
In meine Hand gebracht.
Erhebe dich, o Saul! verschlingen ihren Namen
Selbst soll die ew'ge Nacht!

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Wie? stolz Tyrannenvolk, du zitterst, weichst zurück?
Es faßt der Held die Lanze
Und ladet euch zum Tanze,
Naht kaum in seinem Glanze,
Da hat das Herz auch schon durchbohrt sein Schreckensblick.

Flieht! Flieht! . . . . Es ist zu spät! O sehet drohend schwingen
Sein furchtbar, furchtbar Schwert den Helden rings umher!
Ueb'rall verfolgt er euch und überall ist er!
Mag auch sein Schwert hinein in tausend Herzen dringen,
Es dürstet immer mehr.

Wie Halme tritt nieder
Der Sterbenden Glieder
Sein muthiges Pferd;
Es spornet der Held es,
Wohin's ihm gefällt, es,
Dem Sturm gleich, hinfährt;
Die Flammen umwallen
Ihn, Helme erschallen
Auf blutiger Erd'!
Und was er kann finden,
Muß Alles verschwinden,
Wird Alles zerstört,
Dem Staub gleich, den Winden
Zum Staube bescheert.

Wo sind die stolzen Ismaeliter,
Die Söhne von Moab, die Söhne von Edom?
Wo sind die Krieger von Ammon,
Du übermüth'ger Stamm von Tyrus und Sidon,
Ihr, grausame Amalekiter?

Wie ein vertrockneter Fluß sind sie all' vor mir,
Nicht einen Augenblick denkt man mehr ihrer hier!

. . . .

Der Herr Jehovah mich beschütze!
Mit Ehren mög' von ihm gekrönt der König sein!
Ephraim, Gilead, Manasse, sie sind mein;
Jakob, du bist mein Schild und meines Hauptes Stütze.
Der Herr Jehovah mich beschütze!
Mit Ehren mög' von ihm gekrönt der König sein!

Wo auf die Sonn' am Himmel steiget,
Wo sie hinab ins Meer sich neiget,
Auf ihrer weiten Flammenbahn,
Das reiche Saba und des stolzen Tyrus Küsten
Und Aethiopien und auch Arabiens Küsten
Beten Israels König an.

Der Könige König naht in prächtigem Geleite;
Ihr Völker jauchzt! er setzt sich auf den Strahlenthron
Und legt den ew'gen Grund vom heiligen Zion;

Der Berg erbebte schon vor Hoffnung und vor Freude.
Der Könige König naht in prächtigem Geleite;
Jauchzt, Völker, jauchzt! er setzt sich auf den Strahlen-
thron.

Aus seinen Händen ohn' Ermatten
Des Ueberflusses Strom den Nationen quillt.
O jauchze, Zion, auf, es blüht in deinem Schatten,
Der Palm' gleich, die Cades mit Wohlgeruch erfüllt,
Stets der Gerechtigkeit und stets des Friedens Bild.
Aus seinen Händen ohn' Ermatten
Des Ueberflusses Strom den Nationen quillt.

Die heil'gen Hütten von Zion, die liebt zur Stund' er
Mehr, als einst Israels Gezelt;
Dort nimmt er seinen Sitz und dorten auch thut kund er
Sein Wort, dort glänzt sein Ruhm, dort glänzen seine
Wunder;
Zion, dein Name strahlt auf ewig in der Welt,
Die heil'gen Hütten von Zion, die liebt zur Stund' er
Mehr als einst Israels Gezelt.

Dort kann ein Tag mehr als sonst tausend zeigen,
Von einer Schaar umringt von Kindern, die sich neigen
Gehorsam vor ihm, die sind seine Zierd', sein Ruhm,
Altert der König, wohl dem Oelbaum zu vergleichen,
Der seine Sprößlinge sieht blühn um sich herum.

Neunundzwanzigste Betrachtung.

Der Glaube.

O Nichts, du einzger Gott, den ich vermag zu fassen!
Du stiller Abgrund, der mich einstens wird umfassen,
Was ließt den Menschen du aus deinen Händen los?
O welchen tiefen Schlaf schlief ich in deinem Schoos!
Ew'ge Vergessenheit würde mich noch umwehen,
Mein Auge hätte nie dies falsche Licht gesehen,
Es hätt' mein stiller Schlaf in deiner langen Nacht
Nicht an Erwachen, nicht an Träumen je gedacht.
— Doch, weil ich einmal ward, mußt' allerdings ich werden.
Hätt' man mich nur befragt, nie säße ich auf Erden.
Still! Stille! Das Geschick verdammt' zum Lichte mich,
Und ich, o Sonne, kam, um zu verfluchen dich.

— Indessen — es ist wahr; dies dämmernde Erwachen
Von einem Wesen, all die tausend hübschen Sachen,
Des Raums Unendlichkeit, die mächtig ihn ergreift,
Des Menschen weiter Blick, der durch den Himmel schweift,
Der namenlose Reiz, der Hoffnung ew'ge Quelle,
Dies Alles blendet uns an unsres Daseins Schwelle.
Gruß, neuer Wohnsitz, dir, auf den mich warf die Zeit!
Planet, dir, Zeuge einst meiner Glückseligkeit!

Gegrüßt, du heilig Licht, das die Natur belebet!
Du Sonne, erste Lieb' von Allem, was da webet!
Du Himmel, der du Gott in dir verborgen hast!
Des Menschen Wiege, Erd', du glänzender Palast!
Gegrüßt du Mensch, mir gleich, mein Bruder, Mitverbannter!
Dem Auge schöner noch, der Seele noch verwandter!
Gegrüßet, Zeugen ihr des Glückes allerwärts!
Erfüllet, was ihr müßt, ich bringe euch ein Herz . . . .

O schöner Traum! Traum, ja, damit hat's sein Bewenden.
Damals begann der Traum, und jetzo muß er enden.
Allmählig führet mich der Schmerz dem Grabe zu:
Gegrüßt, mein letzter Tag, sei auch mein schönster du!

Ich hab' gelebt und durch die Wüste wandern müssen,
Da jede Blume mir verwelkt zu meinen Füßen:
Da Hoffnung die Vernunft mit Blendwerk stets betrog
Und Luftgebilde ihr von Glück im Blauen zog,
Da vor des Todes Hauch verdampfte jede Welle,
Da vor den Lippen stets vertrocknete die Quelle.
Ein andrer breche aus in überflüssige Klag'
Und fordere zurück, der nicht mehr ist, den Tag,
Ein Andrer weine nach des Lebens Morgenröthe,
Leb' noch einmal, wenn man ihm noch ein Leben böte;
Ich nicht: und böte dar mir das Geschick auch schon
Das Scepter des Genies oder der Könige Thron,
Ruhm, Ehre, Schätze, Gold und Weisheit, Schönheit, Tugend,
Und fügte noch hinzu mir eine ew'ge Jugend —

Ich schwör' es bei dem Tod, in dieser Welt möcht' ich
Um Eine Sonne nicht verjüngen wieder mich.
In einer solchen Welt, da Alles so vergehet,
Bis zur Erinnerung sich abnutzt und verwehet,
Da Alles ungewiß, vergänglich, flüchtig ist,
Kein zweites Morgenroth den Tag des Glücks begrüßt.

Wie oft, vom Dasein herb getäuscht auf diese Weise,
Hab' Hoffnung ich verbannt aus meinem Lebenskreise!
Wie oft, wie oft hat sich, von Ueberdruß erfüllt,
In kalte Tugend ein mein armer Geist gehüllt,
Wie oft hinter Zeno's Scheinweisheit sich verstecket
Und seine Schwachheit mit stoischem Mantel bedecket!
Einst sank er so dahin ganz in Gleichgültigkeit,
Daß er, zu finden Ruh', rief der Vergessenheit.
O eitle Ruhe! — wie am Fuß der Hügel liegen,
Da Rom aus eigenem Ruin emporgestiegen,
Das Aug' chaotisch sieht, verwirret und zerstreut,
Denkmäler alter und Schutzwehren neuer Zeit,
Die Giebel eingestürzt der alten prächt'gen Bühnen,
Im Staube liegen und das Gras darüber grünen,
Heldenpaläste mit Dornsträuchen überdeckt,
Und an der Tempel Schwell' die Götter hingestreckt,
Den ew'gen Obelisk her über Hütten ragen,
Die hohe Säule ein ganz fremdes Bildniß tragen,
Im Forum Gras und auf den Gräbern Blumen blühn,
Ins alte Pantheon ein neue Götter ziehn,
Indeß von Zeit zu Zeit ein kleiner Lärm entstehet,
Der wird im Augenblick vom Wind wiedrum verwehet . . .

Ein Bild von unsrer Seel' uns die Zerrüttung weist,
Das Unglück die Vernunft aus ihren Angeln reißt,
Das Unglück macht aus ihr nur eine große Ruine,
Auf der Verzweiflung sitzt mit todtenblasser Miene!

Nichts als erloschene Gefühle findest du
Und steten Seelenkampf und niemals Seelenruh',
Der Leidenschaften Rest, die hin in Asche sanken,
Und herben Widerstreit von Wünschen und Gedanken,
Dürft'ge Erinnrungen, Leid, Ekel, Reue, Noth.
Bezeugten wenigstens die Trümmer ihren Tod!
Doch bei dem größten Schmerz lebt noch die Seele immer;
Auch ohne Nahrung lischt aus dieses Feuer nimmer;
Aus seiner Asche selbst hervor es wieder bricht,
Jenseits des Grabs sogar vielleicht verweht es nicht.

Seele! wer bist du denn? Flamme, die mich verzehret!
Ob du wohl nach mir lebst? dein Leiden ewig währet?
Geheimnißvoller Gast! was aus dir werden soll?
Ob mit dem großen Licht du dich vereinigst wohl?
Von diesem Feuer bist vielleicht du nur ein Funken,
Nur ein verirrter Strahl, zu uns herabgesunken.
Vielleicht stirbst du, wenn uns zerstört des Todes Macht,
Bist nur ein rein'rer Saft, den Erd' hervorgebracht,
Nur ein beseelter Staub, ein denkendes Stück Erde . . .
Doch wie? du weichst zurück mit ängstlicher Geberde?
Du schauderst vor dem Nichts und, müde dieser Noth,
Fürchtest das Leben du und zitterst vor dem Tod?

— Wer, schrecklich Räthsel, wird dich endlich mal enthüllen?
Kein Weiser kann allhier den Wissensdurst mir stillen:
Es hat auch über ihn Verwirrung nur gebracht
Der Zweifel und er ist wie ich aus Thon gemacht.
Und den ich seh hervor vor allen Weisen ragen,
Dich suchte Sokrates in Joniens schönsten Tagen,
Es hat auf Sunium Plato gesuchet dich;
Zweitausend Jahre sind vorbei, noch suche ich
Dich, und vorübergehn wird wohl noch manch Jahrtausend
Und man die Menschen sehn in gleichem Dunkel hausend.
Verborgen wird Wahrheit des Menschen Blick stets sein
Und ihre Strahlen faßt zusammen Gott allein.

— So soll denn, wird dem Licht mein Auge sich verschließen,
Kein Hoffnungsstrahl herab mir in die Seele fließen:
Ohn' einen Führer wird und ohne was zu sehn,
Aus dieser Nacht hier in die Grabesnacht sie gehn
Und auf's Gerathewohl in jene Welt geleiten
Die Tugend hoffnungslos und ohne Lohn mein Leiden.
O du, grausamer Gott! antwort', antworte mir!
So hab' ich denn das Recht, zu fluchen, fluchen dir?
Der Taglöhner setzt, wenn die Sonn' hinabgegangen,
Sich in den Schatten hin, den Lohn dort zu empfangen;
Doch mag ich unterm Druck des Schicksals brechen schon,
Ist mein Tagwerk vorbei, so ist der Tod mein Lohn!

. . . .

. . . .

— Doch wenn in Lästrung ich und Zweifel will ergießen
Mich, blickend auf mein Grab, wenn meine Thränen fließen,
Ein holder Traum zeigt sich der Glaube auf einmal,
Wirft auf die Zukunft mir noch einen Hoffnungsstrahl
Beseelet und entflammt in Todesschatten mich
Und macht im Alter mir die Seele jugendlich.
Ich steig' hinauf beim Schein von diesem Himmelslicht,
Aus meines Lebens Nacht bis wo sein Tag anbricht;
Erfasse auf einmal der Sterblichen Geschicke,
Die ew'ge Ordnung zeigt sich dem zufriednen Blicke,
Den Grund der Gegenwart les' in der Zukunft ich,
Es schließen hinter mir vom Nichts die Pforten sich,
Die Hoffnung läßt den Geist in tausend Himmel schauen,
Des Lebens Räthsel zeigt sie mir im Todesgrauen,

Der Glaube, der am Rand des Grabes mich belebt,
Um meine Wiege hat er einstens schon geschwebt;
Und nimmer, nimmermehr kann dieser Glaube sterben,
Vom Kinde wird er sich auf Kindeskind vererben.
Der Geist empfing ihn gleich, so wie er aufgewacht,
Wie Licht und Leben wird von oben uns gebracht;
Die Augen schlugen auf wir kaum, so durften nippen
Als Seelenmilch wir ihn von einer Mutter Lippen;

Es durfte ihn der Mensch in früh'ster Zeit empfah'n;
Im Herzen leuchtete er der Vernunft voran.
Kaum ließ sein erstes Wort das zarte Kind erschallen,
So mußt' es sein Symbol schon in der Wiege lallen,
Er keimet, ohne daß gewahr es wird sein Sinn,
Es fühlt im Herzen mit der Tugend wachsen ihn.

Ach! ward die Wahrheit je geschaffen für die Erde,
Das ist ihr Stempel wohl, mit dem sie Gott beehrte,
Sie mußte offenbar dem Kindesblick schon sein,
Sie drang in unsern Geist durch unsre Sinne ein.
Die Wahrheit mußte gleich der Sonne reinen Strahlen
Vom Lebensmorgenroth an in die Seele fallen,
Vom Geiste durch die Lieb' sich senken in das Herz,
An die Erinnerung sich knüpfen allerwärts,
Und wie das Saatkorn, das des Winters Schnee bedecket,
Noch keimen lange Zeit, eh' es das Licht erwecket,
Und geben, wenn vorbei des Menschen stürm'sche Zeit,
Her ihre Götterfrucht für die Unsterblichkeit.

Geheimnißvolle Sonn'! du Licht aus andern Sphären,
O woll' mein sterbend Aug' mit deinem Glanz verklären!
Brich aus des Höchsten Schoos, du Strahl des Trosts, hervor
Und steig' im Herzen mir, lebend'ger Stern, empor
Ach! ich hab' ja nur dich; in meinen Todesstunden
Erblasset die Vernunft, in Finsterniß geschwunden;
Das Licht der Stolzen, ach, es reicht nicht länger aus
Und löscht dem Leben gleich aus vor des Todes Haus;

O komm, du Himmelslicht, und leucht' an seiner Stelle
Und überström' mein Aug' mit ungetrübter Helle;
Sei du die Sonne, die ich darf nicht sehen mehr,
Und schein' vom Himmel mir als Abendstern daher!

Dreißigste Betrachtung.

Ode.

Die Geburt des Herzogs von Bordeaux.

Nur Blut vergossen, zugeschlagen!
Es wird, je mehr beschneidet ihr
Die Zweige ihm, um so mehr tragen
Der Baum Sprößlinge, für und für!
Ist es ein Gott, der das Verbrechen
Täuscht? Rache muß hervor stets brechen
Aus der erlauchten Opfer Blut!
Ein Kind wird Athalien entkommen
Stets, nicht vom Schwert hinweggenommen,
Das groß wird in des Herren Huth!

Es ist das Wunderkind geboren,
Erbe von eines Märtyrers Blut!
Die Prophezeihung unverloren!
Auf, seien wir nun gutes Muths!
Es hört Frankreich die Glocke schlagen,
Erhebt sich, nach der Frucht zu fragen,
Die hat der Tod gebracht hieher!
Sah man ein solches Schicksalsspiel je!
So blüht auf Trümmern eine Lilie,
Die ward vom Sturm getragen her.

Er nahet, da die Völker eben —
Denn seine Führer schlafen fest —
Am Rande eines Abgrunds schweben,
Wie Heerden, die der Hirt verläßt!
Fremd ist ihm der Verheißung Land noch,
In eine Zukunft, unbekannt noch,
Der Mensch jetzt seine Aussicht stellt.
Im Zweifel schwanket die Bussole,
Die Erd' erwartet die Parole,
Und einen Helden braucht die Welt.

Nur Muth! Er wird nicht lange weilen!
Gott wird uns voll Barmherzigkeit
Ihn senden! Zu uns nieder eilen
Wird er in dieser bangen Zeit!
Als einstens ahnend etwas Großes,
Sprachen von einem neuen Moses
Die Hirten, die im Feld geirrt,
Hat eines Sternes heimlich Feuer
Geleuchtet durch den nächtlichen Schleier,
An eine Wiege sie geführt!

O heil'ge Wiege! Höchstes Sehnen
Der hohen Mutter! Hoffnungslicht!
Schon darf sich Frankreich glücklich wähnen,
Die Wunder, nein, sie trügen nicht!
Der Wiege will ich neu vertrauen,
Ihr meine Leyer weihn, und schauen
Kann schon die schönste Zukunft ich;
Den Königen gleich des Morgenlandes,

Heißt ein Gefühl, ein unbekanntes,
Ein Kind anbeten jetzo mich!

Dem Waisen Pergamus nicht wenig
Gleichend, an seiner Wiege stehn
Wird eine Frau er, einen König,
Weinend auf einem Grabmal, sehn!
Er sieht, vom Mutterarm getragen,
Wenn er will seinen Vater fragen,
Die Augen niederschlagen ihn!
Die Wittwe, die so traurig seh' um
Ihn ich, birgt ihm das Mausoleum
Und weiset nach dem Himmel hin.

Der im Verfall der Zeiten lebet,
Wird sehn, wie unser schönes Reich
Von seinem Falle noch erbebet,
An Siegerschlachten einst so reich.
Doch soll *sein* siegreich Schwert uns mahnen,
An das, was einst für unsre Ahnen
Im Schicksalsbuch geschrieben stand,
Indeß der Griff von einem Degen,
Der Ruhmesstrahlen noch mag hegen,
Erglänzt in seiner Söhne Hand!

Verschmäh'n mög' er gleichgült'gen Blicks all
Den falschen Glanz, der nur erschlafft,
Wissen, daß Könige das Schicksal
Zum Herrschen oder Sterben schafft;
Daß Kühnheit war die erste Zierde
Der Helden, ihre höchste Würde;

Der erste Thron war ein Schild nur;
Laß sie nur aus die Lästrung stoßen:
Das Blut, fürs Vaterland vergossen,
Wird stets der Könige Purpur!

Laßt die Geschichte euch bekehren
Das zeitliche Gericht der Welt;
Der Ruhm, Franzosen, laßt euch lehren,
Zwei Fackeln in den Händen hält.
Die eine läßt die blut'gen Strahlen
Hin auf die Schreckensbahnen fallen
Der Völker, die Verbrechen hob;
Der Furie Fackel zu vergleichen,
Die auf der Stirn das Kainszeichen
Mit düstrem Scheine einst umwob!

Die andre raubet dem Vergessen,
Der Könige, der Völker Grab
Nur den, wer weise einst gewesen
Und ehrliche Gesetze gab:
Ihr hoher, blendend reiner Schimmer
Erlöschet nie und leuchtet immer
Und ist dem ew'gen Licht verwandt,
Und jenem Friedensfeuer ähnlich,
Das bei den Alten hat gewöhnlich
Auf dem Altar Vesta's gebrannt.

Um hohes Alter zu erreichen
Auf einem Königsthrone heut',
Muß nicht allein sein Recht man zeigen,
Nein, Tugend auch und Billigkeit.

Die auf den Königsthronen sitzen,
Sie müßen alle selbst sich schützen,
Wie Gott sich selbst vertheidigen,
Und nach in dessen Spuren treten,
Die Wolke lassen selbst anbeten,
Die sie trennt von den Sterblichen!

An des ehrwürd'gen Thrones Stufen,
Auf dem ein zweiter Nestor sitzt,
Verhallt des Volkes wildes Rufen,
Das lang genug gedauert itzt!
Der Himmel will sich gnädig neigen
Ihm, dem Gerechten, will ihm zeigen,
Wie sich, wenn man gescheitert heut',
Läßt morgen aus des Schiffes Trümmern
Ein prächt'ger, heil'ger Tempel zimmern,
Ein Tempel der Unsterblichkeit!

Also ward meiner schwachen Leyer
Ein tiefer Seherblick bescheert,
Alles nährt der Begeistrung Feuer,
Im Himmel dort, hier auf der Erd'!
Ich sah der Hoffnung süße Strahlen
Auf Frankreichs Trauerantlitz fallen:
Gleichwie nach einer langen Nacht
Der Dämmrung, die aus Finsternissen
Hervorbricht, mählig weichen müssen
Die Schatten und der Tag erwacht.

Neue

poetische Betrachtungen.

Erste Betrachtung.

Elegie.

Die Rosen nur gepflückt, so bald's die Götter geben,
Schnell athme ein den Duft der Blumen unsre Brust,
Das Herz berausche sich in keuscher Himmelslust;
Laß lieben maaßlos uns, o du mein einzig Leben!
Der Schiffer, der vom Strand mit seinem Boote stieß
Und wird vom wilden Meer auf Klippen hingetrieben,
Schaut nach dem Ufer stets zurück, das er verließ,
Bereuend nun zu spät, daß er nicht dort geblieben.
Ach wär' ich, seufzet er, jetzt an dem heim'schen Strand,
In meiner Väter Haus und bei den lieben Meinen,
Da Ruhm nicht und Gefahr die Sterne mir bescheinen,
Hätt' ich verlassen nicht die Götter und mein Land!

So weint der Mensch, wenn ihm die Jugend ist entschwunden,
Dem schönen Morgen nach, der einmal an nur bricht;
Er ruft: Ihr Götter, gebt zurück mir jene Stunden!
Da ich sie hatte, ach! genoß ich ihrer nicht.

Der Tod antwortet ihm, die strengen Götter schicken
Ihn ohne Aufenthalt zum Grabesrande hin
Und lassen nicht einmal, die er nicht konnte pflücken,
Der welken Blumen Schaar, zusammenlesen ihn.

O Vielgeliebte, laß uns lieben!
Der Sorgen lachen, die die Menschen ängstigen,
Um Dinge, die sogleich als leerer Dunst zerstieben,
Wird, ach! die Lebenszeit zur Hälfte aufgerieben
Von diesen armen Sterblichen.
Beneide nicht den Geist, wie hoch er sich mag dünken,
Der seinen Glauben nur in langer Hoffnung fand!
Wir wollen, eh' die Stunde schwand,
Noch ohne Säumen aus den Lebensbecher trinken,
So lange er in unsrer Hand.

Ob wir den Lorbeer mögen tragen,
Ob unsre Namen zu Bellona's blut'gen Tagen
In Marmor oder Erz geschrieben man erblickt,
Oder mit Blumen nur, welche die Schönheit pflückt,
Die Liebe unsre Stirnen schmückt;
Wir scheitern Beide einst nur an demselben Strande:
Ist es nicht gleich, wenn ich mal strande,
Ob ich auf stolzem Schiff mocht' übers Meer hinfliehn
Oder auf einem leichten Nachen
Mich einsam habe lassen tragen
Und schüchtern am Gestade hin.

Zweite Betrachtung.

Der Schmetterling.

Erwachen mit dem Lenz und sterben mit den Rosen
Und schwimmen mit dem West im reinsten Aether nur,
Sich wiegen in dem Schoos der Blumen, kaum erschlossen,
Berauschen sich mit Duft, mit Licht und mit Azur,
Geboren kaum, schon ab den Staub vom Flügel streifen
Und wie ein Hauch hinan zur ew'gen Wölbung schweifen,
Das ist des Schmetterlings beneidenswerth Geschick:
Er gleicht der Sehnsucht, die nie kann zur Ruhe kommen.
Und, hat umsonst den Duft von Allem sie genommen,
Endlich im Himmel sucht allein das wahre Glück.

Dritte Betrachtung.

Der Mandelzweig.

Wie hier des Mandelzweiges Blüthe,
Zu sehr nur, ach! die Schönheit gleicht;
Wie du blüht auch des Lebens Blüthe,
Welkt, eh' der Sommer noch entweicht.

Man mag sie schonen, mag sie pflücken,
Der Liebe Hand wird immerhin
Die Blume Blatt für Blatt zerstücken;
Sie stirbt gleich unsern Tagen hin.

Genießet sie, eh' sie gesunken!
Selbst mit dem Weste drum gekriegt!
Die Zauberkelche ausgetrunken,
Eh' noch der süße Duft verfliegt!

Die Schönheit mit dem flücht'gen Glaste
Des Morgens Blume gleich mir dünkt,
Die von der eis'gen Stirn dem Gaste
Noch vor des Festmahls Stunde sinkt.

Es stirbt ein Tag und andre kommen,
Es eilt dahin die Frühlingszeit,
Ein jedes Blatt, vom Wind genommen,
Sagt uns: Genießt, genießt noch heut!

Und wenn die Rosen welken müssen
Und wenn sie wieder blühen nie,
Unter der Liebe heißen Küssen
Nur sollen dann verwelken sie.

Vierte Betrachtung.

Betrübniß.

O führet mich, sprach ich, in jene Zauberfernen,
Da aus tiefblauem Meer Neapel wiederstrahlt,
Mit seiner Hügel Reih', den wolkenlosen Sternen,
Da der Orange Duft zum reinsten Aether wallt.
Was zögerst du? O komm'! Noch einmal möcht' ich sehen,
Wie auf der Feuerberg steigt aus dem Wellengrab,
Auf seinem Gipfel sehn herauf die Sonne gehen,
Dem Wesen, das ich tief verehre, nahe stehen
Und steigen träumend dann mit ihm dem Berg hinab.

Den Nachen lassen wir im stillen Golf hin gleiten,
Am Grab Virgil's vorbei, das uns so wohl bekannt,
An Cynthia's Gärten, die daneben aus sich breiten,
Da, jetzt zerstöret, einst der Venus Tempel stand.
Unter Orangen dort und unter blüh'nden Reben,
Die mit der Myrthe ihr beweglich Laub verweben
Und wölben überm Haupt ein düstern Blumendach,
Dort bei des Zephirs Wehn, bei sanftem Wellenschlage,
Allein mit der Natur und Liebes=Lust und Klage,
Hat tausend Reize mehr das Leben und der Tag.

Mein schwaches Lebenslicht beginnet schon zu schwinden,
Es löscht allmählig aus vor des Unglückes Hauch,
Und wenn es manchmal noch wirft matte Strahlen auch,
So ist es nur dein Bild, das es kann neu entzünden.
Wird, zu vollenden ganz mein mühsam Tagwerk hier,
Mir endlich doch einmal gewähret vom Geschicke?
Mein Horizont wird eng, und ach ich wage schier
Nicht, daß ich ihn hinaus nur auf ein Jahr noch rücke.

Muß sterben ich so früh', fort aus der Welt gestoßen
Entsinken lassen meiner Hand
Den Becher, den Schicksal umwand
Für mich, so schien es mir, mit tausend blühnden Rosen,
Mögen die Götter nur geleiten mich zum Strand,
Dem so viel Zauber hat dein holdes Bild gegeben,
Der Blick mög' brechend ruh'n auf jenem sel'gen Land,
Und sterben will ich, wo gekostet ich das Leben.

Fünfte Betrachtung.

Samuels Geist erscheint Saul.

Dramatisches Fragment.

Saul, die Wahrsagerin von Endor.

Saul (allein).

Vielleicht .... nun könnt' ich endlich ihn befragen,
Der Himmel hat mich wohl genug verfolgt!
Ins offne Aug' darf mir die Wahrheit leuchten.
Doch wer, o Gott, liest in dem Schicksalsbuch,
In diesem Schreckensbuch, das nur zu bald,
Zu bald sich offen dar dem Blicke legt
Und jeden Tag und jeden Augenblick
Uns ein verhängnißvolles Wort enthüllt?
Wozu beschleunigen die Zeit, die uns
Dasselbe mittheilt? wozu vor der Zeit
In diesen Abgrund sich hinunterstürzen?
Mir gleich! zu lang, zu lang mußt' ich ertragen
In tiefer Nacht die unsichtbaren Schläge
Des Arms, der mich verfolgt; weit lieber seh' ich
Sich vor mir ab den Unglücksfaden spinnen
Und les' mit einem Male mein Geschick.

(Die Wahrsagerin von Endor tritt auf.)

Bist du's, die trägt in ihrem Schoos die Zukunft?
Kommst du, dem Könige von Israel
Sein Schicksal anzukünden?

Die Wahrsagerin.

Ja, ich bin's.

Saul.

Wer bist du denn?

Die Wahrsagerin.

Des höchsten Gottes Stimme.

Saul.

Fürcht' mich zu täuschen!

Die Wahrsagerin.

Fürcht' dich selbst, o Saul!

Saul.

Was bringst du?

Die Wahrsagerin.

Dein Urtheil.

Saul.

So sprich!

Die Wahrsagerin.

O Gott!
Was wähltest du mich aus ganz Israel?
Mein Herz ist schwach, o Herr, und mein Geschlecht
Verzagt. O wähle unerschrocknere
Organe, deinen Götterzorn zu künden
Dem König. Wer bin ich?

Saul (erstaunt.)

Es zittert deine Hand!
Und du vergießest Thränen? Wie? du bist,
Du Himmelsbote, auch nichts als ein Weib?

Die Wahrsagerin.

O tilg' das Mitleid, Gott aus meiner Seele!

Saul.

Du willst mich durch gemachte Schrecken schrecken?

Die Wahrsagerin.

Doch mein Mund, König, weigert sich, zu sprechen.

Saul (erzürnt).

Du wirst mir endlich die Geduld ermüden:
Sprich, wenn du kannst, oder entferne dich!

Die Wahrsagerin.

Ich könnte leichtlich mich entfernen und
Hinweg mit mir die Prophezeihung nehmen!

Doch hält ein Gott mich hier und bannt mich fest;
Ich kann dem mächt'gen Arm nicht widerstehn.
Ja, ja, ich fühle dich, du Rachegott!
Dein Götterzorn stieg in mein Herz herab.

(Noch schrecklicher.)

Doch — welcher blut'ge Strahl trifft denn mein Auge?
Es sucht mein irrer Blick umsonst nach Licht!
Still! . . . ihren dunklen Schoos schließt Zukunft auf.
O wie viel Elend, Tugenden, Verbrechen!
Ich seh' beisammen alle, bunt, verwirrt!
Wie, wie fass' ich den Faden, der sie bindet?
Saul . . . Michal . . . David . . . Armer Jonathan!
Halt ein, o König, halt und frag' mich nicht!

Saul (bebend).

Du sprachst von David, Jonathan? Fahr' fort!

Die Wahrsagerin
(deutet mit dem Finger auf einen Geist).

Der Schatten weicht, der Schleier fällt zurück;
Er ists!

Saul.

Wer?

Die Wahrsagerin.

David!

Saul.

Nun?

Die Wahrsagerin.

Ist Sieger!
Heil, David, dir! Wie herrlich glänzest du!
Ich seh' um deine Stirn —

Saul.

Nur weiter!

Die Wahrsagerin.

Eine Krone! ...

Saul.

Unglückliche! wie? David eine Krone?

Die Wahrsagerin (traurig).

Ja! ja! Und, ach! auch du mußt untergehn.
Auch du, du unglücksel'ger junger Mann!
Es haben, um dein Schicksal zu beweinen,
Die Palmen Cades schon ihr Haupt gesenkt! ...
O Gnade, Gnade, Gott! laß deinen Zorn!
Saul hat des eignen Elends schon die Fülle! ...
Doch ohne Mitleid für des Jünglings Reize
Hat ihn getroffen schon des Todes Hand,
Und David selbst muß bittre Thränen weinen! ...

Saul.

Still! still! Es ist genug! Ich weiß zu viel!

Die Wahrsagerin.

Für deine Sünden ward dein Sohn verworfen.
Gott wendet sich von einem frevlen Fürsten,
Mit einem Hauch zerstreut er sein Geschlecht:
Das Scepter nahm man ihm!...

Saul
(sie heftig unterbrechend).

Schweig, sag' ich, schweig'!

Die Wahrsagerin.

Saul, Saul, o höre Gott, der mächtiger als ich!
Mit leichter Mühe nahm er dir das Scepter,
In Juda ist's mit deiner Macht vorbei,
Und, was versprochen Gott einst deinem Stamm,
Geht über auf David und seine Söhne.
Heil David! Wie ist doch sein Sieg gerecht!
Wie viele Sprößlinge treibt dieser Stamm!
Was seh' ich? Gar ein Gott — — ihr Heiligen,
Preist David! David zeuget einen Gott!

Saul.

Weib, deine Frechheit kennet keine Grenzen,
Lüg' nur in deinen schnöden Hals hinein!
Der Herr versprach den Thron mir, er lügt nicht.

Die Wahrsagerin.

Nein, seinen Zorn verspricht er frevlen Fürsten.

Saul.

Du meinst mich straflos zu beleidigen?

Die Wahrsagerin.

Vermeinst du eines Gottes Spruch zu ändern?

Saul.

Weißt du, welch' Schicksal deiner harrt?

Die Wahrsagerin.

Ich weiß,
Dein eigner Arm wird deine Sünden strafen;
Und ehe noch die Sonne untergeht,
Wird Gott beweisen, daß Er aus mir spricht.
Jetzt lebe wohl! du unglücksel'ger Vater!
Nun lebe wohl, du unglücksel'ger König!

(Sie zieht sich zurück, Saul hält sie mit Gewalt.)

Saul.

Nein! nein! Unglückliche, halt, höre mich!
Zu lang hab' ich den Uebermuth geduldet!
Ich will dir nun dein Lügenmaul verstopfen!
Wenn sie der Himmel deinem Blick enthüllt,
Was sollen das für Missethaten sein?

Die Wahrsagerin.

Es hat ein tiefes Dunkel sie bedeckt
Und decket sie noch immer; doch es sieht

Der Himmel, was kein Mensch auf Erden weiß.
Versuch' ihn nicht!

Saul.

Nein. Sage, was du weißt!

Die Wahrsagerin.

Der Schatten Samuels mag's dir erzählen...

Saul.

Samuel! Samuel! was willst du mir denn sagen?

Die Wahrsagerin.

Kannst du's nicht selbst in blut'gen Zügen lesen?

Saul.

Ei! was hat Samuel mit mir gemein?

Die Wahrsagerin.

Wer stieß dies Schwert ihm in die Brust?

Saul.

Wer?

Die Wahrsagerin.

Du!

Saul.

(Saul rennt voll Wuth mit seiner Lanze gegen sie an.)

Scheusal, zu lange hab' ich dich geschont,
Nun aber soll dich meine Rache treffen!

(will sie durchstoßen.)

Geh', sage deinem Gott, sag' Samuel,
Wie Saul gestrafet deine Lügen...

(In dem Augenblick, als er sie durchbohren will, erblickt er Samuels Schatten und bebt zurück.)

Himmel!
Was seh' ich? Wie? du bist's? dein blut'ger Schatten
Der Blick!... Das Blut erstarret mir zu Eis!
Verzeih', unsel'ger Schatten, mir! verzeih'!
Ja, hier bin ich, bin ich und seh' die Wunden
Noch alle, die ich schlug einst deiner Brust!
Wie? schon so lang! und noch fließt stets dein Blut!
Willst du dich rächen?... Halt!...

(Er entblößt seine Brust und fällt auf die Kniee nieder.)

Er ist verschwunden!...

(Die Wahrsagerin entfernt sich während der letzten Worte.)

Sechste Betrachtung.

Improvisation auf das große Karthäuserkloster.

Es hat geheiliget der Herr der Erde Höhen;
Sie sind die Spuren nur von seinem Göttertritt;
Man kann umgeben ihn von seinen Blitzen sehen
Nach ihnen richten seinen Schritt.

Sinai, wie Olymp, davon die Spuren zeiget;
Thor hörte seine Stimm', es sah ihn Gilboa,
Und bebend hat vor ihm der Horeb sich geneiget,
Um seinen Tod weint Golgatha.

O Gott, den Hebron kennt, zu dem Kedar darf flehen;
Längst jenen Felsen hat enthüllet sich dein Wort;
Wir suchen immer noch dich auf der Berge Höhen;
Bist du auch hier, wie du warst dort?

Friedliche Seelen ihr, in diesen heil'gen Sitzen,
Wie einst am Sinai Israel, könnet hier,
In tiefer stiller Nacht, auf euren Felsenspitzen,
Gar Nichts vom Himmel hören ihr?

Saht ihr noch nie herab die Götterschaaren wallen,
Könnt ihr sie schweben nie um euren Tempel sehn?
Hört niemals ihr den Sang der Engel wiederhallen
Aus dieser Felsen Wölbungen?

Wie? soll umsonst der Geist anbeten, flehen, loben?
Liegt zwischen uns und Gott denn eine Mau'r von Erz?
Und euer Blick, der stets gerichtet ist nach oben,
Hebt er umsonst sich himmelwärts?

Wohin du rufest es, Allmächt'ger, hinzudringen,
Hat das Gestirn der Nacht den Wagen von Saphir;
Zu heben sich zu dir, der Adler seine Schwingen;
Nur unsre Seufzer haben wir!

Der Heil'gen Stimme laut erschalle, dich versöhne;
Der Sterblichen Weihrauch ist des Gerechten Flehn;
Auf deinen Altar leg ich nichts als eine Thräne,
Ich Sünder muß vorübergehn.

Siebente Betrachtung.

Erscheinung.

Erscheine, Stern der Nacht, mit deiner Strahlen Flimmer,
Der über den sterbenden Tag tröstet die Natur,
Und gieße um mich her den zweifelhaften Schimmer
Geheimnißvollen Lichts auf die bethaute Flur!
Ach! wie dein holdes Licht doch die Bedrängten lieben;
Des Tages heller Glanz stößt ihren Schmerz zurück,
Der vor der Sonne Schein verschlossen ist geblieben,
Es öffnet sich vor dir ihr thränenfeuchter Blick.

O leite hin mich zu dem Grabe,
Auf dem dein Strahl sich niederließ,
Da jede Nacht gekniet ich habe
Auf einem Namen, heilig, süß.
Doch — wie? der Stein will sich bewegen?
Ja Tritte hörte ich sich regen,
Ein leichtes Athmen hörte ich;
Mein Aug' wird irre und ich wanke:
Das du es seiest? O Gedanke!
Nein! Nein! Ihr Blick traf eben mich.

Bist du, bist du es, die sich neigen
Zu mir will aus dem Himmel dort?
Brich deiner Götterlippen Schweigen
Und sage mir ein einzig Wort;
Das Wort, das, als noch schwach belebte
Der Geist dich, auf dem Mund dir schwebte,
Das Wort, das ich vernommen nie,
Sie spricht, sie spricht ... ich zweifle kaum mehr —
Ja du, du bist's; es ist kein Traum mehr:
Ihr Engel, wieder seh' ich sie.

Durch Höll' und Himmel ist gedrungen
Denn nun mein glühendes Gebet!
Du hast die Schranke übersprungen,
Die zwischen Dies- und Jenseits steht.
Gott sei gelobet, der dich sandte,
Daß sich zu mir herniederwandte,
Wonach so lange stand mein Sinn.
Was bringst du mir für eine Kunde?
Halt! ich geb' dir für diese Stunde
Mein ganzes künftig Leben hin.

Doch wie? mit jenem Strahl der Schatten wieder fortfloß:
Für eine Ewigkeit von Thränen ach Ein Wort bloß!
Das Alles? ... Schon genug! ... Den ich besungen heut,
Ich will dein frommes Licht, Stern, segnen jederzeit,
Ob du im Norden hier, in trüber Atmosphäre,
Gleich einem Schiff, das streicht durch graue Wolkenmeere,
Nur selten dringest durch die tiefe Dunkelheit:

Ob du in heitrer Luft, frei von ungünst'gen Wolken,
Im leuchtenden Azur darfst deine Bahn verfolgen
Und dort mit Morgengold die Hügel überstrahlst:
Ob du auf ruh'gem Meer sanft träumend, schlafend,
liegest,
Dein Feuer hin und her auf stiller Fläche wiegest,
Mit deinem Silberglanz dich in dem Wasser malst

Achte Betrachtung.

An El....

Wenn ich allein mit dir, versenkt in holden Traum,
Und deine Hände mit den meinigen erfasse
Und trunkenem Gefühl die Seele überlasse,
Die Stunden schwinden hin, daß ich's bemerke kaum;
Wenn Abends wandeln in dem stillen Hain wir beide,
Und deiner Stimme Ton allein entzücket mich,
Ich schwöre dir, Niemand zu lieben sonst als dich,
Und was ich gestern schwor, stets wiederhole heute;
Und wenn dein schönes Haupt im sel'gen Augenblick
So haltbedürftig ruht in meinem schwanken Schoose,
Gleichwie die Biene senkt sich in den Kelch der Rose,
Sich senket in dein Aug' mein sehnsuchtsvoller Blick;
Da faßt mich oft, gar oft ein ungewohnter Schauer,
In meiner Seele regt sich namenlose Trauer;
Du siehest zittern mich; ich bebe, werde blaß,
Auf einmal ist gestört des Glückes lange Dauer,
Ich weine bitterlich und weiß doch kaum um was.
Ich sehe plötzlich dann mich deinen Arm umschlingen,
Du fragest, du beschwörest mich,
Aus deinem Auge seh' ich ein'ge Thränen dringen,
Die mit den meinigen sofort vermischen sich.

„O welcher Kummer mag an deiner Seele zehren?
„O sprich, du bester Mann, enthülle deinen Schmerz;
„Ich will ihn sänftigen und deine Klage hören
„Und Balsam gießen wird mein Herz dir in dein Herz.“

O frage länger nicht, du meiner Seele Seele!
Sprichst du: ich liebe dich! ich weiter mich nicht quäle,
Und wenn erhebt zu dir mein trunknes Auge sich,
Kein Sterblicher ist dann wohl glücklicher als ich.
Dort habe mitten in des Glückes schönsten Stunden
Ich einer Stimme Ton im Herzen stets empfunden,
Ich hörte ihn in jedem Kuß:
Daß mit den Jahren auch das Glück wird sein entschwunden,
Daß auch der Liebe Flamm' zuletzt erlöschen muß.
Und in die Zukunft wag' ich dann zu schauen kaum,
Ich muß mit Schrecken mir gestehen:
Wie Schatten wird das Glück verwehen,
Das Glück ist nur ein kurzer Traum.

Neunte Betrachtung.

Der Engel.

Fragment eines Epos.

Gott stehet auf; auf seinen Donnerruf
Erscheinet sogleich ein getreuer Diener,
Einer von jenen reinen Geistern, die
Von ihm das hohe Amt erhalten haben,
Als Rath und Beistand uns allhier zu dienen,
Auf ihren Flammenflügeln ihm hinauf
Zu seinem Thron zu bringen unsre Wünsche
Und über unser Leben stets zu wachen,
Sorgfältig unsre Seele zu behüten;
Es hat ein jeder Mensch den seinigen:
Der Schutzengel und unsichtbare Freund
Wacht um sein Herz und lenkt und leitet es,
Und richtet's wieder auf, wenn es gesunken.
Er trägt hinauf zum Himmel seine Seele
Und reicht sie zitternd hin dem Weltenrichter:
Zwischen dem Menschen und Jehovah selbst,
Zwischen dem reinen Nichts und höchster Größe
Ist eine unabsehbar lange Kette
Von Wesen, die den Menschen mit dem Engel,

Den Engel mit dem Seraphim verbindet;
Und so, bevölkernd die Unendlichkeit,
Verbreitet Gott übrall Geist, Leben, Seele.

Es schwang sich bei dem Tone jener Stimme,
Vor der der Himmel selbst erbebete,
Zu Gott der Erzengel Ithuriel:
Er, der den Helden in den Himmel führet,
Dieweil er lebet, sein Geschick bewacht:
Die Stufen jenes Throns, auf dem erglänzt
Im höchsten Himmel der Dreieinigkeit
Dreifache Majestät, steigt tief erschreckt
Von all dem hehren Glanz, mit heil'gem Schauder,
Der Geist hinan und neiget sich vor Gott,
Mit seiner goldnen Flügel Decke schützt
Er vor dem Himmelsblicke sich voll Angst.
Doch Gott verschleiert sein verzehrend Licht
Und mäßigt seine laute Donnerstimme,
eigt sich von seinem Thron herab und ruft:
Der Himmel höre auf das höchste Wort
Und stelle ein den heiligen Gesang;
Drauf sich der Engel ganze Schaar beeilt,
Dem ewigen Wort des Herren zu gehorchen.
Zum erstenmal verstummete im Himmel
Der Cherubim harmonischer Gesang:
Man hörte in den sel'gen Wohnungen
Nichts als das abgemessene Geräusch
Des leichten Stundenwagens, der alldort
Den Glückeslauf der ew'gen Tage mißt
Und in endlosem Kreis sich stets bewegt;

Man hörte nur die stille Harmonie
Der Sphären in den unbegrenzten Bahnen,
Und fromme Sterne leis von Liebe flüstern,
Die an des Himmels Schwelle sterben muß.

Doch schweigt umsonst der heilige Gesang;
Umsonst stehn um den Thron die Heiligen;
Der Erzengel hört nur des Herrn Gebot:
Er neigt anbetend sich und eilt davon.

Gleichwie in tiefer Nacht ein fallender Stern,
Der los vom glänzenden Gewölb sich riß,
Mit seinem Strahle durch das Dunkel dringt
Und an den Sümpfen leuchten läßt sein Licht;
So theilt der feurige Ithuriel
Mit sichrem Flammenflug des Himmels Blau.
Kaum hat das Glutenfeld er hinter sich,
Drauf Sonnen ausgesät des Höchsten Hand,
So hält er an, ein ungeheurer Aar,
Und wiegt auf unbewegtem Flügel sich:
Der Himmelsstrahlen Klarheit, fürchtet er,
Möcht' seinen Flug der Völker Aug' verrathen;
Drum schüttelt dreimal er die Götterschwingen,
Und dreimal sprühen Funkengarben draus.
Der Hirte, der bei Nacht die Sterne zählt,
Die seine Väter ihm so oft genannt,
Erstaunt und glaubt, es hab' mit neuen Sternen
Der alten Nacht den Mantel Gott gestickt.

Umsonst jedoch der Engel sich bemühte,
Den Götterglanz der Schwingen abzuschütteln;
Die ew'ge Klarheit, die ihn rings umgibt.
Sie folget seinem Fluge immer nach;
Die Himmelsstrahlen, die ihn rings umleuchten,
Erblassen, von ihm losgerissen, bald.
Gleichwie die Kugel, die der Schlachtenengel
Erfand, um Mauern, Thürme zu zerstören,
Auf Feuerflügeln in die Luft geschleudert,
Gießt in die Nacht den unheilschwangern Glanz:
Inmitten ihres Laufes bleibt sie stehen,
Wird blaß und fällt herab, verliert ihr Licht:
Die Augen, die ihr durch die Luft gefolget,
Sie suchen sie und finden sie nicht mehr.

. . . .

. . . .

Die Stunde war's, da mit der Friedenshand
Ausstreut den holden, süßen Schlaf die Nacht;
Der Fluß, hinwälzend seine dumpfen Wogen,
Strahlte die Feuer am Gestad' zurück,
Verlaßne Feuer, deren schwache Reste
Erloschen bald, bald flammten wieder auf
Und endlich starben hin, der Winde Spiel;
Der finstre Schatten eines alten Waldes
Bedeckete weithin die Ebene
Und zog sich längs dem Uferrande hin:
Dort hatte Chlodwig in dem heil'gen Schatten
Der Eiche, von den Franken so verehrt,

Die grauen Wanderzelte aufgeschlagen.
Von Zeit zu Zeit der Wind rauscht in den Waffen
Und durch die Nacht ertönt's wie Kriegesklang.
Das silberstrahlende Gestirn stieg auf,
Goß auf die Ebne aus sein heimlich Licht,
Sich spiegelnd in dem Erze der Trophäen,
Warf auf den Wald es matte Strahlen hin:
Wie schimmern in der Nacht durch dichte Zweige
Die Sterne, die das Wasser widerstrahlt.

Der Himmelsbote richtete den Schritt
Nach jenem Zelte hin, da Chlodowig
Des Schlafes süßer Ruhe sich erfreute:
Vor seinem Zelte hielten Chlodomir
Und Lisois, des Helden Kampfgenossen,
Die Wacht, auf ihre Lanzen hingelehnt,
Und hüteten des Königs heil'ge Schwelle.
Doch mit der goldnen Palme, die erglänzt
In seinen Händen, rühret ihre Augen
Der Engel und sie schlummern sogleich ein
Und fallen hin, die Lanz' entsinket ihnen,
Der Engel schreitet über sie hinweg.

Und in des Königs Zelt trat er hinein.
Auf einem Löwenfell, deß goldne Klauen
Hingen herab vom elfenbeinern Bett,
Schlief Chlodwig, eingewiegt von Ruhmesträumen.
Von seiner Schönheit hoch entzückt, betrachtet
Der Engel liebend diese Schicksalsstirn.
Er naht und hält zurück den Götterodem

Und beugt sich lächelnd auf des Fürsten Bett.
Gleichwie ein junges Weib in tiefer Nacht
Beim leisesten Geräusch ihr Bett verläßt,
Die Lampe in der Hand, unhörbar eilet
Zur Wiege ihres Erstgebornen hin,
Sich von dem ersten Schrecken zu erholen,
Ihn schlafend noch betrachtet lange Zeit:
So neiget sich der treue Diener Gottes
Auf Chlodwig, mit den Flügeln ihn beschattend,
Legt seine Hand dem Helden auf die Stirne,
Und plötzlich löst er durch geheime Macht
Ihm ohne Mühe seines Lebens Bande;
Die Seele wirft die Fesseln von sich ab:
Der Engel nimmt sie in Empfang und fliegt
Mit ihr zum Himmel wiederum hinauf.
Des Helden Körper scheint noch stets zu schlummern.

In jenem Wandelstern, der die Gestalt
Stets wechselt, ab- und zunimmt, oft verschwindet,
Der Nacht sein Licht bald leiht und bald entzieht,
Da hat der Ew'ge unermeßliche
Regionen ausgebreitet, wo die Träume
Errichtet haben ihr phantastisch Haus.
Nur halb geformt von des Allmächt'gen Hand,
Gehören sie zugleich dem Sein und Nichts;
Ein leichter Lufthauch ist ihr ganzes Wesen,
Ihr Leben ist ein Schatten kaum vom Sein:
Nicht Umriß, nicht Gestalt verrathen sie;
Sie sind vor Gott, der sie entstehen ließ,
Vom Möglichen ein Bild, vom Sein die Schatten,

Die Körperwelt und Zeit gehorchen ihnen.
Sie kleiden sich stets in belieb'ge Formen,
Bald nehmen die Gestalt sie von Gestorbnen,
Bald schwingen sie sich in die Zukunft auf,
Und alle künft'gen Wesen, schon entrissen
Dem Nichts, erscheinen alsdann unserm Blick.

Sobald die Nacht der Sterblichen Auge schließt,
Gleiten sie auf des Mondes blassen Strahlen
Ganz still herab, entzücken dann im Schlaf
Der Menschen Seelen, tragen sie hinauf
In ihren Zauberpalast, lassen werden
Vor ihrem Blicke bunt phantast'sche Welten;
Es müssen die verschiednen Elemente
Nach ihrem Willen ewig ändern sich.
Niemals behalten diese ihre Formen,
Sie kennen kein Gesetz und keine Grenzen,
Sind stets im Aufruhr, eines drängt das andre,
Sie ziehn sich an und stoßen sich zurück,
Den Fluthen gleich des wildbewegten Meeres,
Verändert ihre Form sich immerdar:
Wo Ströme flossen oder Meere rauschten,
Da steigen Felsenspitzen neu empor,
Es steigen Berge in das Thal herab,
Auf ihrem kahlen Abhang dehnen aus
Sich fruchtbare Gefilde, die alsbald
In ungeheure Wüsten sich verwandeln
Und donnernd stürzen in den Abgrund sich.
Und Städte und Paläste, stolze Tempel
Erheben sich und sind im Augenblick

Von Dorn und Disteln wiederum bedeckt;
Es wechselt Alles, Städte, Berge, Meere
Aendern ohn' Unterlaß die alte Stelle:
So mag das Chaos einst gewesen sein,
Als Gott das feste Land vom Meere schied,
Aus der verschiednen Elemente Wirrung
Mit seinem Schöpferblicke schuf das All.

Und hieher trug Ithuriel die Seele
Des todten Helden auf den Flammenflügeln.
Kaum war sie am geheimnißvollen Strand,
Erscheint vor ihrem Blick der Zukunft Schatten;
Der Engel läßt ihn nieder und erstaunt
Sieht er der Welt Geschicke vor sich liegen.

Zehnte Betrachtung.

Der Tod des Sokrates.

Vorwort.

Wenn die Poesie nicht eine leere Zusammenstellung von Wörtern ist, so ist sie ohne Zweifel die erhabenste Form, in die der menschliche Gedanke sich kleiden kann: sie entlehnt der Musik jene unbeschreibliche Eigenschaft der Harmonie, welche man, in Ermangelung eines andern passenden Namens, himmlisch nennt; sie spricht durch den Tonfall zu den Sinnen, und durch die Steigerung und Erhöhung der Sinne zu der Seele, sie ergreift zu gleicher Zeit den ganzen Menschen; sie entzückt ihn, reißt ihn hin, macht ihn trunken; sie hebt das Göttliche in ihm und läßt ihn einen Augenblick etwas mehr als Menschliches, das ihr den Namen einer Göttersprache verschafft, empfinden.

Sie ist wenigstens die Sprache der Philosophen, wenn die Philosophie ist, was sie sein soll, der höchste Grad von Erhebung des menschlichen Gedankens, die vergöttlichte Vernunft: die Metaphysik und Poesie sind somit Schwestern oder vielmehr nur Eines; die eine sucht das höchste Ideal im Gedanken, die andere sucht das höchste Ideal im Ausdruck. Wozu sie trennen? wozu die eine berauben und die andere schwächen? hat der Mensch denn zu viel Gaben vom Himmel empfangen, um sich nach Willkür der einen oder der andern zu begeben; fürchtet er, seine Seele zu übermächtig zu machen, wenn er diese beiden Gewalten vereinigt? Ach! er wird stets nur zu bald wieder dem gewöhnlichen Gedanken und Ausdruck verfallen! Die erhabene Philosophie, die Poesie, ihrer würdig, sind nur fliegende Offenbarungen, die sehr selten die trostlose Einförmigkeit der Jahrhunderte unterbrechen. Das Schönste in allen Gebieten ist nicht der natürliche Zustand, keiner von allen irdischen Tagen, sondern ein Strahl aus jener andern Welt, wohin die Seele sich zuweilen erhebt, die aber nicht ihr gewöhnlicher Aufenthalt ist.

Diese Bemerkungen scheinen mir geeignet, den Verfasser vorliegenden Fragmentes wenigstens zu entschuldigen, daß er gewagt hat, Poesie und Metaphysik

in den schönen Lehren des Weisen der Weisen zu verknüpfen; obgleich dies Gedicht den Namen Sokrates an der Spitze trägt, fühlt man doch bereits eine vorgerücktere Philosophie, eine Vorahnung des Christenthums darin. Wenn ein Mensch es verdiente, daß man ihm jene göttlichen Lehren unterlegte, so war es gewiß Sokrates.

Er hat sein ganzes Leben durch gegen die Herrschaft der Sinne gekämpft, die Christus völlig gestürzt hat; seine Philosophie war ganz religiös; sie war bescheiden, denn er fühlte sie sich von oben eingegeben; sie war versöhnlich, verzeihlich; sie war resignirt; sie hatte die Einheit Gottes, die Unsterblichkeit der Seele geahnt, ja noch mehr, wenn man den Commentatoren Plato's und einigen geheimnißvollen Worten, die den Lippen dieser beiden himmlischen Gestalten entschlüpft sind, Glauben schenken darf. Der Mensch war so weit gegangen, als er gehen konnte; er bedurfte einer Offenbarung, um noch den letzten, ungeheuren Schritt zu machen. Sokrates fühlte das Bedürfniß derselben; kündigte sie an und bereitete sie durch seine Lehren, Leben und Sterben vor. Er war würdig, sie in seinen letzten Stunden zu ahnen; mit einem Wort, er war inspirirt, er sagt es uns ja zu wiederholten Malen, nnd warum sollten wir einem Manne, der für

die Wahrheit in den Tod ging, nicht aufs Wort glauben? Gibt es viele Zeugnisse, welche das Wort des sterbenden Sokrates bekräftigen? Ja, gewiß, es war göttliche Eingebung bei ihm; er war inspirirt, er war ein Vorläufer jener bestimmten ganzen Offenbarung, die Gott im Lauf der Zeiten durch theilweise Offenbarungen vorbereitete. Denn Wahrheit und Weisheit sind nicht von uns; sie steigen vom Himmel in auserwählte Seelen herab, die Gott nach den Bedürfnissen der Zeiten erwählt. Gott hat sie da und dort ausgestreut und verbreitet sie gleichsam tropfenweise, um das Bewußtsein davon und das Verlangen darnach anzuregen, bis er uns vollständig damit sättigen wird.

Auch abgesehen von den erhabenen Lehren, die er verkündigte, war der Tod Sokrates ein Bild, würdig des Anblicks der Götter und Menschen; er starb ohne Haß gegen seine Feinde, ein Opfer seiner Tugend, das sein Leben für die Wahrheit dahingab. Er hätte sich vertheidigen, hätte widerrufen können; er wollte nicht: denn das hieß den Gott verläugnen, der aus ihm sprach; kein Gefühl von Stolz hat die Reinheit, die Schönheit dieser ergebungsvollen Seele getrübt. Die Worte am Schluß seines Lebens, die uns Plato aufbewahrt, sind so einfach, wie die in der Mitte desselben; die Feierlichkeit des letzten Augenblicks verleiht

seinem Ausdrucke nichts Ueberreiztes und nichts Abgespanntes; er gehorchte freudig dem Willen der Götter, den er so gern in Allem erkannte, sein letzter Tag unterscheidet sich in Nichts von seinen übrigen Tagen, als daß er keinen Morgen haben wird! Er unterhält sich mit seinen Freunden über einen schon den Abend vorher begonnenen Gegenstand und trinkt den Giftbecher wie einen ganz gewöhnlichen Trank, legt sich hin zum Sterben, als ob er schlafen wollte; so überzeugt ist er, daß die Götter da und dort, vorher, nachher, überall sind, und daß er in ihrem Schoose erwachen wird.

Der Dichter hat sein Gedicht nicht durch das ziemlich bekannte Detail der Verurtheilung und durch die langen Gespräche Sokrates und seiner Freunde unterbrechen wollen; er sang nur die letzten Stunden und letzten Worte des Philosophen, wenigstens die Worte, die man ihm gewöhnlich in den Mund legt. Wir wollen es ebenso machen und uns damit begnügen, dasjenige, was dem Beginne des Gedichts vorangeht, zu erzählen.

Sokrates, um seiner religiösen Ansichten willen zum Tode verurtheilt, erwartet denselben seit mehreren Tagen; aber er soll den Giftbecher nicht eher leeren, als bis das Schiff, das alljährig zum Andenken an

Theseus nach Delos geschickt wird, wieder in den Hafen von Athen eingelaufen sein wird. Es ist das Schiff, das Theoria genannt wird und das man im Anfange des Gedichts von Ferne erblickt.

Der Diener der Eilf war zum Dienste der Gefangenen bestimmt, die die Vollziehung eines Urtheilsspruchs erwarteten. — Ich gebe das folgende Gedicht in seiner ursprünglichen, wohl etwas ungewöhnlichen Form, in Abtheilungen von ungleicher Länge; nach jeder Abtheilung habe ich einen Strich gemacht, zum Zeichen, daß der Sinn zu Ende ist, und schreite oft ohne merklichen Uebergang zu einem anderen Gedanken.

Anm. d. Uebersetzers. Lamartine gibt nun die erklärenden Noten zum Tode des Sokrates, die sämmtlich aus Plato genommen sind, nach der Uebersetzung des Herrn Cousin, den er für das **non plus ultra** aller Philosophen hält. Ich bediene mich mit gleichem Rechte der Schleiermacher'schen Uebersetzung, und gestehe aufrichig, nicht im Stande zu sein, eine dieser gleichkommende, geschweige denn eine bessere, zu liefern.

Da die Noten größere Abschnitte aus Plato's Phaidon sind, die nicht sowohl zur Erläuterung einzel-

ner Verse, als vielmehr des ganzen Gedichts dienen, so glaubte ich, dieselben voranstellen müssen. Ich werde schon bei den betreffenden Strophen darauf zurückweisen.

I.

Echekrates. Phaidon.

Echekrates.

Warest du selbst, o Phaidon, bei dem Sokrates an jenem Tage, als er das Gift trank in dem Gefängniß, oder hast du es von einem Andern gehört?

Phaidon.

Selbst war ich da, o Echekrates.

Echekrates.

Was also hat denn der Mann gesprochen vor seinem Tode, und wie ist er gestorben? Gern hörte ich das. Denn weder von meinen Landsleuten, den Phliasiern, reiset jetzt leicht einer nach Athen, noch ist von dort her seit geraumer Zeit ein Gastfreund angekommen, der uns etwas Genaues darüber berichten konnte, außer nur, daß er das Gift getrunken hat und gestorben ist, von dem Uebrigen wußte Keiner etwas zu sagen.

Phaidon.

Auch von der Klage also habt Ihr nichts erfahren, wie es dabei hergegangen ist?

Echekrates.

Ja, das hat uns Jemand erzählt, und wir haben uns gewundert, daß, da sie schon längst abgeurtheilt war, er offenbar erst weit später gestorben ist. Wie war doch das, o Phaidon?

Phaidon.

Durch Zufall fügte es sich so, Echekrates. Es traf sich nämlich, daß gerade an dem Tage vor dem Gericht das Schiff war bekränzt worden, welches die Athener nach Delos senden.

Echekrates.

Was hat es damit auf sich?

Phaidon.

Dies ist das Schiff, wie die Athener sagen, worin einst Theseus fuhr, um jene zweimal sieben nach Kreta zu bringen, die er rettete und sich selbst auch. Damals nun hatten sie dem Apollon gelobt, wie man sagt, wenn sie gerettet würden, ihm jedes Jahr einen Aufzug nach Delos zu senden, welchen sie nun seitdem immer und auch jetzt noch jährlich an den Gott senden. Sobald nun dieser Aufzug angefangen hat, ist es gesetzlich, während dieser Zeit die Stadt rein zu halten, und von Staatswegen Niemanden zu tödten, bis das Schiff in Delos angekommen ist, und auch wieder zurück. Und dies währt bisweilen lange, wenn widrige Winde einfallen. Des Aufzuges Anfang ist aber, wenn der Priester des Apollon das Vordertheil des Schiffes bekränzt; und dies, wie ich sage, war eben den Tag vor dem Gerichtstage geschehen. Daher hatte Sokrates so viel Zeit in dem Gefängniß zwischen dem Urtheil und dem Tode.

II.

Echekrates.

Welche waren denn gerade da, Phaidon?

Phaidon.

Eben dieser Apollodoros war von den Einheimischen zugegen, und Kritobulos mit seinem Vater Kriton; dann noch Hermogenes und Epigenes und Aeschines und Antisthenes. Auch Ktesippos, der Päanier, war da, und Menexenos und einige andere von den Eingeborenen: Platon aber glaube ich war krank.

Echekrates.

Waren auch noch Fremde zugegen?

Phaidon.

Ja, Simmias, der Thebaier, und Kebes und Phaidondes, und aus Megara Eukleides und Teopsion.

Echekrates.

Wie aber Aristippos und Kleombrotos, waren die da?

Phaidon.

Nein, es hieß, sie wären in Aegina.

Echekrates.

War noch sonst Jemand gegenwärtig?

Phaidon.

Ich glaube, dies waren sie ziemlich Alle.

III.

In der Götter Geschlecht ist wohl keinem, der nicht philosophirt hat und vollkommen rein abgegangen ist, vergönnt zu gelangen, sondern nur dem Lernbegierigen. Eben deßhalb nun, o lieber Simmias und Kebes, enthalten sich die wahrhaften Philosophen aller von dem Leibe herrührenden Begierden, und harren aus und geben sich ihnen nicht hin, noch auch nur, weil sie Verderb des Hauswesens und Armuth fürchten, wie die meisten Geldsüchtigen, oder die Ehrlosigkeit und Schmach der Trägheit scheuen, wie die Herrschsüchtigen und Ehrsüchtigen, enthalten sie sich ihrer. — Das würde sich auch für sie nicht ziemen, o Sokrates, sprach Kebes. — Freilich nicht, bei Zeus, sagte er. Darum sagen auch allen solchen, o Kebes, jene alle, die irgend für ihre Seele Sorge tragen und nicht für der Leiber Bildung und Bedienung leben, Fahrewohl, und gehen nicht gleichen Schritt mit ihnen, die ja nicht wissen, wohin sie gehen. Sie selbst aber, feststellend, daß sie nichts thun dürfen, was der Philosophie zuwider wäre, und der Erlösung und Reinigung durch sie, wenden sich dorthin, jener folgend, wie sie führt. — Wie das, o Sokrates! — Das will ich dir sagen, sprach er. Es erkennen nämlich die Lehrbegierigen, daß die Philosophie, indem sie ihre Seele findet, ordentlich gebunden im Leibe und ihm anklebend, und gezwungen wie

durch ein Gitter durch ihn das Sein zu betrachten, nicht aber für sich allein, und daher in aller Thorheit sich umher wälzend, und indem sie die Gewalt dieses Kerkers erkennt, wie er ordentlich eine Lust ist, so daß der Gebundene selbst am meisten immer mit angreift, um gebunden zu werden; wie ich nun sage, die Lehrbegierigen erkennen, daß, indem die Philosophie in solcher Beschaffenheit ihre Seele annimmt, sie ihr gelinde zuspricht und versucht, sie zu erlösen, indem sie zeigt, daß alle Betrachtung durch die Augen voll Betrug ist, voll Betrug auch die durch die Ohren und die übrigen Sinne, und deßhalb sie überredet, sich von diesen zurückzuziehen, so weit es nicht nothwendig ist, sich ihrer zu bedienen, und sie ermuntert, sich vielmehr in sich selbst zu sammeln und zusammenzuhalten; und nichts Anderem zu glauben, als wiederum sich selbst, was sie für sich selbst von den Dingen an und für sich anschaut; was sie aber vermittelst eines Anderen betrachtet, dieses, weil es in jeglichem Anderem wieder ein Anderes wird, für nichts Wahres zu halten, und solches sei ja eben das Wahrnehmbare und Sichtbare, was sie aber selbst sieht, sei das Gedenkbare und Unsichtbare. Dieser Befreiung nun glaubt nicht widerstreben zu dürfen des wahrhaften Philosophen Seele, und enthält sich deßhalb der Lust und Begierde, der Unlust und Furcht, so viel sie kann, indem sie bedenkt, daß, wenn Jemand sehr heftig sich freut oder fürchtet, trauert oder begehrt, er nie ein so großes Uebel hievon erleidet, als er wohl glaubt, wenn er nun etwa erkrankt ist oder einen Verlust erlitten hat, seiner Begierden wegen, was aber das größte und äußerste aller Uebel ist, dieses wirlich erleidet und es

nicht in Rechnung bringt. — Welches ist doch dieses, o Sokrates, sprach Kebes. — Daß nämlich jedes Menschen Seele, sobald sie über irgend etwas sich heftig erfreut oder betrübt, auch genöthiget ist von demjenigen, womit ihr dieses begegnet, zu glauben, es sei das wirksamste und das wahrste, da sich dies doch nicht so verhält. Und dies sind doch am meisten die sichtbaren Dinge, oder nicht? — Freilich. — In diesem Zustande also wird am meisten die Seele von dem Leibe gebunden. — Wie so? — Weil jegliche Lust und Unlust gleichsam einen Nagel hat und sie an den Leib annagelt und anheftet, und sie leibartig macht, wenn sie doch glaubt, daß das wahr sei, was auch der Leib dafür aussagt. Denn dadurch, daß sie gleiche Meinung hat mit dem Leibe und sich an dem Nämlichen erfreut, wird sie, denke ich, genöthigt, auch gleicher Sitte und gleicher Nahrung wie er theilhaftig zu werden, so daß sie nimmermehr rein in die Unterwelt kommen kann, sondern immer des Leibes voll von hinnen geht; daher sie auch bald wiederum in einen andern Leib fällt, und wie hineingesäet sich einwurzelt, und daher untheilhaftig bleibt des Umganges mit dem Göttlichen und Reinen und Eingestaltigen. — Vollkommen wahr ist, was du sagst, o Sokrates, sprach Kebes. — Dieser Ursachen wegen also, o Kebes, sind die wahrhaft Lehrbegierigen sittsam und tapfer, und nicht weßhalb die Leute sagen. Oder meinst du? — Nein, ich gewiß nicht. — Es geht auch nicht anders, als daß die Seele eines philosophischen Mannes so rechnet und nicht glauben kann, sie müsse sich zwar von der Philosophie erlösen lassen, nachdem diese sie aber erlöset, sich selbst wiederum der Lust

und Unlust hingeben, um sich wieder festbinden und die vorige Arbeit vergeblich machen zu lassen, als wolle sie das Gegenstück treiben zu der Penelope Weberei; sondern Ruhe von dem Allen sich verschaffend, der Vernunft folgend und immer darin verharrend, daß sie das Wahre und Göttliche und der Meinung nicht unterworfene anschaut und sich davon nährt, glaubt sie, so lange sie lebt, so leben zu müssen, nach dem Tode aber zu dem Verwandten und eben solchen gelangt von allen menschlichen Uebeln erlöst zu werden. Hat sie sich so genährt, so ist wohl kein Wunder, wenn sie nicht fürchtet, ob sie nicht doch nach solchen Bestrebungen bei der Trennung von dem Leibe zerrissen, von ich weiß nicht welchen Winden verweht und zerstäubt umkommen und nirgend mehr sein werde.

IV.

Als Sokrates dieses geredet, fiel Kebes ein und sprach: O Sokrates, das andere dünkt mich Alles gar schön gesagt, nur das von wegen der Seele findet großen Unglauben bei den Menschen, ob sie nicht, wenn sie vom Leibe getrennt ist, nirgend mehr ist, sondern an jenem Tage umkommt und untergeht, an welchem der Mensch stirbt, und sobald sie von dem Leibe sich trennt und ausfährt wie ein Hauch oder Rauch, auch zerstoben ist und verflogen und nirgends nichts mehr ist. Denn wäre sie noch wo für sich bestehend und zusammenhaltend, wenn erlöst von diesen Uebeln, die du eben beschrieben hast: so wäre ja

große und schöne Hoffnung, o Sokrates, daß Alles wahr sei, was Du sagst. Aber dies bedarf vielleicht nicht geringer Ueberredungsgründe und Beweise, daß die Seele noch ist nach dem Tode des Menschen und noch irgend Kraft und Einsicht hat. — Du sprichst ganz wahr, sagte Sokrates, o Kebes; aber was sollen wir machen? Sollen wir eben das mit einander durchsprechen, ob es wahrscheinlich ist, daß es sich so verhalte, oder ob nicht? — Ich mindestens, sagte Kebes, möchte gern hören, was für eine Meinung du hierüber hast. — Wenigstens glaube ich nicht, sprach Sokrates, daß irgend einer, der es hört, und wäre es auch ein Komödienschreiber, sagen dürfte, daß ich leeres Geschwätz treibe und Reden führe über ungehörige Dinge. Dünkt es euch nun und sollen wir die Sache in Erwägung ziehn: so laßt uns so betrachten, ob die Seelen, nachdem die Menschen gestorben, in der Unterwelt sind, oder ob nicht. Eine alte Rede gibt es nun freilich, die, deren wir erwähnt haben, daß, wie sie von hier dorthin gekommen sind, sie auch wieder hieher zurückkehren und wieder geboren werden aus den Todten. Und wenn sich dies so verhält, daß die Lebenden wieder geboren werden aus den Gestorbenen: so sind ja wohl unsere Seelen dort? denn sie könnten nicht wieder geboren werden, wenn sie nicht wären. Und ein hinreichender Beweis wäre dies, daß es so ist, wenn wirklich offenbar würde, daß die Lebenden nirgends anders herkämen, als von den Todten. Wenn dies aber nicht so ist, dann bedürften wir eines andern Grundes. — Gewiß, sagte Kebes. — Betrachte es nur nicht allein an Menschen, fuhr jener fort, wenn du es eher inne werden willst, sondern

auch an den Thieren insgesammt und den Pflanzen, und überhaupt an Allem, was eine Entstehung hat, lasse uns zusehn, ob etwa Alles so entstehe, nirgends anders her, als jedes aus seinem Gegentheil, was nur ein solches hat, wie doch das Schöne von dem Häßlichen das Gegentheil ist, und das Gerechte von dem Ungerechten, und eben so tausend Anderes sich verhält. Dieses laß uns sehen, ob nicht nothwendig, was nur ein Entgegengesetztes hat, nirgend anders her selbst entsteht, als aus diesem ihm Entgegengesetzten. So wie wenn etwas größer wird, muß es doch nothwendig aus irgend vorher kleiner Gewesenem hernach größer werden? — Ja. — Nicht auch wenn es kleiner wird, wird es aus vorher Größerem hernach kleiner? — So ist es, sagte er. — Und eben so aus Stärkerem das Schwächere, und aus Langsamerem das Schnellere? — Gewiß. — Und wie? wenn etwas schlechter wird, nicht aus Besserem? und wenn gerechter, nicht aus Ungerechterem? — Wie sonst? — Dies also, sprach er, haben wir sicher genug, daß alle Dinge so entstehen, das Entgegengesetzte aus dem Entgegengesetzten. — Freilich. — Und wie? gibt es nicht auch so etwas dabei, wie zwischen jeglichem Entgegengesetzten, was doch immer zwei sind, auch ein zwiefaches Werden von dem Einen zu dem Andern, und von diesem wieder zu jenem zurück? wie zwischen dem Größeren und Kleineren ist Wachsthum und Abnahme, und so nennen wir auch das Eine wachsen, das Andere abnehmen. — Ja, sagte er. — Nicht auch aussondern und vermischen, abkühlen und erwärmen, und so alles, wenn wir auch bisweilen die Worte dazu nicht haben, muß sich doch der Sache nach überall so verhalten,

daß Eines aus dem Andern entsteht, und daß es ein Werden von Jedem zu dem Andern gibt? — Gewiß. — Wie nun, fuhr er fort, ist dem Leben auch etwas entgegengesetzt, wie dem Wachen das Schlafen? — Gewiß, sagte er. — Und was? das Todtsein, sagte er. — Also entstehen diese auch aus einander, wenn sie entgegengesetzt sind, und es gibt zwischen ihnen zweien ein zwiefaches Werden. — Wie sollte es nicht? — Die Verknüpfungen nun des einen Paars von den ebengenannten Dingen will ich dir aufzeigen, sprach Sokrates, und das dazu gehörige Werden, die aber wie die andern. Ich sage nämlich, das Eine sei Schlafen und das Andere Wachen, und aus dem Schlafen werde das Wachen, und aus dem Wachen das Schlafen, und dies Werden beider sei das Einschlafen und das Aufwachen; habe ich es dir hinlänglich erklärt oder nicht? — Vollkommen. — Sage du mir also nun eben so von Leben und Tod. Sagst du nicht, dem Leben sei das Todtsein entgegengesetzt? — Das sage ich. — Und daß Beides aus einander entstehe? — Ja. — Aus dem Lebenden also, was entsteht? — Das Todte, sprach er. — Und was aus dem Todten? — Nothwendig, sprach er, muß man eingesteh'n, das Lebende. — Aus dem Gestorbenen also, o Kebes, entsteht das Lebende und die Lebenden? — So zeigt es sich, sprach er. — Also sind, sprach er, unsere Seelen in der Unterwelt. — So scheint es. — Und nicht wahr, auch von dem Werden, was hiezu gehört, ist das eine deutlich genug? denn sterben ist doch deutlich genug, oder nicht? — Freilich, sagte er. — Was wollen wir aber nun machen? sprach er. Wollen wir nicht auch das entgegengesetzte Werden hinzunehmen,

sondern soll die Natur von dieser Seite lahm sein? oder müssen wir nicht nothwendig auch ein dem Sterben entgegengesetztes Werden annehmen? — Auf alle Weise, sagte er. — Und was für eines? — Das Aufleben. — Also, sprach er, wenn es ein Aufleben gibt, so wäre eben dieses das Werden der Lebenden aus den Todten, das Aufleben? — Freilich. — Also auch auf diese Weise kommt es uns heraus, daß die Lebenden aus den Todten entstanden sind, nicht weniger als die Todten aus den Lebenden. Ist dies nun so, so schien es uns ja ein hinreichender Beweis, daß die Seelen der Verstorbenen wo sein müssen, woher sie wieder lebend werden.

V.

Es ist Zeit, sich nach dem Bade umzusehen. Denn es dünkt mich doch besser zu baden, ehe ich den Trank nehme, und nicht hernach den Weibern Mühe zu machen mit dem Waschen des Leichnams.

Als er dieses gesagt, sprach Kriton: Wohl, o Sokrates! Was trägst du aber diesen auf oder mir deiner Kinder wegen, oder was wir sonst irgend dir noch recht zu Dank machen könnten, wenn wir es thäten? — Was ich immer sage, sprach er, o Kriton, nichts Besonderes weiter, daß nämlich, wenn ihr eurer selbst recht wahrnehmt, ihr mir und den Meinigen und euch selbst Alles zu Dank machen werdet, was ihr nur thut, und wenn ihr es auch jetzt nicht versprecht; wenn ihr aber euch

selbst vernachlässiget, und nicht wollt gleichsam den Spuren des jetzt und sonst schon Gesagten nachgehen im Leben, ihr dann, wenn ihr jetzt noch so Vieles und noch so heilig versprächet, doch nichts weiter damit ausrichten werdet. — Dieses also wollen wir uns bestreben, so zu machen, sagte Kriton. Aber auf welche Weise sollen wir dich begraben? — Wie ihr wollt, sprach er, wenn ihr mich nur wirklich haben werdet und ich euch nicht entwischt bin. Dabei lächelte er ganz ruhig und sagte, indem er uns ansah: Diesen Kriton, ihr Männer, überzeuge ich nicht, daß ich der Sokrates bin, dieser, der jetzt mit euch redet und euch das Gesagte einzeln vorlegt, sondern er glaubt, ich sei jener, den er nun bald todt sehen wird, und fragt mich deßhalb, wie er mich begraben soll. Daß ich aber schon so lange eine große Rede darüber gehalten habe, daß, wenn ich den Trank genommen habe, ich dann nicht länger bei euch bleiben, sondern fortgehen werde zu irgend welchen Herrlichkeiten der Seligen, das, meint er wohl, sage ich Alles nur so, um euch zu beruhigen und mich mit. So leget ihr denn eine Bürgschaft für mich ein beim Kriton, und zwar eine ganz entgegengesetzte, als er bei den Richtern eingelegt hat. Denn er hat sich verbürgt, ich würde ganz gewiß bleiben, ihr aber verbürgt euch dafür, daß ich ganz gewiß nicht bleiben werde, wenn ich todt bin, sondern abgezogen und fort seie, damit Kriton es leichter trage, und wenn er meinen Leib verbrennen oder begraben sieht, sich nicht ereifere meinetwegen, als ob mir Arges begegne; und damit er nicht beim Begräbniß sage, er stelle den Sokrates aus, oder trage ihn heraus oder begrabe ihn. Denn

wisse nur, sagte er, o bester Kriton, sich unschön ausdrücken, ist nicht nur eben in so fern sündlich, sondern bildet auch etwas Böses ein in die Seele. Sondern du mußt muthig sein und sagen, daß du meinen Leib begräbst, und diesen begrabe nur, wie es dir eben recht ist, und wie du es am meisten für schicklich hältst. Dieses gesagt, stand er auf und ging in ein Gemach, um zu baden, und Kriton begleitete ihn, uns aber hieß er dableiben. Wir blieben also und redeten unter einander über das Gesagte und überdachten es noch einmal; dann aber auch klagten wir über das Unglück, welches uns getroffen hätte, ganz darüber einig, daß wir nun gleichsam des Vaters beraubt als Waisen das übrige Leben hinbringen würden. Nachdem er nun gebadet und man seine Kinder zu ihm gebracht hatte — er hatte nämlich zwei kleine Söhne und einen größern — und die ihm angehörigen Frauen gekommen waren, sprach er mit ihnen in Kriton's Beisein, und nachdem er ihnen aufgetragen, was er wollte, hieß er die Weiber und Kinder wieder gehen, er aber kam zu uns. Und es war schon nahe am Untergange der Sonne, denn er war lange drinnen geblieben.

VI.

Da sagte Kriton: Aber mich dünkt, o Sokrates, die Sonne scheint noch an die Berge und ist noch nicht untergegangen. Und ich weiß, daß auch Andere erst ganz spät getrunken haben, nachdem es ihnen ist angesagt worden, und haben noch gut gegessen und getrunken, ja Einige

haben gar noch Schöne zu sich kommen lassen, nach denen sie Verlangen hatten. Also übereile dich nicht; denn es hat noch Zeit. — Da sagte Sokrates: Gar Recht, o Kriton, hatten jene, so zu thun, wie du sagst, denn sie meinten etwas zu gewinnen, wenn sie so thäten, und gar recht habe auch ich, nicht so zu thun. Denn ich meine nichts zu gewinnen, wenn ich um ein Weniges später trinke, als nur, daß ich mir selbst lächerlich vorkommen würde, wenn ich am Leben klebte und sparen wollte, wo nichts mehr ist. Also geh, sprach er, folge mir, und thue nicht anders. — Darauf winkte denn Kriton dem Knaben, der ihm zunächst stand, und der Knabe ging heraus, und nachdem er eine Weile weggeblieben, kam er und führte den herein, der ihm den Trank reichen sollte, welchen er schon zubereitet im Becher brachte. Als nun Sokrates den Menschen sah, sprach er: Wohl, Bester, denn du verstehst es ja, wie muß man es machen? — Nichts weiter, sagte er, als wenn du getrunken hast, herumgehen, bis dir die Schenkel schwer werden, und dann dich niederlegen, so wird es schon wirken. Damit reichte er dem Sokrates den Becher, und dieser nahm ihn, und ganz getrost, o Echekrates, ohne im mindesten zu zittern oder Farbe oder Gesichtszüge zu verändern, sondern wie er pflegte, ging gerade, den Menschen ansehend, fragte er ihn: Was meinst du von dem Trank wegen einer Spendung? Darf man eine machen oder nicht? — Wir bereiten nur so viel, o Sokrates, antwortete er, als wir glauben, daß hinreichend sein wird.

VII.

Ich bin belehrt worden, daß wenn die Erde rund inmitten des Himmels steht, sie weder Luft brauche, um nicht zu fallen, noch irgend einen andern solchen Grund, sondern um sie zu halten hinreichend sei die durchgängige Einerleiheit des Himmels und das Gleichgewicht der Erde selbst. Denn ein im Gleichgewicht befindliches Ding in die Mitte eines anderen solchen gesetzt, wird keinen Grund haben, sich irgend wohin mehr oder weniger zu neigen, und daher auf gleiche Weise zu Allem sich verhaltend, wird es ohne Neigung bleiben. Dieses, sagte er, habe ich zuerst angenommen. — Und sehr mit Recht, sprach Simmias. — Dann auch, daß sie sehr groß sei und daß wir, die vom Phasis bis an die Säulen des Herakles reichen, nur in einem sehr kleinen Theile, wie Ameisen oder Frösche um einen Sumpf, so wie um das Meer herumwohnen, viele andere aber anderwärts an vielen solchen Orten. Denn es gebe überall um die Erde her viele Höhlungen und mannigfaltige von Gestalt und Größe, in welchen Wasser und Nebel und Luft zusammengeflossen sind, die Erde selbst aber liege rein in dem reinen Himmel, an welchem auch die Sterne sind, und den die meisten, welche über dergleichen zu reden pflegen, Aether nennen, dessen Bodensatz nun eben dieses ist, und immer in den Höhlungen der Erde zusammenfließt. Wir nun merkten

es nicht, daß wir nur in diesen Höhlungen der Erde wohnten, und glaubten oben auf der Erde zu wohnen, wie wenn ein mitten im Grunde der See Wohnender glaubte, oben an dem Meere zu wohnen, und weil er durch das Wasser die Sonne und die anderen Sterne sähe, das Meer für den Himmel hielte, aus Trägheit aber und Schwachheit niemals bis an den Saum des Meeres gekommen wäre, noch über das Meer aufgetaucht und hervorgekrochen, um diesen Ort zu schauen, wie viel reiner und schöner er ist, als der bei ihm, noch auch von einem Andern, der ihn gesehen, dies gehört hätte; gerade so erginge es auch uns. Denn wir wohnten in irgend einer Höhlung der Erde, und glaubten oben darauf zu wohnen, und nennten die Luft Himmel, als ob diese der Himmel wäre, durch welchen die Sterne wandeln. Damit aber sei es gerade so, daß wir aus Trägheit und Schwachheit nicht vermöchten hervorzukommen bis an den äußersten Saum der Luft. Denn wenn Jemand zur Grenze der Luft gelangte oder Flügel bekäme und hinauf flöge, so würde er dann hervortauchen und sehen, wie hier die Fische, wenn sie einmal aus dem Meer herauftauchen, was hier ist, sehen, so würde dann ein solcher auch das Dortige sehen, und wenn seine Natnr die Betrachtung auszuhalten vermöchte, dann erkennen, daß jenes der wahre Himmel ist und das wahre Licht und die wahre Erde. Denn die Erde hier bei uns und die Steine und der ganze Ort hier ist zerfressen und verwittert, wie was im Meere liegt, vom Salz angefressen ist, und nichts der Rede Werthes im Meere wächst, noch es irgend etwas Vollkommenes darin gibt, sondern nur Klüfte und Sand

und unendlichen Koth und Schlamm, wo es noch Erde gibt, und nichts, was irgend könnte mit unsern Schönheiten verglichen werden; jenes aber würde wiederum noch weit vorzüglicher sich zeigen vor dem unsrigen. Und darf man auch wohl eine schöne Erzählung vorbringen, Simmias, so lohnt es wohl zu hören, wie das auf der Erde unter dem Himmel beschaffen ist. — Gewiß, sprach Simmias, werden wir diese Erzählung gern hören, o Sokrates. Man sagt also zuerst, o Freund, diese Erde sei so anzusehen, wenn sie Jemand von oben herab betrachtete, wie die zwölftheiligen ledernen Bälle, in so bunte Farben getheilt, von denen unsere Farben hier gleichsam Proben sind, alle die, deren sich die Maler bedienen. Dort aber bestehe die ganze Erde aus solchen und noch weit glänzenderen und reineren als diese. Denn ein Theil sei purpurroth und wunderbar schön, ein anderer goldfarbig, ein anderer weiß, aber viel weißer als Alabaster oder Schnee, und ebenso aus jeder anderen Farbe bestehe einer, und aus noch mehreren und schöneren, als wir gesehen haben. Denn selbst diese Höhlungen der Erde, welche mit Wasser und Luft angefüllt sind, bilden eine eigene Art von Farbe, welche in der Vermischung aller anderen Farben glänzt, so daß sie ganz und gar als ein ununterbrochenes Bunt erscheint. Auf dieser so beschaffenen nun wachsen verhältnißmäßig eben solche Gewächse, Bäume, Blumen und Früchte. Eben so haben auch die Gebirge und die Steine nach demselben Verhältniß ihre Vollendung und Durchsichtigkeit und schönere Farben, von denen aber auch unsere so sehr gesuchten Steinchen hier Theile sind, die Karneole und Jaspisse und Smaragden und alle dergleichen; dort

aber sei nichts, was nicht so wäre und noch schöner als diese. Die Ursache hievon aber sei, daß jene Steine rein sind und nicht angefressen, noch verwittert, wie die hiesigen von Fäulniß und Schärfe Alles dessen, was hier zusammenfließt, und Steinen und Erden und allen Gewächsen und Thieren Entstellungen und Krankheiten verursacht. Die Erde also sei mit alle diesem geschmückt, und außerdem noch mit Gold und Silber und dem übrigen der Art, welches glänzend dort zu finden sei, und in großer Menge wachse, und überall auf der Erde, so daß sie zu schauen ein beseligendes Schauspiel sei. Thiere aber gebe es auf ihr vielerlei andere und auch Menschen, welche theils mitten im Lande wohnen, theils so um die Luft herum, wie wir um das Meer herum, theils auch auf Luft umflossenen Inseln um das feste Land her. Und mit einem Worte, was uns Wasser und Meer ist für unsere Bedürfnisse, das sei jenen dort die Luft, und was uns die Luft, das jenen der Aether. Und die Witterung habe eine solche Mischung bei ihnen, daß sie ohne Krankheit wären, und weit längere Zeit lebten, als die hiesigen, und ihr Gesicht, Gehör, Geruch, und was dahin gehört von dem unsrigen in demselben Maaß abstände, wie die Luft vom Wasser absteht, und der Aether von der Luft in Absicht der Reinheit. Auch haben sie weiter Tempel und Heiligthümer für die Götter, in denen aber die Götter wahrhaft wohnen, und Stimmen, Weissagungen, Erscheinungen der Götter und mehr dergleichen Verkehr mit ihnen; und Sonne, Mond und Sterne sähen sie, wie sie wirklich sind und dem sei auch ihre übrige Glückseligkeit gemäß.

So demnach sei die ganze Erde geartet, und was sie umgibt; rund umher auf ihr aber gebe es nach Maaßgabe ihrer Höhlung viele Orte, einige tiefer und weiter geöffnet, als der, in welchem wir wohnen, andere wiederum tiefer, aber mit einer engeren Oeffnung, als die unser Ort hat; und welche sind wohl auch flacher, und dabei doch breiter als der hiesige. Alle diese nun wären unter der Erde vielfältig gegen einander durchgebohrt, enger und weiter, so daß sie Durchgänge haben unter sich, durch welche denn vieles Wasser aus einem in den andern fließt, wie in Becher, und daß es unversiegliche Ströme von unübersehbarer Größe unter der Erde gebe von warmen Wassern und kalten, und vieles Feuer und große Ströme von Feuer, viele auch von feuchtem Schlamm, theils reinerem, theils schmutzigerem, wie in Sikelien die vor dem Feuerstrome sich ergießenden Ströme von Schlamm und der Feuerstrom selbst, von denen dann alle Oerter erfüllt werden, je nachdem jedesmal jeder seinen Umlauf nimmt. Und dieses Alles bewege hinauf und hinunter gleichsam eine in der Erde befindliche Schaukel; diese Schaukel aber bestehe durch folgende Einrichtung ungefähr. Einer nämlich von diesen Erdspalten ist auch sonst der größte und quer durch die ganze Erde gebohrt. Dieser ist nun, wie Homeros davon singt, ferne, wo tief sich öffnet der Abgrund unter der Erde, derselbe, den anderwärts er und auch sonst viele andere Dichter den Tartaros genannt haben. In diesen Spalt nun strömen alle diese Flüsse zusammen, und strömen auch wieder von ihm aus; und alle werden so wie der Boden, durch welchen sie strömen. Die Ursache aber,

warum alle Ströme von hier aus fließen und auch wieder hinein, ist, daß diese Flüssigkeit keinen Boden hat und keinen Grund. Daher schwebt sie und wogt immer auf und ab, und die Luft und der Hauch um sie her thut dasselbe. Denn dieser begleitet sie, sowohl wenn sie in die jenseitigen Gegenden der Erde strömt, als wenn in die diesseitigen. Und so wie der Hauch der Athmenden in beständiger Bewegung immer einströmt und ausströmt: so auch dort bildet der mit der Flüssigkeit wogende Hauch heftige und gewaltige Winde sowohl im Hineingehen, als im Herausgeben. Wenn nun strömend das Wasser nach der Gegend hin ausweicht, welche unten genannt wird: so fließt es in das Gebiet der dortigen Ströme, und füllt es an wie beim Pumpen. Wenn es aber von dort wiederum sich wegzieht und hieher strömt, so erfüllt es dann die hiesigen. Diese, wenn sie erfüllt sind, strömen durch die Kanäle und durch die Erde; und wenn sie jeder in die Gegenden kommen, wohin sie jedesmal geleitet werden, so bilden sie Meere und Seen und Flüsse und Quellen. Von da tauchen sie nun wieder unter die Erde, und theils längere und mehrere Gegenden durchziehend, theils wenigere und kürzere, ergießen sie sich alle wieder in den Tartaros, einige viel weiter unten, als wo sie ausgepumpt wurden, andere nicht so viel, aber unterhalb ihres Ausflusses fließen sie alle ein; und einige strömen wieder aus, grade gegenüber der Stelle, wo sie eingeflossen sind, andere auf der nämlichen Seite. Ja es gibt auch welche, die im Kreise herumziehen, ein oder mehrere Male sich um die Erde winden wie Schlangen, und dann möglichst tief gesenkt sich wieder hinein ergießen. Möglich

ist aber von beiden Seiten nur, sich bis zur Mitte herabzusenken, weiter nicht. Denn für beiderlei Ströme geht das Jenseitige wiederum aufwärts. So gibt es nun gar viele andere große und verschiedene Ströme, unter diesen vielen aber gibt es vorzüglich vier, von denen der größte und der am äußersten rund herum fließende, der sogenannte Okeanos ist; diesem gegenüber und in entgegengesetzter Richtung fließend ist der Acheron, welcher durch viele andere wüste Gegenden fließt, vorzüglich aber auch unter der Erde fortfließend in den acherusischen See kommt, wohin auch die meisten verstorbenen Seelen gelangen, und nachdem sie gewisse bestimmte Zeiten dort geblieben, einige länger, andere kürzer, dann wieder ausgesendet werden zu den Erzeugungen der Lebendigen. Der dritte Fluß strömt aus zwischen diesen beiden und ergießt sich unweit seiner Quelle in eine weite mit einem gewaltigen Feuer brennende Gegend, wo er einen See bildet, größer als unser Meer, und siedend von Wasser und Schlamm. Von hier aus bewegt er sich dann im Kreise herum trübe und schlammig, und indem er sich um die Erde herumwälzt, kommt er nächst andern Orten auch an die Gränzen des acherusischen Sees, jedoch ohne daß ihre Gewässer sich vermischten. Und nachdem er sich oftmals unter der Erde herumgewälzt, ergießt er sich zu allerunterst in den Tartaros. Dies ist der, den man Pyriphlegeton nennt, von welchem auch die feuerspeienden Berge, wo sich deren auf der Erde finden, kleine Theilchen heraufblasen. Diesem wiederum gegenüber strömt der vierte aus, zuerst in eine furchtbare und wilde Gegend, wie man sagt, und die von

Farbe ganz und gar dunkelblau ist, welche sie die stygische nennen, und den See, welchen der Fluß bildet, den Styx. Nachdem sich dieser nun hier hineinbegeben, und gewaltige Kraft aufgenommen in sein Wasser, geht er unter die Erde, wälzt sich herum, kommt dem Pyriphlegeton gegenüber wieder hervor, und trifft auf den acherusischen See an der gegenüberliegenden Seite. Und auch dieser vermischt sein Wasser mit keinem andern, sondern geht ebenfalls im Kreise herum, und ergießt sich wieder in den Tartaros gegenüber dem Pyriphlegeton. Sein Namen aber heißt, wie die Dichter sagen, Kokytos.

VIII.

Als Sokrates gekommen war, setzte er sich nieder nach dem Bade, und hatte noch nicht viel seitdem gesprochen, so kam der Diener der Eilfmänner, stellte sich zu ihm, und sagte: O Sokrates, über dich werde ich mich nicht zu beklagen haben, wie über Andere, daß sie mir böse werden und mir fluchen, wenn ich ihnen ansage, das Gift zu trinken auf Befehl der Oberen. Dich aber habe ich auch sonst schon in dieser Zeit erkannt als den edelsten, sanftmüthigsten und trefflichsten von Allen, die sich jemals hier befunden haben, und auch jetzt weiß ich sicher, daß du nicht mir böse sein wirst, denn du weißt wohl, wer Schuld daran ist, sondern jenen. Nun also, denn du weißt wohl, was ich dir zu sagen gekommen bin, lebe wohl, und suche so leicht als möglich zu tragen, was nicht zu ändern ist.

Da weinte er, wendete sich um und ging. — Sokrates aber sah ihm nach, und sprach: Auch du lebe wohl, und wir wollen so thun. Und zu uns sagte er: Wie fein der Mensch ist. So ist er die ganze Zeit mit mir umgegangen, hat sich bisweilen mit mir unterredet und war der beste Mensch; und nun wie aufrichtig beweint er mich! Aber wohlan denn, o Kriton, laßt uns ihm gehorchen, und bringe einer den Trank, wenn er schon ausgepreßt ist, wo nicht, so soll ihn der Mensch bereiten.

IX.

Die meisten von uns waren bis dahin ziemlich im Stande gewesen, sich zu halten, daß sie nicht weinten; als wir aber sahen, daß er trank und getrunken hatte, nicht mehr. Sondern auch mir selbst flossen Thränen mit Gewalt, und nicht tropfenweise, so daß ich mich verhüllen mußte, und mich ausweinen, nicht über ihn jedoch, sondern über mein eigenes Schicksal, was für eines Freundes ich nun sollte beraubt werden. Kriton war noch eher als ich, weil er nicht vermochte die Thränen zurückzuhalten, aufgestanden. Apollodoros aber hatte schon früher nicht aufgehört zu weinen; und nun brach er völlig aus, weinend und unwillig sich geberdend, und es war keiner, den er nicht durch sein Weinen erschüttert hätte, von allen Anwesenden, als nur Sokrates selbst; der aber sagte: Was macht ihr doch, ihr wunderbaren Leute! Ich habe vorzüglich deßwegen die Weiber fortgeschickt, daß sie dergleichen nicht begehen möchten; denn ich habe immer gehört, man

müsse stille sein, wenn Einer stirbt. Also haltet euch ruhig und wacker. Als wir das hörten, schämten wir uns und hielten inne mit Weinen. Er aber ging umher, und als er merkte, daß ihm die Schenkel schwer wurden, legte er sich gerade hin auf den Rücken, denn so hatte es ihm der Mensch geheißen. Darauf berührte ihn eben dieser, der ihm das Gift gegeben hatte, von Zeit zu Zeit, und untersuchte seine Füße und Schenkel. Dann drückte er ihm den Fuß stark, und fragte, ob er es fühle; er sagte nein. Und darauf die Kniee, und so ging es immer höher hinauf, und zeigte uns, wie er erkaltete und erstarrte. Darauf berührte er ihn noch einmal, und sagte, wenn ihm das bis ans Herz käme, dann würde er hin sein. Als ihm nun schon der Unterleib fast ganz kalt war, da enthüllte er sich, denn er lag verhüllt, und sagte, und das waren seine letzten Worte: O Kriton, wir sind dem Asklepios einen Hahn schuldig, entrichtet ihm den und versäumt es ja nicht. — Das soll geschehen, sagte Kriton, sieh aber zu, ob du noch sonst etwas zu sagen hast. Als Kriton dies fragte, antwortete er aber nichts mehr, sondern bald darauf zuckte er und der Mensch deckte ihn auf, da waren seine Augen gebrochen. Als Kriton das sah, schloß er ihm Mund und Augen.

Gott ist die Wahrheit.

Es stieg die Sonne über des Hymettus
Beschneite Höh'n, beleuchtete den Gipfel
Des Theseustempels, überstrahlete
Mit ihrem Glanz am Parthenon die Mauern,
Und drang wie ein verstohlen Lebewohl
Mit ihrem Scheine ein in das Gefängniß.
Ein reich vergoldet Schiff sah auf dem Meer,
Bei heil'ger Hymnen Schall, man dem Pyräus
Zueilen, das verhängnißvolle Schiff,
Deß Rückkehr den zum Tod Verurtheilten
Zu künden pflegte ihren letzten Tag;
Doch das Gesetz verbot, das Leben ihnen
Zu nehmen, streng, so lange Jonien
Ward von der holden Sonne noch beleuchtet,
Aus Furcht, es möchten ihre Strahlen, für
Die Lebenden bestimmt, entheiligt werden,
Wenn sie auf Augen ohne Leben fielen;
Vielleicht auch sollte der Unglückliche,
Wenn er sein Augenlied im Tode schloß,
Nicht Licht und Leben gleicher Zeit beweinen!
Der Mensch, der aus dem Lande seiner Väter
Vertrieben wird, verläßt es, ehe noch
Am Himmel auf die Morgenröthe steigt!

*

Es gingen in den Hallen ein Paar Freunde
In Trauer auf und ab, auf das Erwachen
Des Sohnes Sophronisbe's sehnlichst harrend;
Sein Weib hielt ihren Sohn auf ihrem Schoose,
Ein zartes Kind, deß Händchen mit den Riegeln
Der Thüre spielten; strenger Kerkermeister
Säumniß anklagend, schlug sie ihre Stirne
Ans taube Erz der unbeugsamen Pforten!
Kaum achtet ihren Schmerzensruf die Menge,
Fragt nebenbei nach ihrer Thränen Grund
Und gehet bald drauf ihres Weges wieder,
Vertheilt sich gruppenweise in den Höfen
Und wiederholt das leere Volksgeschwätz,
Spricht von Altären, die zerstöret worden,
Von Göttern, deren Gottheit sei geschändet,
Von einer neuen Lehre, die die Jugend
Verderbe, von dem Gotte ohne Namen,
Der fremd bis jetzt noch war in Griechenland!
Das war ein Thor, ein schrecklich Ungeheuer,
So ein Orestes, den verblendet hatten
Die Götter, welchen die Gerechtigkeit,
Zwar spät, doch immerhin erreichte, den
Die Erd' dem Himmel schuldete als Opfer!
O Sokrates! und das warst du, den sie
In Kerker und in Banden warfen, der
Für Recht und Wahrheit mußt' den Tod erleiden!

*

Es rauschten endlich auf die schweren Pforten;
Langsamen Schrittes und gesenkten Blicks
Heraus die Freunde traten; Sokrates
Sah auf das Meer, wies ihnen mit dem Finger
Das Schiff, das eben heim von Delos kehrte:
„Schaut auf dem Meer dort das bekränzte Fahrzeug;
Das heil'ge Schiff, die glückliche Theoria!
Gegrüßt sei's! Dieser Segler ist der Tod!
Mit ihm lauft meine Seele ein im Hafen!
Doch sprecht! und möge dieser letzte Tag,
Wie sonst, bei holder Rede uns verfließen!
Wir wollen nicht des Festmahls Reste geben
Den Winden Preis, nein, bis ans Ende noch
Der Götter heil'ger Gaben uns erfreuen:
Das glückliche Schiff, das seiner Reise Ziel
Sich nähert, hält in seinem Lauf nicht an,
Wenn das Gestade endlich es erblickt;
Nein, reich bekränzt, mit vollen Segeln lauft,
Mit Sang und Klang es in den Hafen ein!

*

Die Dichter sagen, daß sich vor dem Scheiden
Der Schwan aus in harmon'schen Tönen weine;
Glaubt's nicht, ihr Freunde! dem melod'schen Vogel
Ward von den Göttern höheres Gefühl!
Will sie des reizenden Eurotas Ufer
Verlassen, ist dem schönen Körper schon
Die Seele halb entflohen, schwingt sie sich

Allmählig auf in eine Zauberwelt
Und siehet leuchten der Unsterblichkeit
Stets wolkenlosen Tag — dann voll Entzücken,
In das der hehre Anblick sie versenkt,
Haucht sterbend ihre Freude sie noch aus.
Die ihr am Rand des Grabs mich noch wollt' hören:
Ich, ich bin auch ein Schwan, ich scheide und kann singen!"

*

Bei diesen Worten hört' man in der Halle
Erschallen Wehklag', es drängten näher
Die Freunde sich zu Sokrates heran:
„Sprich, eh' du stirbst, zu früh verlorner Freund,
Von Hoffnung uns und von Unsterblichkeit!
— Gar wohl, sprach er: entfernt jedoch die Frauen;
Ihr Seufzen möchte unser Herz erweichen;
Man muß, des Grabes Schrecken stolz verachtend,
Eintreten kühn in eine neue Welt!

*

„Ihr wißt es, Freunde, oft seit meiner Jugend
Gab mir ein unbekannter Geist die Weisheit
Ein und entdeckete mir die Gesetze
Der künft'gen Welt. Verbarg sich wohl ein Gott
In seinen Lauten? Hatte wohl ein Schatten
Vertrautern Umgangs mich gewürdiget?
War es der Zukunft Echo? War's die Muse
Des Dichters? Gleichviel. Doch der zu mir sprach,

Der Geist, so still erst, spricht erhabner noch
Und tröstender, da ich dem Tod mich nahe;
Sein göttlich Wort verstehe ich viel schneller,
Sei's, daß das Herz befreit vom Sinnentand
Mit größrer Sammlung seine Stimme hört;
Sei's, daß des unsichtbaren Geistes Töne,
Gleich dem Gesang des Vogels, gegen Abend
Ergreifender und inniger noch werden;
Vielleicht, daß deutlicher am Rand der Zukunft,
Des Tags vergessend, der zu Ende geht,
Die harrende Seele jenen Laut vernimmt,
Der aus dem Jenseits ihr herüberklingt,
Dem Schiffer gleich, der Abends auf dem Meere
Umher sich treibt, und je nachdem er fährt
Und sich dem Ufer nähert, um so besser
Die Stimme von dem Hafen her versteht.
Der unsichtbare Geist verläßt mich nie,
Es hört mein Ohr stets seiner Laute Klang,
Und seine Stimme spricht in meiner Stimme
Heut ganz allein; so merkt denn auf, ihr Freunde;
Ich bin es nicht, der spricht; Er, Er ist es!..."

*

Mit heitrer, friedensvoller Stirn, das Auge
Von Hoffnung strahlend, gab ein Zeichen, sich
Zu setzen, seinen Freunden Sokrates;
Alsbald gehorchten sie dem stummen Winke
Und setzten still sich um das Bette her:
In seinen Mantel hüllt sich Simmias,

Nachdenklich sah zum Himmel Kriton auf,
Es senkte schwermuthsvoll Cebes sein Haupt,
Und Anaxagoras, mit bitterm Lächeln,
Schien zu beneiden um sein glücklich Loos
Den Philosophen und des Glücks zu spotten,
Dem Tod zu trotzen! An die Thür gelehnt,
Gekreuzt die Arme, von Mitleid und Zweifel
Beweget hin und her, sprach still der Diener
Der Eilf: „Was hilft ihm jetzo seine Tugend?"
Doch Phädon, mehr den Freund noch als den Weisen
In ihm beklagend, saß, sein schön Gesicht
Verschleiert durch der Haare reich Gelock,
Dem Bett zunächst zu seines Meisters Füßen,
Legt wie ein Kind sein Haupt in seinen Schoos,
Schlägt auf zum theuern Freund das feuchte Auge,
Will nicht mehr weinen und weint stets von Neuem!

*

Doch konnte nicht die Züge, nicht die Farbe
Des Weisen ändern so ein Erdenschmerz.
Fern von uns schien sein hehrer Blick zu lesen;
Sein Mund, um den ein holdes Lächeln spielte,
War halb geöffnet, wie bereit zu sprechen;
Sein Ohr hört' seinen unsichtbaren Freund;
Sein Haar, gelichtet von dem Herbsteshauch,
Wob um sein Haupt her eine bleiche Krone,
Zu Zeiten von der Morgenluft bewegt,
Malt' auf der Stirn' es sich wie Silberschein;
Doch durch die Stirne, seiner Seele Haus,

Sah leuchten man den hoch erhabnen Geist.
Wie durch durchsichtiges Erz und Alabaster
Die Lampe, die ausgießt ihr sterbend Licht
Auf den Altar, durch den verhüllten Glanz
Sich noch verräth und farbig überstrahlt
Mit ihrem zarten Schein die leichte Decke.
Wie einem Schiff, das aus der Heimath Hafen
Fortsegelt, lange nach das Auge blickt,
So hefteten auf diese hehre Stimme,
Auf sein zum Himmel aufgeschlagnes Auge
Den Blick die Freunde voll Aufmerksamkeit;
Zum letzten Mal betrachteten sie ihn;
Auf ewig wollten dieser Stimme Ton
Sie mit sich nehmen! Wie die Welle sich
Dem Schmeichelhauch des Aeolus eröffnet,
Erharrten sie voll Ungeduld sein Wort.
Vom Himmel endlich fiel sein Blick auf sie,
Er lächelte wie sonst und redete:

*

Wie? Wie? Ihr weinet, meine Freunde? Weint?
Da meine Seele, gleich dem reinen Weihrauch,
Den auf dem Altar an die Priestrin zündet,
Von ihres Körpers banger Last befreit,
Auf zu den Göttern fliegt, den lichten Tag
Begrüßt, den sie vielleicht zuweilen ahnte,
Und dort in heiligem Entzücken sucht
Die Wahrheit und sie sieht und sie erkennt!
Warum denn leben wir, als um zu sterben?

Warum litt ich so gerne für das Recht?
Warum hat meine Seel' in diesem Tod,
Den man das Leben nennt, mit meinen Sinnen
Und ihrer Lust, ohnmächtig zwar, gekämpft?
Was, Freunde, wär' die Tugend ohne den Tod?...
Der ist der Kampfspreis, ist die Himmelskrone,
Die uns am Ziel ein heil'ger Richter gibt,
Zeus' Stimme, die zurück zu ihm uns ruft!
Sie sei gepriesen! Heute hör' ich sie:
Hätt' ich um ein Paar Tage markten wollen,
Ich hätte mir den göttlichen Befehl
Wohl zwei Mal wiederholen lassen können!
Die Götter wahren mich vor längrem Leben!
Sie rufen mich, ihr treuer Sklav erscheinet!
Und ihr, wenn ihr mich liebt, wie ihr gethan
In unsern schönsten Tagen, o dann laßt,
Ihr Freunde, Narden auf das Haupt euch gießen!
In Kerkers Mauern bringt ein Opfer dar!
Und schmückt eure Stirn mit grünen Kränzen
Und führet dann, wie einen jungen Gatten,
Den dienstbeflissne Freunde, keusche Blumen
Auf seines Fraungemaches Schwelle streuend,
Ins Hochzeitbette nach dem Bad geleiten,
An eurer Hand mich in des Todes Arme!....

*

„Was heißt denn sterben? Dies gemeine Band,
Der Erde ehebrechrische Verbindung
Mit unsrer Seele lösen, an dem Grab

Von einer schnöden Last sich mal befreien!
Sterben ist sterben nicht, nein, wechseln nur!
Der Mensch, so lang er lebt, beenget von
Des Körpers Hülle, strebt voll Sehnsucht nach
Dem Wahren, und im Laufe aufgehalten
Durch seine niedrigen Bedürfnisse,
Folgt schwanken Fußes er der Wahrheit nach,
Verlieret sie zuweilen auch. Doch der,
Der endlich am ersehnten Ziele steht,
Der sieht des ew'gen Tages Morgenroth,
Gleich einem Strahl des Abends, der zurück
Zum Himmel fliegt, steigt in der Götter Schoos,
Aus dem verbannt er wurde, er zurück,
Berauscht in langen Zügen sich im Nektar,
Fängt an an seinem Todestag zu leben!"

*

— Doch sterben ist ja leiden, leiden ist
Ein Uebel. — Freunde, lasset das! Wär' auch
Ein kurzes Leiden jener Augenblick,
Durch Blut geheiligt, wie ein großes Opfer,
Für diesen unsern Körper dargebracht,
Kommt jedes Gute nicht aus einem Uebel?
Der Sommer aus dem Winter, Tag aus Nacht?
Gott selbst band diese ew'ge Kette; nur
Mit Schmerzen wurden in das Leben wir
Geboren, und der segensvolle Tod,
Gefürchtet von den Schwachen, ist ja blos
Eine Geburt für die Unsterblichkeit!

„Doch wer ergründet wohl des Todes Abgrund?
Die Götter haben auf die hehren Lippen
Gelegt den Finger: wer kann sagen, ob
Die Seele, so voll Schwanken, in die Hand
Des Todes, stets bereit, sie zu ergreifen,
Sich ungern oder freudig übergibt?
Ich, der ich lebe noch, ich weiß es nicht,
Doch denk' ich, irgend ein Geheimniß muß
Im tiefsten Grunde dieses Schweigens ruhen;
Die strenge Güte gnäd'ger Götter habe
Die höchste Lust verborgen uns im Tod,
Gleichwie die Liebe, mit den Götterwaffen
Verwundend unsre Herzen, unter Thränen
Uns oftmals ein Vergnügen noch verbirgt!"
Ungläubig lächelt Cebes bei der Rede;
— Bald weiß ich's, sagte Sokrates, fuhr fort:

*

Der erste Gruß des Menschen an das Licht,
Wenn ihm der goldne Strahl die Augen küßt,
Die Stimme des Geliebten, wenn er singt,
Der flücht'ge Duft, der aus dem Kelche strömt,
Des Kusses Glut, wenn der Geliebte Nachts
Mit schmachtender Lippe der Geliebten Lippen
Aufsucht, sind unsren Sinnen weniger
Süß, als das erste mächtige Entzücken
Des Tugendhaften, den der Tod befreit!
Und während man hier seine Asche sammelt,
Vergißt, hinaufgetragen, er sogar,

Der Welt zu sagen ewig Lebewohl!
Vor Gott verschwindet diese eitle Welt!

*

„— Doch wie? reicht Sterben denn allein schon hin,
Um wiederaufzuleben? — Nein, es muß
Die Seele von den Sinnen sich befreien
Und siegen über jede Erdenlust;
Ein langer Tod sei unser Leben nur!
Das Leben ist der Kampf, der Tod der Sieg,
Die Erde für uns der Versöhnungsaltar,
Auf dem der Mensch, nachdem er an der Schwelle
Die Hülle seiner Sinne abgelegt,
Ins Feuer werfen muß sein unrein Kleid,
Eh' er auf dem Altar dem reinen Gott
Das reine Opfer seines Lebens bringt!“

*

„Mit einem Male werden aus dem Grab
Zum Himmel auf sich schwingen, da der Tod
Nicht mehr ist, um sich dort mit den Heroen
Und mit den Göttern zu vereinigen,
Die während ihres kurzen Lebenslaufs
Der Sinne Lust bezähmt und unterworfen
Dem Geist die dienstbare Materie,
Die dem bestehenden Gesetz gehorcht,
Des innern Richters Stimme stets befragt,
Und fern der Menge auf geradem Pfad

Gewandelt und gebetet und den Göttern,
Von denen jede Tugend kommt, gedient,
Die für das Recht gelitten und geliebt
Die Wahrheit und errungen jene Freiheit,
Der sich des Himmels Kinder nur erfreuen!

Doch die das Fleisch der Seele gleich geliebt,
Die Geist und Sinne nie geschieden haben,
Des Körpers schnöden Küssen ihre Seele,
Schmachvoller Wollust sie, wie Leda, Preis
Gegeben, hören, wenn ein Gott sie nicht
Befreit, selbst nach dem Tod nicht auf zu leben;
Mit denen sie sich selbst gefesselt haben,
Sie werden nicht befreiet von den Banden
Der Schuld mehr, diese unvollkommnen Schatten!
So müht Arachne sich vergebens auch
Ab, aus der schändlichen Umarmung ihrer
Unreinen Söhne, die mit ihr gebuhlt,
Sich loszumachen, denn noch immer lebt
In ihren Sinnen jene Liebe, die
Sie einst für sie gehegt, noch immer schlingen
Sie die entfleischten Arme um sie her
Und rufen hundertmal das Schreckensband,
Vor dem sie sich entsetzt, ihr ins Gedächtniß;
Wie Pestluft, qualmend aus Morästen, hält sie
Des Körpers Schwere ewig fern den Göttern.
Es stoßen diese unglücksel'gen Schatten,
In Finsterniß umirrend, mit dem Vogel
Der Nächte lange Trauertöne aus,
Umschweben in entsetzlichen Gebilden

Grabmäler, Gräber, Urnen ohne Zahl,
Sie schämen sich zu leben, fliehn das Licht,
Und wenn die Unschuld ihre Augen schloß,
So schlüpfen still sie aus den finstern Höhlen,
Wie das Verbrechen lieben sie die Nacht,
Im Wasser lassen sie das Morgenroth,
Auf dem Gebirg des Mondes Strahlen spielen;
Sie ängst'gen unsren Geist mit Schreckensträumen,
Und lassen fürchterliche Töne hören
Im Dunkel heil'ger Haine, oder setzen
Nachdenklich sich auf eines Grabes Hügel,
Bedecken mit den blut'gen Händen ihr
Gebeugtes Haupt; beneidend ihre Opfer,
Beweinen ihre Frevelthaten sie:
Der Guten Seelen kehren nie zurück!"

*

Er schwieg, und Cebes brach allein das Schweigen:
„Ich möchte nimmermehr die Hoffnung schmähen!
Die hohe Gottheit, die, der Liebe gleich,
Auch eine Binde um die Augen, uns
Zum wahren Lichte führt. Doch weil du dich
Wie sie nun auf aus diesem Lande schwingst,
Und ach! mich deine letzten Worte, Herr,
Belehren und nicht niederschlagen sollen,
Erlaub' mir eine und die andre Frage!"
Willfährig neigte sich ihm Sokrates
Und Cebes fing den Weisen an zu fragen:

*

„Die Seele, sagst du, soll jenseits des Grabs
Noch leben; aber wenn die Seele ist
Für uns der Schein von einer Flamme nur,
Was, wenn die Flamme hat den Sinnenstoff
Verzehrt, wenn sie erlischt, wird aus dem Licht?
Die Helle und die Flamme, Alles wird
Zugleich zerstört und Alles kehrt zurück
Mit einem Male in dieselbe Nacht!
Oder wenn für die Sinne unsre Seele,
Was für die Leier der harmon'sche Ton,
Den unsre Hand draus lockt — wenn Zeit und Spiel
Das Holz derselben haben abgenützt,
Wenn unterm Finger die zerrissne Saite
Schwirrt, unterm Fuß der rasenden Bacchantin
Der Leier schwach Gehäuse ward zerstört,
Wohin kam dann der himmlisch-schöne Klang?
Stirbt mit der Leier er? und mit dem Körper
Die Seele?...“ Dies Geheimniß zu ergründen
Schlugen bei diesen Worten an die Stirne
Die Weisen sich und senkten ihren Blick;
Sie suchten Antwort, ohne sie zu finden!
Ganz leise sprach der Eine zu dem Andern:
„Wenn nicht vorhanden mehr die Leier ist,
Wohin ist dann die Harmonie gekommen?....“
Auf seinen Geist schien Sokrates zu harren!

*

Gestützt das Kinn auf eine seiner Hände,
Fuhr mit der andern über Phädon's Stirn

Er, über seinen elfenbeinern Hals
Und streichelte ihm dann sein blond Gelock;
Nahm mit dem Finger eine seiner Flechten,
Die bis zur Erd' in losen Ringen hingen,
Ließ auf dem Knie die weichen Haare spielen,
Wühlt' mit den Fingern in den blonden Locken,
Und sprach dann spielend wie ein greiser Gott,
Der würzt mit Weisheit des Gelages Kelche:

*

„Die Seele ist kein schwaches Dämmerlicht,
Deß Sinnenflamme uns hienieden leuchtet;
Sie ist das Auge voll Unsterblichkeit,
Das diesen Erdentag sieht wachsen, steigen,
Sich neigen, wiederkehren stets aufs Neue,
Das ungeschwächet außer sich kann fühlen,
Wie diese Lebensflamme ihm erlischt,
Des Menschen Auge gleich, das selbst im Dunkeln
Den Blick bewahrt, verliert's die Helle auch!

„Die Seele ist nicht für die Sinne, was
Für diese Leier der harmon'sche Ton,
Den unsre Hand draus locket; nein, sie ist
Der Gottesfinger, der allein sie rühret!
Das Ohr, das sie hört singen oder klagen,
Der unsichtbare Geist, der mißt und ordnet
Den Wohlklang nach den ewigen Gesetzen,
Der aus Mißtönen, die die Sinne sind,
Für Götterlust schafft Himmelsharmonien!

Die Leier stirbt und es verweht der Ton,
Das Ohr hört noch die stummen Trümmer klingen!
Ist's nicht so, Cebes? — Ja, ich glaube an
Dein Wort: Es ist unsterblich, Sokrates! —
Doch jetzo laßt uns von den Göttern sprechen!"

*

Und auf den Bergen war bereits die Sonne,
Warf ihren letzten Strahl auf See und Fluren,
Mit allem Glanze Abschied von der Welt
Noch nehmend, schien in Gottes Schoose sie,
Dem leuchtenden, verjüngen sich zu wollen!
Die Heerden stiegen vom Taygetus;
Der Schatten schlief an des Hymettus Seiten;
In einem Ocean von Gold schwamm der
Kythäron, und der Fischer, schwebend noch
Auf flüß'gem Element, hielt an den Lauf
Des leichten Nachens an des Ufers Strand
Und legt zusammen singend seine Netze;
Im Hain die Flöte, auf dem Meer die Lieder,
Sie drangen, luftgetragen, bis zu uns
Und mischten sich in unsre Trauertöne,
Wie sich ein Abendstrahl ins Dunkel stiehlt!

*

„Jetzt, Freunde, denk' ich, ist es Zeit zum Baden;
Auf, Sklaven, gießet nun das Wasser in
Das eherne Gefäß; ich möcht' den Göttern

So gerne nur ein reines Opfer bringen.“
Er sprach's, taucht' in die Urne seine Hand,
Dem Opferpriester am Altare gleich,
Und schöpfte draus die reinigende Fluth,
Begoß damit sich dreimal seine Stirne,
Ließ dreimal über seine Brust es träufeln,
Und trocknet' sich mit einem Purpurtuch,
Drauf salbte seine Haare er und sprach:
„Wie wir, um seine Spuren anzubeten,
Gott selbst vergessen! Es bewahre mich
Apollo, daß ich je die Grazien
Sollt' schmähen, oder Hebe, die das Leben
Aus in des Himmels hohen Sälen gießt,
Den Köcher Amor's oder Iris Schärpe,
Oder gar Venus reizevollen Gürtel,
Der ein geheimes Band flicht um Natur,
Den ewigen Saturn, den großen Zeus,
Den kleinsten Gott des Himmels und der Erde!
All diese Wesen, die Elysium
Und den Olymp bewohnen, sind das Bild
Von Gott, dem göttliche Verehrung wir
Erweisen, seines Namens Siegel, das
Er aufgedrücket der Natur, ein Schatten,
Den dieser Gott auf unsre Seele wirft!
Es preiset die Vernunft als Götter sie,
Wie wir im Morgenroth die Sonne grüßen;
Vielleicht daß alle die erfundnen Götter,
Des Dichters Hölle und des Dichters Himmel,
Mehr sind als bloße Träume des Genies,
Die leuchtenden Sprossen der endlosen Leiter,

Die alle die verschiedenen Gestirne
Der Wesen, die das ungeheure All
Bewohnen, trennet und vereiniget.
Vielleicht, daß wirklich in dem weiten Raum,
In Allem, was sich regt, wohnt eine Seele;
Daß diese glänzenden Gestirne, die
Sind ausgesäet über unsern Häuptern,
Lebend'ge Sonnen sind, belebte Feuer?
Und daß der Ocean, wenn ans erschrockne
Gestade seine Fluthen brausend schlagen,
Zeigt seine wilde, zornentbrannte Seele?
Daß die balsam'sche Luft in unserm reinen
Und fleckenlosen Himmel ist ein Geist,
Der segelt auf den Flügeln des Azurs?
Daß ist der Tag ein Auge, das das Licht
Verbreitet rings, daß eine Schönheit ist
Die Nacht, die stille senkt ihr Augenlied?
Kurz, daß im Himmel oben, wie auf Erden,
Allüberall vernünftig Alles ist,
Und Alles lebt und Alles ist ein Gott?

*

„Doch glaubet, Freunde, einem Sterbenden:
Es gibt noch außer allen jenen Göttern,
Die unser menschlich Auge vor sich stellt,
In der Natur und in der Himmel Höhe
Etwas Geheimnißvolles, Dunkeles,
Das die Nothwendigkeit wie die Vernunft
Muß anerkennen, und das einzig nur

Der Glaube siehet, dieses Aug' der Seele!
Das mit dem Tag lebt und der Ewigkeit!
Groß ist wie die Unendlichkeit und einzig,
Der Einheit gleich! unmöglich zu benennen!
Unfühlbar unsern Sinnen! Und sein Wesen
Besteht darin, zu sein uns unbegreiflich!
Dort, hier, heut', gestern, morgen, immer steigen
Von ihm wir nieder, auf zu ihm und kehren
Zu ihm zurück stets. Alles was ihr seht,
Ist seine Allmacht! Alles was wir denken,
Sein höchstes Wesen! Liebe, Wahrheit, Macht,
Der Schöpfer alles Guten ist der Gott
Von euren Göttern! Er der Einzige! Mein Gott!

*

„— Cebes entgegnete: Jedoch die Sünde,
Wer schuf sie? — Das Verbrechen: als gerechte
Bestrafung schuldbefleckter Sterblichen
Ward Tod und Sünde auf die Welt geboren
Am selben Tag: Gott aber kennt sie nicht!
Sei es, daß eine unglücksel'ge Neigung,
Sei es, daß frevle Lüste haben einst
Gezogen die Materie an die Seele;
Sei's, daß das Leben, mit zu mächt'gen Banden
Den Geist hienieden an die Sinne fesselnd,
Mit ehebrecherischer Liebe beide
Umfängt, es bleibt ein groß Geheimniß stets,
Wie sie vereinigt wurden! Diese Ein'gung,
So graun-, so schreckensvoll, das ist die Sünde:

Der Tod als Strafe bricht gewaltsam sie!
Im letzten Augenblick, da dieses Band
Sich lös't, gewinnet auch die Seele wieder
Die Obmacht über's niedre Element,
Und fliegt, erstrahlend von Unsterblichkeit,
Zur Welt des Glückes und der Wahrheit auf!"

*

„ — Und kennest du vielleicht den Weg dahin,
Nach jener unsichtbaren Welt? sprach Cebes:
Ist deinem Auge sie erreichbar wohl?
— Ich nah' ihr, Freunde, und sie aufzufinden ....
— Muß man, sprach Phädon — Leben rein und sterben!

„In einem Punkt des Raumes, unzugänglich
Den Sterblichen, vielleicht im Himmel oben,
Vielleicht am Ort hier, da wir eben sind,
Gibt's eine andre Welt, gibt's einen Himmel,
Gibt's ein Elysium, das nicht von großen
Und reichen Honigbächen wird durchströmt,
Allwo der Guten Seelen, gottesdurstig,
In einem ew'gen Nektar sich berauschten,
Nein eine Welt, in der die heil'gen Manen,
Die Geister, die unsterblich sind, den Lohn
Empfahen für das Opfer ihres Leibs!
Das düstre Tempe nicht, nicht Mänalus,
Mit süßem Duft die Morgenluft berauschend,
Nicht Hämus' Thäler, nicht die reichen Ufer,
An die die Wellen des Eurotas schlagen,
Und auch nicht das gepriesne Dichterland,

Um dessentwillen man vergißt die Heimath, —
Sie alle lassen sich vergleichen nicht
Mit jenem sel'gen Aufenthalt, allwo
Bescheeret Gottes Blick den Seelen Licht:
Wo nie in Nacht versinkt der Himmelstag,
Wo Leben nur und Liebe ein man athmet;
Wo die unsterblichen oder doch stets
Neu auferstehnden Körper stets empfangen
Für neue Seligkeiten neue Sinne!

„ — Wie? Körper in dem Himmel? Tod bei Leben?
— Ja, Körper, aber umgewandelt, die
Verherrlichet durch ihre Seele werden!
Um dieses himmlische Gewand zu weben,
Pflückt unsre Seele in dem ganzen All
Das Leichteste von allen Elementen;
Das Reinste der Materie und des Lebens,
Des holden Lichtes helldurchsicht'ge Strahlen,
Den zarten Widerschein der feinsten Farben,
Den Duft, der Abends aus der Blumen Schoose
Emporströmt, das harmonische Geflüster,
Das aus der Wellen Schoos in tiefer Nacht
Der schmeichelnde Zephyr zu locken weiß,
Die Flamme, die in blauem goldnem Licht
Brennt und sich aufzehrt, den Krystall der Bäche,
Der aus dem reinsten Aether widerglänzt,
Den Purpur, mit dem ihren Schleier säumt
Die Morgenröthe, und die Dämmerstrahlen
Zitternder Sterne, die sich einigen
Zu stillen, tief geheimen Melodien —

Aus allem diesem webt sie ihren Körper!
Die Seele, die einst Sklave auf der Erde,
Umsonst mit den empörten Sinnen kriegte,
Steht hoch nun über ihrer schwachen Lust,
Herrscht majestätisch ob der Welt der Sinnen,
Vervielfacht sie, um endlos zu genießen,
Endlos, und spielt mit Raum und Zeit und Leben!

*

„Bald, auf zum Ziele ihrer Sehnsucht sich
Zu schwingen, lässet sie des Zephyrs Flügel
Von Balsam duften und darüber gleiten,
Sanft färbend, einen Regenbogenstrahl,
Und schweifet, wie die Biene, übrall hin,
Vom Himmel in die Hölle und vom Abend
Zum Morgen, um die Werke Gottes zu
Entdecken und im Fluge sie zu küssen!
Bald spannet vor das leuchtende Gespann,
Das von dem Morgenroth ihr wird geliehen,
Sie einen Renner, den der Sturm beseelt,
Und suchet in dem hohen Sternenreiche
Die großen Geister auf, die sie geliebt,
Fliegt mit der Seele, die sie liebt, von Sonn
Zu Sonne, und von Sphäre auf zu Sphäre,
Durchdringt des ganzen Raums Unendlichkeit
Und findet stets in Gottes Schoos sich wieder!

*

Die Seele, ihre himmlische Natur
Zu unterhalten, darf sich nicht bereiten
Aus Körperlichem ihre reine Nahrung;
Der Nektar nicht, aus Hebe's Becher strömend,
Der Blumenduft nicht, den der Wind entführt,
Nicht das Trankopfer, das ihr wird vergossen,
Kann für die Seele eine Nahrung geben:
Sie lebet vom Gedanken, von erfüllter
Sehnsucht, von Liebe nur und von Gefühl,
Der ew'gen Nahrung ihres ewgen Wesens!
Mit diesen Himmelsfrüchten nur erhält,
Verlängert und verewigt sie ihr Leben,
Und kann, durch ew'ger Liebe Kraft, ihr Wesen
Verdoppeln und auch schaffen ihrerseits!

*

„Denn der Gedanke ist so fruchtbar, wie
Die Körper. Zu bevölkern eine Welt,
Reicht schon ein einziges Verlangen hin;
Ja wie der Ton, vom Echo wiederholt,
Endlos vervielfacht, ins Unendliche hallt,
Und wie der flücht'ge Funke aus sich dehnt,
Auf dem Altar entzündet ew'ges Feuer;
So ziehn sich diese reinen Wesen an,
Von Schöpferliebe immerdar durchdrungen,
Und suchen im Unendlichen sich auf,
Umschlingen sich in ewiger Umarmung,
In inn'ger Liebe und befruchten sich,
Bevölkern jene Sternenregionen

Und pflanzen ihren Stamm im Himmel fort!
O Himmelsliebe! Heiliges Entzücken!
O reine Flammen! heiße Liebe, wo
Auf ewig Seele sich der Seele eint,
Die ew'ge Sehnsucht und die reine Schönheit
Ausstoßen Einen hellen Freudenton!
Ja wagt' ich's! ..... Da vernahm man ein Geräusch!
Der Weise hörte ruhig zu, wir wandten
Die Blicke alle gegen Abend hin:
Es war der Tag ach! der vom Himmel floh!

*

. . . .

. . . .

Mit abgewandtem Blick reicht ihm der Diener
Der Eilf den Gifttrank im metallnen Becher;
Mit heitrer Miene nimmt ihn Sokrates,
Hält in die Höh' ihn, wie ein heiliges
Geschenk und läßt sich keinen Augenblick
In seiner Rede unterbrechen, sondern
Vollendet, eh' er trinket, den Gedanken!

*

Rings um das breitgeränderte Gefäß,
Aus dessen Schooße stets der Tod nur quoll,
War in erhabner Arbeit zu erblicken,
Psyche's Geschichte, des Symbols der Seele;
Ein schönres Bild noch der Unsterblichkeit,

War, bildend des Gefässes Griff, zu schauen
Ein kleiner Schmetterling von Elfenbein,
Der gierig schien die Todesflut zu schlürfen
Mit seinem Rüssel, aus die Flügel breitend:
Psyche, verlobt dem Amor durch die Eltern,
Verläßt die Himmelswohnung noch vor Tag,
Und geht, von einem Trauerzug umgeben,
Gleich als dem Tod, dem Bräutigam entgegen;
Allein dann, weinend, auf den Knien das Haupt,
Harrt sie in einer Wüste des Gemahls.
Von ihrem Leiden wird Zephyr gerührt,
Er trocknet ihr, gleich einem Strahl des Himmels,
Mit einem Hauch die Thränen von den Augen,
Sie schläft hierauf an seinem Busen ein,
Und so entführet er sie in den Himmel!
Man siehet, wie ihr schönes Haupt, das sich
Auf seine Schultern senkt, die langen Haare
Preisgibt dem holden Kuß des Aeolus;
Erliegend unter seiner süßen Last,
Macht ihr aus seinen Armen eine Wiege
Zephyr, und ihre langen Augenwimpern
Versengt er schier mit seinem glühnden Odem;
Mit Widerstreben und voll Eifersucht
Gibt Amor die Geliebte er zurück!

Dort drückt der zarte Amor, hingebettet
Auf Rosen, an die Brust die bange Psyche,
Die sich geheimen Schauders nicht erwehrt,
Sie läßt sich seine Küsse wohl gefallen,
Doch wagt sie zu erwiedern nimmermehr;

Denn stets verläßt der himmlische Gemahl,
Verrätherisch an ihrer Liebe handelnd,
Das heil'ge Ehebette mit dem Tag.

Ein wenig ferner, aufgewecket durch
Geheime Sehnsucht, halb vom dunklen Schleier
Der Nacht verhüllt, in einer Hand die Lampe
Und in der andern einen Dolch neigt Psyche,
Um einen Blick die ganze Liebe wagend,
Ganz leise und voll Angst, gehört zu werden,
Sich übers Bett des schlafenden Gemahls,
Erkennet Amor, schreit urplötzlich auf,
In ihrer Hand sieht man die Lampe zittern!

*

Doch von dem heißen Oele fiel zum Unglück
Ein Tropfen aus gesenkter Lampe auf
Des schlafenden Geliebten nackten Busen;
Der fährt unwillig aus dem Schlaf empor,
Betrachtet bald den Dolch und bald den Tropfen —
Und flieht erzürnet nach der Himmelswohnung!
Ein Schreckbild für die ungestüme Gier,
Die Gott entweiht, um ihn recht nah' zu sehn!

Nun irrt die Jungfrau auf der Erd' herum,
Beweinet ihren zärtlichen Geliebten,
Nicht mehr ihr eignes Elend; endlich läßt
Von ihren Thränen Amor doch sich rühren,
Verzeihet ihr Vergehen; es entführt

Der himmlische Gemahl die sel'ge Psyche
Nach dem Olymp. Nur zögernd schreitet sie
Dem Himmel zu, und von den Lippen trinkt
Des Gottes Ströme sie des ew'gen Lebens;
Ob ihrer Schönheit sieht man Venus lächeln!
So wird durch Tugend Göttern gleich gemacht
Die Seele und darf wie die Götter auch
In des Elysiums Gefilden herrschen!

*

Den Becher hielt nun Sokrates empor:
„Vor Allem sei den Herrn der Sterblichen
Der Anfang der Unsterblichkeit gespendet!"
Er sprach's und neigte drauf den Kelch zur Erde;
Als hätt' kostbaren Nektar er zu sparen,
Goß er den Göttern nur zwei Tropfen aus
Und bracht' das Gift dann an die durst'gen Lippen,
Trank langsam, ohne das Gesicht zu wechseln,
Gleich einem Gast, der, ehe er das Mahl
Verläßt, in seinen goldnen Becher noch
Den letzten Wein einschenkt, und um denselben
Noch besser zu genießen, langsam ihn
Ausleeret und nur tropfenweise trinkt!
Drauf legt' er ruhig sich aufs Todtenbett,
Und nahm der Rede Faden wieder auf:

*

„Laßt, Freunde, auf die Götter uns vertrauen,
An unsre Seele glauben und die Flamme
Der Liebe stets in unsren Herzen nähren!
Denn zwischen Sterblichen und Göttern ist
Die Liebe nur das Band; Furcht oder Schmerz
Entweihen ihre heiligen Altäre!
Und wenn die Stunde der Befreiung schlägt,
So laßt uns hoffnungsvoll zu ihnen ziehn!
Kein traurig Lebewohl und keine Thränen!
Man krönt die Opfer ja mit Blumen hier!
So sei mit Freude und mit Liebe auch
Gekrönet unsre Seele, schwinge sich,
Als ging's zur Brautnacht, zu den Göttern auf!
Dort gibt es Blumen, gibt es Wohlgerüche
Und himmlisch hehre, süße Melodien,
In denen sich die Seele, die geladen
Zum letzten Gastmahl wird, eh' zu den Göttern
Sie eilet, voll Entzücken noch berauscht!

*

„Erhebt doch euer schreckenblasses Haupt!
Fragt nicht mehr, wie ihr ein mich hüllen sollt,
Mit welchem Oele meinen Körper salben,
Der mir gehörte einst, an welchem Orte,
In welcher Urne meine Asche bergen,
Was kümmert's, Freunde, euch, was kümmert's mich,
Ob diese schnöde Hülle von den Flammen
Verzehret, ob der Würmer Speise wird?
Ob dieser kalte Staub, der einst mit mir

Vereinigt war, von Fluten weggeschwemmt
Wird oder auf dem Richtplatz liegen bleibt!
Der Körper da, ein los Gewebe nur
Verschiedner Elemente, wird nicht länger
Gehören mir, als eine Meereswelle,
Ein herbstlich Blatt, vom Sturmwind weggeführt,
Ein Menschenbild, aus Töpferthon gemacht,
Ein Feuer, das verwehet in der Luft,
Ein leichtes Sandkorn, das am Wege liegt!

*

„Doch scheide ich von dieser schnöden Erde,
Lass' ich ein würdigeres Denkmal noch
Zurück von dem, was Sokrates gewesen.
Dir, Plato, meinen Geist! und meine Tugenden
Euch Allen! Meine Seel' gerechten Göttern!
Mein Leben Melitus, wie man dem Hunde,
Der auf der Schwelle bellt, wenn man vom Gastmahl
Aufsteht, wohl hin auch seinen Brocken wirft! ...."

*

Wie klagend sich in den Gesang der Schiffer
Der Wellen und der Ruder Schläge mischen,
So hörte während dieser Unterredung
Man draußen auf der Schwelle Trauertöne;
Ach! Myrto war es, die nach dem Gemahl
Verlangete und die der Abschied her
Zu uns geführet! Die Bestürzung machte

Unsicher ihren Gang, und an den Falten
Des schleppenden Gewandes hielten sich
Zwei kleine Kinder, ihr zur Seite gehend,
Mit nackten Füßchen, die dem eil'gen Schritt
Mit Mühe nur und schwankend folgen konnten!
Sie trocknete mit ihren langen Haaren
Die Thränen, doch es hatte ihren Reiz
Vernichtet ihre tiefgezogne Spur;
Und Todesblässe zeigte ihr Gesicht;
Man hätte glauben können, daß der Schmerz,
Ohnmächtig, da er nicht erfassen konnte
Die hohe Seele Sokrates', den Mann
Verschonet habe und das Weib entweiht!
Von Lieb' und Schrecken überwältiget,
Weint sie an seinem Hals voll zarter Rührung.
So auch erwärmet an des Gottes Fest,
Um den Cythere weinet, die Bacchantin,
In Thränen über des Adonis Körper
Zerflossen, theilend Venus Götterschmerz,
Das Marmorbild mit ihren heißen Thränen,
Und leicht berühret ihn ihr stummer Mund,
Sie scheint zum schönen Gott, den sie beweint, zu beten!
Es schloß in seine Arme Sokrates
Die Kinder nun und küßte seiner Gattin
Die feuchte Wange und sprach leis mit ihr:
Wir sahen eine Thräne, ach! die letzte,
In dem gesenkten Auge ihm erglänzen.
Drauf hob mit schwachem Arme er die Kinder
Empor, den hohen Göttern sie empfehlend:
„Ich war ihr Vater hier, ihr seid's im Himmel!

Ich sterbe, doch ihr lebt! wacht über sie!
Ich lass' sie eurer Vorsicht, gute Götter!"

*

Schon hielt das Gift, das durch die Adern drang,
In seinem Laufe auf das eis'ge Blut:
Allmählig sah man in das Herz zurück
Wie trockne Flut die Lebenswärme fliehn,
Die steifen Glieder, farblos, ohne Kraft,
Sie waren blaß, dem parischen Marmor gleich;
Umsonst umschlang ihm Phädon seine Füße,
Wärmt sie umsonst mit seinem glühnden Odem,
Stirn, Hände, Füße wurden all' zu Eis!
Nur seine Seele, seine Stimme blieb uns!
Nicht ungleich seinem Götterblock, aus dem
Einst Galathee entsprang, als vom Olymp
Auf eines Liebenden Gebet stieg nieder
Die Seele eines Gottes in den Marmor
Und drin ein warmes Herz sich regen ließ;
Als sie dem Licht ihr Auge öffnete,
War sie nicht Marmor mehr und noch kein Weib!

*

War das des Todes blasse Majestät?
Der erste Strahl von der Unsterblichkeit?
Es glänzte seine Stirn von einer Schönheit,
Wie nur das Morgenroth auf Bergesgipfeln,
Und unsre Augen, die erhaschen wollten

Von ihm ein letztes Lebewohl, sie wandten
Vor Furcht sich ab und glaubten einen Gott
Zu sehen! Bald sah stille träumend auf
Sein Aug' zum Himmel, bald erstrahlte es
In seiner heiligen Beredtsamkeit;
Gleich wie ein Mensch, der sich im süßen Saft
Der Trauben hat berauschet, hundertmal
Den Faden der endlosen Rede bricht,
Oder wie Orpheus, der im dunklen Wald
Herumirrt, unterhielt sich Sokrates
In abgebrochnen Lauten nun mit Geistern!

*

„Cypressen, sprach er, senket euer Haupt,
Senkt es und weint; ihr seht ihn nimmermehr!
Und schlägt das Meer an des Pyräos Marmor,
So lass' es seine Trauerstimme hören!
Die Götter haben ihn zurückgerufen!
Ihr wißt es nicht? .... Doch die betrübten Freunde,
Wohin nun wollen die die Schritte lenken?
Ha! da ist Platon! Cebes, seine Kinder
Und seine Frau! Da ist sein theurer Phädon,
Der Liebling seiner Seele! Leise gehen
In frühster Dämmerung sie schon hinaus,
An einem Sarge, sichtbar kaum, zu weinen;
Und über meine Urne hergeneigt —
Ich glaube gar, sie harren, ob die Stimme,
Die sie geliebt, aus meiner Asche töne!
Ja, ja, ihr Freunde, ich will mit euch sprechen,

Wie sonst, wenn hergeneigt ihr übers Bett
Ein meinen Athem soget! .... Doch wie fern
Ist diese Zeit! und ach! wie sehr hat sie
Von ihnen, große Götter, mich getrennt!
Die ihr so ferne meine Spuren sucht,
Blickt auf und sehet! .... Hören sie mich nicht?
Wozu die Trauer? wozu diese Thränen?
O Myrto, schone deine blonden Locken!*
Laß mich die Augen wieder trocken sehen!
Myrto, Platon, ihr Freunde ... wenn ihr wüßtet! ....

*

Schweigt, ihr Orakel! schweigt, der Hölle Stimmen!
Flieh, leerer Schimmer alter Weisheit hin!
Du bunter Abglanz eines falschen Lichts,
Erlöschet alle, alle vor der Wahrheit!
Harrt noch ein, zwei, drei — — — vier Jahrhunderte,
Und aus der Wüste wird ihr Götterstrahl
Mit einem unsterblichen Glanze brechen
Und über's ganze Weltall aus sich breiten!
Ihr, Schatten Gottes, die sein Antlitz ihr
Verhüllet uns, ihr trügrischen Fantome,
Die man an seiner Stelle noch verehrt!
Ihr Götter, ihr, von Fleisch und Blut! ihr Götter,
Lebendig, sterblich! Laster, die man göttlich
Verehret auf besudelten Altären,
Merkur mit deinen goldnen Flügeln, Göttin
Cythere, ihr, zu denen ungestraft

* Sokrates hatte zwei Frauen, Xanthippe und Myrto.

Der Dieb und Ehebrecher beten, alle,
Ihr großen und ihr kleinen, Zeus' Geschlecht,
Die ihr bevölkert und die ihr besudelt
Das Wasser und die Erde und die Luft!
Noch kurze Zeit und eure hohe Schaar
Wird mit der Lüge von dem bebenden
Olympe stürzen und dem heil'gen Gott,
Dem einzigen, dem allumfassenden,
Platz machen, jenem einz'gen Gott, zu dem
Ich bete und der keinen Altar hat....

*

. . . .

. . . .

„O welch Geheimniß wird mir offenbar,
O welche Harmonieen hör' ich klingen!

. . . .

. . . .

„Doch wer warst du, geheimnißvoller Geist?
Der mir sein Angesicht verhüllet stets
Und mich bis zu des Himmels Pforten hin
Durch seiner Stimme Ton geleitet hat?
Der du mir wie ein treuer Vogel folgtest,
Der heißen Stirne Kühlung zugefächelt?
Bist du vielleicht so ein Apollo dort
In jener Himmelswohnung, ein Merkur,
Den mir als Bote Amor zugesandt?
Hältst Leier, Bogen oder Heroldsstab
Du? Bist vielleicht du nichts als ein Gedanke!

Komm! wer du seiest, Geist, Mensch oder Gott;
Eh' ich ein ewig Lebewohl dir sage,
Laß mich entdecken, lasse mich erkennen
Den Freund, der mich vor meinem Sein schon liebte!
O könnte ich, am Ziele meines Lebens,
Doch meinem Führer danken, aus mich weinen
Auf seine Hand! Steig' aus dem Nebelglanz,
Der dich dem Auge noch entzieht, hervor!
Komm! .... Doch was seh' ich? Wort, zu dem ich bete,
O ew'ger Strahl, bist du es, was ich sehe?
Verhülle dich, sonst sterbe doppelt ich!

*

. . . .

. . . .

O selig, die im heil'gen Land geboren,
Dran leis die Erythreischen Wogen schlagen!
Sie sehn zuerst am reinen Horizont
Aufsteigen frühe der Vernunft Gestirn.
Nach Morgen, Freunde, wendet euren Blick!
Die Wahrheit kommt, woher das Licht uns kommt!
Wer wird sie bringen? ... Du, empfangen Wort!
Du, das so lange ich voraus geschaut;
Das mit dem Widerschein des künft'gen Glanzes
Auf meines Lebens Höhe mich erleuchtet,
Du kommst! du lebst! und du wirst sterben eines
Verdienten Todes! Denn es ist der Tod
Für jede Wahrheit stets der Preis gewesen!
Doch wird dein letzter Laut in dieser Welt

So wenig wie der meinige verhallen.
Die Stimme, die vom Himmel kam herab,
Kehrt in denselben nimmermehr zurück;
Es hört die Welt dich, die im Schlafe liegt,
Und machet einen Schritt; und es enthüllet
Der Erde sich des Schicksals Räthsel nun!

. . . .

Wie! hätte wirklich ich geehrt dieß hohe
Geheimniß! O geheimnißvolle Zahl!
O unergründliche Dreieinigkeit!
Dreifach und dennoch stets die eine nur!
In Formen, Farben, Tönen, ja in Zahlen,
In Allem sah ich Gott! es war mir Alles
Sein Bild! Doch endlich sind die Schleier mir
Gefallen von demselben: o so hört!...."
Er sprach; doch wir verstanden ihn nicht mehr!

*

Indessen athmete er immer schwächer
Und der Gedanke fand das Wort nicht mehr;
Es schien der Athem auf halboffner Lippe
Ihm zu ersterben; plötzlich aber kam
Dann bebend aus der Brust ein stärkrer Zug:
So höret man den Schwan die Flügel schlagen,
Wenn er am Heimathufer hin sich legt;
Er schien in eines Traumes Arm entschlummert.
Der unerschrockne Cebes nahte ihm
Und rief die Seele, die entfliehen wollte,
Zurück in seine Augen, ließ nicht ab,

Am Rand des Grabes ihn noch zu befragen:
„Schläfst du? sprach er; der Tod, ist er ein Schlaf?“
Er sammelte sich drauf: „Nein ein Erwachen!“
— Dein Auge — ist's gehüllt in Finsterniß?
— Nein, hellen Tag seh' ich durchs Dunkel schimmern!
— Hörst du nicht Seufzen, Weheklage? — Nein,
Die goldnen Sterne singen einen Namen!
— Was fühlst du? — Was der junge Schmetterling,
Wenn ab er seine dunkle Hülle streift,
Dem Morgenrothe öffnet seine Augen
Und sich vom Morgenwinde tragen läßt!
— Hast du uns nicht getäuscht? Die Seele — war sie?
— Glaubt diesem Lächeln, ja sie war unsterblich! ...
— Was brauchst du, um aus dieser Welt zu gehen?
— Ich harre, wie das Schiff, auf günst'gen Wind!
— Woher kommt er? — Vom Himmel! — Noch ein Wort?
— Nein, laß in Frieden meine Seele scheiden!“

. . . .

Er sprach's und schloß zum letzten Mal die Augen,
Blieb ein'ge Zeit dann still und athemlos.
Ein schwacher Lebensstrahl verklärt' zuweilen
Mit sanftem Rothe seine blasse Stirne.
So bricht an einem schönen Herbstesabend,
Wenn längst ins Meer die Sonne niederstieg,
Hervor aus Schatten ein verspäteter Strahl
Und malet golden einer Wolke Saum. —
Jetzt schien er freier wiederum zu athmen,
Um seine Lippen flog ein holdes Lächeln:
„Man opfre, sprach er, den befrei'nden Göttern!

Sie haben mich geheilt! — Wovon? sprach Cebes. —
Vom Leben! Abermalen lächelt' er,
Süß, wie der Flug ist einer Hybla-Biene."
War das?.... Ich weiß nicht; aber tief ergriffen
Fühlt jeder in sich eine zweite Seele!....

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Wie eine Lilie übers Wasser her,
So senkt sein Haupt sich sanft auf seine Brust;
Die langen Augenlieder, die vom Tod
Zur Hälfte nur geschlossen waren, fielen
Auf sein entschlafen Auge ruhig nieder,
Und unter ihrem Schatten schien wie sonst,
Manch selige Betrachtung sich zu bergen!
Es schwebte in ohnmächtigem Versuch
Das letzte Wort auf den halboffnen Lippen,
Im Antlitz, draus geflohn das Leben war,
Erglänzt' ein ew'ges friedensvolles Lächeln....
Und seine Hand, in ihrer sonst'gen Haltung
Wies mit dem Finger nach dem Himmel noch!
Und als der holde Blick der Morgenröthe,
Die bunten Schatten nach und nach zerstreuend,
Auf dem Gebirg wie ein Leuchtzeichen flammend,
Mit Morgenschatten seine todte Stirn
Vergoldete, da glaubte man, es sei
Venus mit göttlichem Gefolg genaht,
Aufs Neue den Geliebten zu beweinen;

Es buhle nächtlich mit dem blassen Strahl
Die traur'ge Phöbe um Endymion!
Vom Himmel sei des Weisen sel'ge Seele
Gestiegen, um noch einmal zu betrachten
Dieß irdische Gestade und von Ferne
Den Körper schauend, den sie kurz verlassen,
Lass' ihrer Schönheit Glanz sie auf ihn strahlen!
So sieht der Stern an wolkenlosem Himmel
Sein reines Bild gern in den Fluten schimmern!

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Man hörte keine Klagen, keine Seufzer! . . . .
So starb er! Wenn man sterben das kann nennen.

Eilfte Betrachtung.

Bonaparte.

Auf einem Felsen, dran die Wogen klagend schlagen,
Sieht weithin über's Meer der Schiffersmann schon ragen
Nicht ferne von dem flutbespülten Strand ein Grab!
Es hat die Zeit noch nicht den kleinen Stein gebräunet,
Was aus dem dichten Grün des dunklen Epheus scheinet,
Ist — ein zerbrochner Herrscherstab!

Hier ruht ... kein Name! .... fragt die Erde! schweigt
und gehet!
Der Nam'? Geschrieben er in blut'gen Zügen stehet
Vom Gipfel des Kedar zum Strand des Tanais,
In Marmor und in Erz, im Busen seiner Braven,
Geschrieben in das Herz von jenen tausend Sklaven,
Die unter seinen Fuß er stieß.

Seit den zwei Namen, die von Zeit zu Zeit erklungen,
Flog noch kein Name, der kam über Menschenzungen,
Auf Blitzesflügeln je so weit, so weit hinan.
Noch keines Sterblichen Fuß hat man je erblicket,
Der eine tiefre Spur der Erde eingedrücket,
Und dieser Fuß — hier hielt er an!...

Hier ist er! ... ein Kind kann ihn mit drei Schritten messen,
Das schwächste Flüstern hat sein Schatten selbst vergessen;
Es tritt des Feindes Fuß sein Grab ganz ungestört.
Um die olymp'sche Stirn sieht man nun Fliegen schwirren,
Die um des Felsen Fuß eintönig klagend irren,
Die Wellen nur sein Schatten hört.

Du darfst nicht bang mich an, unruh'ger Schatten, sehen!
Die stumme Majestät will ich dir nimmer schmähen.
Nein! Nein! die Leier hat noch nie ein Grab gehöhnt!
Der Tod ist jederzeit des Ruhms Asyl gewesen,
Und so weit durfte Nichts verfolgen je ein Wesen;
Nichts ... nur der Wahrheit war's vergönnt!

In Wolken sind gehüllt dein Grab und deine Wiege,
Doch brichst du blitzesgleich daraus hervor zum Siege;
Die Welt bebt dir, eh' du noch einen Namen hast:
So läßt der Nil, deß Flut man hört um Memphis brausen,
Eh' seinen Namen er erhält, die Wogen sausen
Um Memnons einsamen Palast.

Die Throne waren leer, gestürzet alle Götter,
Da reißet dich der Sieg dahin in Sturm und Wetter,
Und eines Brutus Ruhm macht dich zum König hier!
Und dieß Jahrhundert, das in seinen Strom gerissen
Gott, Kön'ge, Sitten, hat zurück zur Quelle müssen,
Wich einen Schritt zurück vor dir.

Den Trug hast du bekämpft, ohn' nach der Zahl zu fragen,
Mit einem Schatten dich, wie Jakob einst, geschlagen,
Bis daß das Scheingebild in Dunst zerflossen war;
Dem tausendjähr'gen Ruhm hast du gemacht ein Ende,
Du hast mit ihm gespielt, wie des Verbrechers Hände
Mit dem Gefäß auf dem Altar.

Wenn an sich, von der Nacht ohnmächt'gen Wahns umheget,
Die mörderische Hand ein greis Jahrhundert leget,
In Freiheitsjubel aus in seinen Banden bricht,
Dann wird auch sicher stets ein Heros auferstehen,
Der's mit dem Scepter rührt.... Es wacht auf, es vergehen
Die Träume vor der Wahrheit Licht.

Du durftest nur zurück den alten Händen geben
Dieß Scepter, auf den Schild die Königsopfer heben,
Die heil'gen Binden von der tiefen Schmach befrei'n — —
Der Kön'ge Rachegott, erhaben über Kön'gen!
Dir leuchtete ums Haupt ein Diadem, wie Wen'gen,
Um deine Stirn ein Heil'genschein!

Ruhm, Ehre, Freiheit, Glück, von Menschen so gepriesen,
Als eitlen, nicht'gen Klang hast du sie weggewiesen,
Als leeren Dunst, davon der Wind verweht die Spur:
Die Sprache sucht' umsonst dein Ohr dir zu verwirren,
Nichts, Nichts begriffest du hier, als der Säbel Klirren
Und der Trompete Schmettern nur.

Voll Stolz verschmähtest du, was eine Welt verehret,
Nichts als die Herrschaft hast du von der Welt begehret.
Ein jedes Hinderniß war dein geschworner Feind.
Dein Wille flog dahin, wie fliehn mit Sturmeseile,
Wohin das Auge zielt, die windgetragnen Pfeile,
Ging's auch durchs Herz von einem Freund.

O deinem düstren Sinn hat nie die Lust gewunken,
Nie haben dich gemacht des Fests Pokale trunken;
Dein Aug' berauschte sich in andrem Purpur gern,
Gleich wie ein Krieger, der vor'm Feind muß Wache stehen,
Konnt'st du der Schönheit Schmerz, der Schönheit Lächeln sehen,
Und Schmerz und Lächeln blieb dir fern!

Du jauchztest nur, wenn Erz= und Feldgeschrei erschallte,
Und wenn das Morgenroth auf deine Waffen strahlte,
Und deine Hand hat nur geschmeichelt deinem Pferd,
Wenn die aufwallende Flut von seiner blassen Mähne
Den blut'gen Staub auftrieb, wenn es mit mächt'ger Sehne
Zertreten ein geröthet Schwert.

Du stiegest ohne Lust, du fielest ohne Klagen.
Dir hat in ehrner Brust nichts Menschliches geschlagen:
Zu denken lebtest du, für Haß und Liebe nie.
Dem Aar gleich in der Luft ist dir bescheert gewesen
Ein einz'ger Blick, damit die Erde dir zu messen,
Und Klauen, umzupacken sie.

Mit einem einz'gen Schwung im Siegeswagen sitzen,
Erleuchten eine Welt mit seines Ruhmes Blitzen,
Tribune, Könige zermalmen fürchterlich;
Und schmieden dann ein Joch, gestählt in Haß und Liebe,
Und kräftig bändigen des Volkes freche Triebe,
Das von der Bahn des Rechtes wich;

Sein einer ganzen Zeit Gedanke, Leben, Glauben,
Den Neid entwaffnen und dem Dolch die Spitze rauben,
Erschüttern, festigen die Welt mit Einem Blick.
Bei deiner Blitze Schein, bei Donner und in Wettern
Wohl spielen zwanzigmal ums Weltloos mit den Göttern —
O Traum!! und das war dein Geschick!...

Von jener Höhe bist du nun herabgefallen,
Auf diesem öden Fels, um den die Stürme schallen,
Mußt sehn du deinen Feind den Purpur schänden dir;
Der einz'ge Gott, den du, Vermessner, einst verehret,
Schicksal hat zwischen Grab und Thron dir noch gewähret
Als letzte Gunst die Stätte hier.

O hätt' sich mir gezeigt dein Geist in seiner Blöße,
Wenn die Erinnerung an deine einst'ge Größe,
Wie ein Gewissensbiß kam über dich mit Macht,
Und über deine Stirn, verbrannt und kahl vom Denken,
Ließßt du sie müde sich, gekreuzt die Arme, senken,
Der Schrecken glitt gleich wie die Nacht!

Gleich wie der Hirte, der sich lagert an der Quelle,
Sieht seinen Schatten sich verlängern auf der Welle,
Dem reißend schnellen Lauf des Stromes folgen nach,
So riefst du, auf der Höh' der letzten Größe stehend,
In der Vergangenheit um nach dir selber spähend,
Die alten Tage wieder wach.

Sie zeigten sich vor dir, wie jene hohen Wellen,
Die jede Nacht man sieht weithin das Meer erhellen;
Es hörte ihren Klang dein Ohr voll Freudigkeit;
Mit einem Strahl des Ruhms erleuchtend deine Mienen,
Ist dir in jeder Wog' ein glänzend Bild erschienen,
Dem nach du sahest lange Zeit.

Hier hast auf schwanker Brück' mit Blitzen du gespielet,
Der heil'gen Wüste Staub hast du dort aufgewühlet;
Es badete dein Roß in Jordans Fluthen sich.
Hier über Felsen ließst du sich Armeen bewegen,
Dort in ein Scepter sich verwandeln einen Degen,
Da... Welch' Entsetzen fasset dich!

Was wendest du denn ab die Blicke so beklommen?
Wie ist auf deine Stirn die Blässe denn gekommen?
O welch' vergangne That hat plötzlich dich erschreckt?
Sahst steigen du den Rauch noch aus der Städte Trümmern?
Hörtest vergossen Blut du auf zum Himmel wimmern?
Nein — Alles hat der Ruhm bedeckt.

Alles bedeckt der Ruhm... doch das Verbrechen nimmer.
Auf eines Opfers Leib weist mir sein Finger immer,
Ein Held, ein Jüngling taucht aus reinem Blut empor.
Die Welle, die ihn bringt, fließt rastlos auf und nieder,
Und immer, immer hallt die Rachewoge wieder,
Den Namen Condé ihm ins Ohr...

Als wollte tilgen dort er einen blauen Flecken,
Sah oft man seine Hand rasch seine Stirn bedecken;
Doch stets der blut'ge Zug hervor aufs Neue trat:
Gleich einem Siegel, auf von Gottes Hand gedrücket,
Das blut'ge Zeichen ihn wie eine Krone schmücket,
Gewunden aus der Frevelthat.

Und das geschah, Tyrann, daß es die Welt verwirre!
Ob deinem Frevel wird an deinem Geist sie irre,
Und eine blut'ge Spur folgt überall deinem Fuß;
Dein Name, ein Spielzeug des Sturms in alle Zeiten,
Wird schwanken hin und her in alle Ewigkeiten
Zwischen Cäsar und Marius.

Doch wie ein andrer Mann bist du dahingegangen,
Gleichwie ein Schnitter, der will seinen Lohn empfangen,
Und, eh' er noch bezahlt, schläft auf der Sichel ein;
Du gürtetest dein Schwert dir sterbend um die Lenden,
Um von dem Gott, dem es gefiel, dich uns zu senden,
Belohnt oder bestraft zu sein.

Man sagt, als er allein, in seinen letzten Stunden,
Sich vor der Ewigkeit mit seinem Geist befunden,
Hab' manchmal himmelan sein starrer Blick gesehn:
Auf seiner wilden Stirn hab' das Versöhnungszeichen
Geglänzt, gebrochen hab' ein Nam' das tiefe Schweigen,
Den er nicht wagt' zu endigen.

O sprich ihn aus.... Das ist der Gott, der herrscht, der krönet,
Das ist der Gott, der straft; der Gott ist's, der versöhnet;
Für Helden und für uns — verschieden Maaß hat er.
Sprich mit ihm ohne Furcht: nur er kann dich verstehen.
Es müssen ihm Tyrann und Sklave Rechnung stehen,
Für's Scepter der, für Ketten der.

Geschlossen ist sein Grab: Gott hat gerichtet. Stille!
Es lieget in der Wag' so gut wie böser Wille:
Nicht rühre dran die Hand der schwachen Sterblichen!
O, deine Langmuth, Herr, wer sagt uns, wie groß sie ist?
Und, Geißel Gottes, du, wer weiß, ob das Genie ist
Nicht eine deiner Tugenden?

Zwölfte Betrachtung.

Die Vorspiele. (Les Préludes.)

An Victor Hugo.

Um zu erfrischen die vom Tag versengte Au,
Drückt aus dem Rabenhaar die Nacht den Silberthau,
Still über das Gebirg hin ihre Füße schreiten,
Der Schatten und der Schlaf mir auf die Augen gleiten:
Die Stunde war's, wo einst .... Doch heute, heute macht,
Gleichwie ein Feu'r, deß Glut der Wind nicht mehr anfacht,
Das Herz ohnmächtigen Versuch, sich zu beleben,
Kehrt in sich selbst zurück, muß sich dem Schlaf ergeben.
Wie diese Ruh' es drückt! O Leyer! o mein Geist!
O innere Musik, die noch kein Name preist,
O Harfe, die ich in den Lüften höre klingen,
Das Echo eines Lieds, das dort die Engel singen,
So lange es noch Zeit, eh' seine Glut verweht,
Komm, komm und wiege ein dieß Herz, das dich drum fleht,
Und du, von dessen Lob mein Spiel soll wiederhallen,
Komm, wunderbarer Geist, und laß ein Lied erschallen.
Er steigt, er steigt herab! es hat die Harfe schon,
Die er im Flug gestreift, gar rührend angeklungen,
Und der harmonisch süße Ton
Der Saiten ist mir tief ins Herz hineingedrungen.

*

Die Welle, die dieß Ufer küsset,
Was wohl am Strand ihr Klagen soll?
Das Schilf, das hin im Winde fließet,
Der Bach, der sich im Hain ergießet,
Was klagen sie so trauervoll?

Was mag die Turteltaube klagen,
Sieht man, allein, im stillen Wald,
Dem treuen Tauber zugetragen,
Sie liebend ihre Flügel schlagen,
Wenn ihre Stimm' im Kuß verhallt?

Und du, vom Glück mit Gunst bedecket,
Verwundet nie von einem Schmerz,
Die mich mit einem Blicke schrecket,
Mich tödtet und mich auferwecket,
Was klagest du an meinem Herz?

Du, reiner, als die reinste Welle,
Du, jünger, als das Morgenroth,
Glück ist das Erbtheil deiner Seele,
Noch hat kein Schatten ihrer Helle
Und ihrem Himmelblau gedroht.

Doch seufzet auf dein Herz zuweilen,
Drin doch ein stiller Kummer sitzt,
Seh' ich die Freude von dir eilen,
Um deinen Mund ein Lächeln weilen,
Indem im Aug' die Thräne blitzt,

Da beugen ach! voll Schwachheit beide
Wir unter unsrem Glück uns schon,
Dem Halme gleich auf luft'ger Haide,
Und mischen in den Sang der Freude
Der Wehmuth dumpfen Trauerton.

Vielleicht wacht auch, die hingegeben
In trunkne Lust sich, wenn sie sieht,
Wie schnell die Freuden all verschweben,
Die Seele auf, fühlt, daß das Leben
Mit jedem unsrer Seufzer flieht.

Laß den Zephyr an ihre Quelle
Aufküssen deine Thränen dir;
Genießen wir der Stunden Schnelle;
Es flieht die Zeit, doch ihre Welle
Malt nur des Himmels Farben mir.

Wie Alles wächst, muß Alles schwinden,
Folgt unbewußt des Herrn Gebot:
Den Ocean muß die Woge finden,
Das flücht'ge Blatt gehört den Winden,
Tag kommt zur Nacht, der Mensch zum Tod.

Doch wozu, Heißgeliebte, klagen
Ob einem Ziel, das Niemand sieht?
Wenn nur die Wogen ruhig schlagen,
An Paradiesen hin uns tragen,
Und so die Zeit mit uns entflieht;

Wenn nur, von deinem Arm umschlungen,
Ich darf durch dieses Leben gehn
Und, in dein Anschaun ganz versunken,
An dem Gestade, schlummertrunken,
Einst landen, ohne es zu sehn.

Und stiller stets die Woge schallet,
Den sie geküßt, am Bachesrain,
Der Taube Stimme ist verhallet,
Im Kelche, draus der Duft entwallet,
Wiegt sich der West in Schlummer ein.

In meine Arme, holdes Leben,
Und nicht gerechtet mit dem Herrn!
Nur einen Tag noch hingegeben
Der Liebe — wie wir dann verschweben
In einen süßen Seufzer gern!

*

Nein, nein, und nimmer will ich diese Leyer sehen,
Mein Herz kann nimmermehr den schwachen Klang verstehen.
Sich auszudrücken hat die Liebe keinen Ton,
Wer ihre Sprache spricht, der muß, muß lieben schon.
Ein Seufzer, ausgepreßt des Herzens bangem Sehnen,
Ein Aug', verschleiert halb von hellen Freudethränen,
Ein Blick, ein Schweigen und der Stimme schwacher Hall,
Ein Wort, dasselbe stets, gesprochen hundertmal —
O Spiel, mehr als dein Klang verkündet mir das Meiste:
Die Liebe bleibt der Lieb', das Uebrige dem Geiste.

Willst du, daß deiner Hand erklinge auch mein Herz,
Lock' einen männlichern Akkord aus deinem Erz!

*

Ich höre, wie von fern, dem Donner gleich, gezogen
Kommt ein Orkan, dem rings erbebt die Luft umher,
Wie man aufschauern sieht die Wogen,
Streift, senkend seinen Flug, der Adler übers Meer.

*

O wer trägt mich dahin auf uferlosen Wellen:
Wann, wann kann ich, bei Nacht, wenn Blitze es erhellen,
Auf segellosem Schiff, von Sturmeswuth gefaßt,
Des Oceanes Thal durchfurchen ohne Rast;
Mich in der Wellen Schoos versenken, auf mich schwingen
Auf ihre Höhe, in den schwarzen Abgrund dringen,
Und, hundert Male aus vom bittern Schlund gespien,
Auf weitem Meeresschoos hin mit dem Schaume ziehn!
Voll süßer Lust sich hin der Wollust Schauern gebend
Und hundertmale zwischen Tod und Leben schwebend,
Vielleicht, daß da mein Herz, in dieser Schrecken Schoos,
Von seiner eignen Furcht sich einmal machte los
Und, schon bereit, sich in die ew'ge Nacht zu senken,
Sich einen Augenblick aufs Leben würd' bedenken,
Gleich einem Menschen, der vom steilen Felsen fällt
Und noch mit blut'gem Arm sich unterm Fallen hält.
Doch stets den alten Weg von vornen neu beginnen,
Matt, tropfenweise hin sehn seine Tage rinnen,

Doch folgen Schritt für Schritt dem großen Haufen nach,
Das schimpfliche Geschlecht ertragen Tag um Tag,
Menschen, die sterben blos, um auch zu sterben eben,
Und die gelebt allein, um eben auch zu leben,
Davon in jedem Lenz die Erde sich befreit,
Wie in den Wind der Baum die welken Blätter streut;
Die Seelen fühlen sich an eigner Glut versehren
Und langsam unterm Rost des Schicksals auf sich zehren,
Durch dieses Leben gehn, so furcht= wie hoffnungslos,
Gleichwie ein Schiff, das schläft in müder Wellen Schoos,
Und denken ohne Ziel, verlangen ohn' Erreichen,
Und leuchten ohne Licht, nicht todt sein und erbleichen:
Ach! das ist mein Geschick, das aller Sterblichen.
Wir müssen gleichen Weg mit unsern Vätern gehn.
Das nämliche Geschick wird unsern Kindern blühen,
Und der, der noch nicht ist, nach ihren Spuren ziehen.
Wie Alles muß vergehn in diesem Erdenreich
Und doch sich Alles bleibt, nur nicht die Menschen, gleich!

*

Der du den müden Geist so oft mir aufgerichtet,
Wo, Trostes=Genius, hast du dich hingeflüchtet?
Statt deiner höre ich im Schmerzensaufenthalt,
Wie dumpf ein Thränenstrom in Klagen niederwallt.
Warum so seufzend denn dem Winde gleich erscheinen,
Der durch die Zweige streicht, die ihren Schmuck beweinen?
Warum so sehnend schaun zurück stets nach dem Glück?
Vielleicht war, was nicht ist, nie einen Augenblick!
Muß denn die Trauer stets, ein Feindesschatten, sitzen
Am Lebensfest? O sprich, o sprich, was soll es nützen,

Wenn mit dem Todtenblick sie starr den Menschen winkt,
Daß ihnen aus der Hand der volle Becher sinkt?
O diese Trauerscen' entrück' mir ohne Säumniß!
Vergessen wir! Das ist des Lebens ganz Geheimniß.
Komm, singe, lenk' den Blick von der Vergangenheit
Und bade meinen Geist im jungen Strom der Zeit!

*

Ha! welchen Kriegeslärm hör' ich mein Ohr verwirren!
Der Rosse Wiehern ist's, der Zinken Schmettern auch;
Die blut'gen Saiten schwirren,
Gleichwie die Schwerter klirren
Auf eines Schildes Bauch.

*

Das Angriffszeichen ließ schon die Trompete schallen:
Auf! zu den Waffen! hört man's, zu den Waffen! hallen.
Schwadronen stürzen, kaum zerstreuet noch umher,
Viel rascher denn der Sturm, von allen Seiten her.
Es dehnen plötzlich sich entlang den Fuß der Hügel
Die Todesschaaren aus, gleichwie zwei dunkle Flügel.
Das Pferd stürmt zügellos daher die flache Bahn
Und hält gebognen Knies mit wildem Schäumen an.
Noch immer schläft der Blitz in der metallnen Hülle,
Es lagert über's Heer sich eine Todtenstille:
Man hört nur das Geräusch von Hunderttausenden,
Die wie ein einz'ger Mann dem Tod entgegengehn,
Der Rosse Wiehern und der Wagen dumpfes Rollen,
Commandoworte, die weit in die Luft erschollen,

Der Fahnen Flattern auch, vom Morgenwind bewegt,
Der auf dem Wahlplatz sie in tausend Falten legt;
Bald weht ein Hauch sie an, wie führend nur zu Siegen,
Sie scheinen wie von selbst dem Ruhme zuzufliegen,
Bald hängen düster sie und schwermuthsvoll herab,
Gleich einem Trauertuch an einem offnen Grab.

Doch von den Höhen schon die Feuerschlünde brüllen,
Die Donner nah' und fern das ganze Thal erfüllen,
Aus Flammenrohren wird der Blitz hervorgespien,
Der wie ein Todeshauch streicht über Alles hin;
Und ganze Reihen mäht die glühnde Kugel nieder.
Gleichwie der Ackersmann, der kommt und kommet wieder.
Und ohne Ruh' und Rast das ganze Thal umpflügt,
Zu alten Furchen stets hinzu noch neue fügt:
So bricht ein in die Reih'n die Kugel mit Verheeren
Und strecket nieder sie aufs Wahlfeld gleich den Aehren.
Dort sinkt ein Held, gemäht in seiner Blüthe, hin,
Dem stolz das Auge glänzt und frisch die Glieder blühn.
Auf seinem blanken Helm, ein Spiegel der Sonnenstrahlen,
Sieht man von einem Roß die schwarze Mähne wallen,
Auf diesen blanken Helm hat just der Tod gezielt;
Es traf ein Donnerschlag ihn, den er nicht gefühlt;
Empfindungslos wie Erz sank er zur Erde nieder;
Sein stampfend Roß, das fühlt die Zügel freier wieder,
Wirft auf den todten Herrn noch einen traurigen Blick
Und senkt sein Haupt und geht und kehrt stets neu zurück.

Dort sinkt ein Krieger hin, der, im Schlachtlärm geboren,
Zum Vaterland das Feld, zur Braut das Schwert erkoren,

Der an nichts Anderes als seine Fahnen denkt
Und brechend auch den Blick von ihnen nimmer lenkt....
Es fliegt der Tod dahin zum grauenvollen Raube:
Der Eine kommet um; der Andre kann im Staube,
Gleich eines Baumes Rumpf, deß Zweige abgehaun,
Rings um sich her zerstreut der Glieder Fetzen schaun,
Und wie er hin sich schleppt mit halberloschnem Odem,
Mit einem Strome Bluts bezeichnet er den Boden.
Dort der Verwundete, den schlecht nur traf der Feind,
Er flieht vergebens hin, getragen von dem Freund:
Sie werden gleicher Zeit von einem Schuß getroffen;
Es lässet sie der Schuß Vereinigung doch hoffen.
Vergebens aber speit die Blitze rings umher
Der Feuerschlünde Chor; die Krieger, wie das Meer,
Das, wenn darüber hin ein Schiff schaumsprühend schießet,
Urplötzlich wieder zu die dampfende Furche schließet,
Kann man von Neuem stets die Reihen bilden sehn,
Dem Tode trotzen auf dem Leib der Sterbenden!...

Wie beide Theile nun in Tapferkeit entbrennen,
Müd' des bisher'gen Kampfs, Mann gegen Mann anrennen!
Es dringet Bataillon auf Bataillon nun ein,
Und blutig, blutig muß das Handgemenge sein.
In die Schwadronen bringt der Reiter Schaar den Schrecken,
Ein ehrnes Dach sieht man die dichten Reihen decken;
Die Feuer kreuzen sich und Schwert erklingt an Schwert,
Ein einz'ger ew'ger Blitz aus dem Getümmel fährt;
Man höret das Geschütz, das Ströme Rauchs verhüllen,
Die Linien entlang mit dumpfem Donner brüllen,
Mit dichten Wolken uns verdeckend ihr Geschick,

Verbirgt Sieg oder Tod beharrlich es dem Blick.
So stürzen vom Gebirg, in großen weiten Bogen,
Zwei Ström' entgegen sich, mit lautaufrauschenden Wogen,
Und kommen unten sie in ihren Betten an,
Versperret Strom dem Strom alsbald die freie Bahn,
Die Wogen drängen sich, die Welle stoßt die Welle,
Sie schleudern weit hinaus sich stets mit Blitzesschnelle,
Es gischt ein feuchter Staub verdunkelnd in die Luft
Und ihrem Donnerhall erbebet Thal und Kluft.
So hin in stetem Kampf die wilden Ströme wallen,
Bis miteinander sie ins gleiche Strombett fallen.
Der Donner schweigt. Horcht auf! Welch ein melod'scher Chor
Steigt von dem Todtenfeld jetzt in die Luft empor!
Wie Zinken, Harfen und die lustgen Zimbeln schallen,
Jetzt nahe, ferner dann und dann noch ferner hallen!
Wie her die Winde uns die fremden Töne wehn,
Dazwischen mischen auch das Schrei'n der Sterbenden!...
Ha! wie der prächt'ge Klang die Hügel rings erschüttert!
Das Herz erstarrt zu Eis und jede Nerve zittert;
Man konnte glauben, daß der Todten Seelen ziehn,
Hoch über unsrem Haupt, im schwülen Aether hin.
Als plötzlich das Gewölk die Sonne nun zertheilet,
Und sie voll Grauen auf der Schauerscene weilet;
Da zeigt ihr blasser Strahl, der auf der Erde ruht,
Dem bang entsetzten Blick allüberall nur Blut,
Erschlagne Pferde hier, und dort zerbrochne Wagen,
Getrennte Glieder, die umher im Sande lagen,
Und Waffen aller Art, mit Leichnamen vermengt,
Darüber her sich oft ein Fahnenstückchen senkt.

Kommt, Freunde, jetzt herbei, kommt Gattinen, kommt
Mütter,
Zählt eure Söhne, die Geliebten und die Brüder!
Der Geyer Klauen zu entreißen noch gesucht
Des Alters Hoffnungen und eurer Liebe Frucht! . . . .
O man wird fließen sehn um sie viel tausend Zähren!
Welch Weheklagen wird man in den Städten hören,
Eh' wieder hat mit Schmerz die Erd' hervorgebracht,
Was, Sterbliche, ein Tag zu nichte hat gemacht!
Doch läßt von Menschenloos Natur sich nimmer rühren,
Fort über dem Ruin wird sie den Reigen führen:
Und auf die Todten scheint der Sonne heller Strahl,
Sie spiegelt wieder sich in ihrem blut'gen Stahl,
Man wird den Strom befreit von ihrem Blute sehen
Und ihren feuchten Staub wird dann der Wind verwehen;
Befruchtet muß das Land von diesen Leichen sein,
Mit Blumen deckt es bald der Todten bleich Gebein!

*

O stille, Feuergeist, die Seele horcht mit Zagen
Der Saiten Ton, die du so heftig angeschlagen,
Und deinen Kriegesgang geht zitternd sie dahin,
Gleich einem Wagen, den zwei wilde Rosse ziehn;
Mein Auge wendet sich von diesen düstern Schatten
Und schauet weinend hin nach lieblichern Gestaden;
Kein einzig tröstlich Lied auf deiner Leyer — wie?
Des Hirten Flöte — hast du sie gehört noch nie?

Wenn friedlich sitzend er, im Schatten dunkler Reben,
Die Stunden fort sich singt, daß leichter sie entschweben,
Und wenn der nahe Quell, das Echo in dem Wald,
Wirft einen Ton ihm zu, der leise klagend hallt?
Oft sieht man Abends mich hinan den Hügel steigen,
Nach diesem lieblichen Klang hin die Ohren neigen,
Das Herz, erleichtert oft durch einen Seufzer schon,
In eine andre Welt verliert sich's mit dem Ton;
Zuweilen fühl' ich es in ruhigern Schlägen gehen
Und Balsamlüfte mir durch meine Seele wehen,
Den Sinnen süßer, als ein schattenvoller Baum;
Des Baches frische Luft ist so erquickend kaum.

*

Meine Leyer hör' ich klingen —
Flog ein Vogel drüber her?
Töne in das Herz mir dringen,
Und die zarten Saiten singen
Klagend, wie das Schilf am Meer.

*

O heimathliches Thal! ihr lieblichen Gefilde!
O kleine Hütte du, am blum'gen Waldessaum!
Dein niedrig Dach, versteckt vom Epheu, gleicht dem Bilde
Des Nests, verborgen in dem Baum;

O frische Rasen, die mir Schatten einst gewährten,
O alte Pforte, drin ich oft den Vater sah,
Wie er die Heerden zählt', die von der Waide kehrten,
Thu' auf dich! auf dich! ich bin da!

Ob dieß der Aufenthalt nicht sel'ger Götter scheinet?
Von ihren Thürmen hör' die Glocken tönen ich,
Und eine Stimme hör' ich, die mich tief beweinet,
An meine Kindheit mahnet mich.

Ja! wieder will zu dir ich, meine Wiege, fliegen,
Und nimmer, nimmer fliehn, aus deinem Friedensschoos,
Es mögen weit von mir die stolzen Städte liegen,
Denn unter Hirten ward ich groß!

Ich folgte gern als Kind ins Thal, ins blüthenvolle,
Den Lämmern Schritt vor Schritt, bis an der Abend brach;
Mit ihnen kehrt ich heim, um ihre weiße Wolle
Zu baden in dem nahen Bach.

So gern erkletterte die Bäume ich am Hügel,
Klomm über Ast und Zweig hoch in der Luft hinweg,
Ich nahm so gern zuerst der Mutter unterm Flügel
Die zarten Taubeneier weg.

So gerne hörte ich des Abends Stimmen hallen,
Des Wagens fern Geräusch, den seine Last schier beugt,
Die kleinen Glocken an dem Hals der Ziegen schallen,
Wenn rings im Walde Alles schweigt.

Wie ein Gefäß, das noch den Wohlgeruch behalten,
Zog dieses Paradies, seitdem verbannt ich bin,
Stets, von den Städten weg, mit tausend Allgewalten,
Mein Herz und Auge zu sich hin.

Nimm, sel'ger Ort, mich auf in deine heil'gen Schatten;
Ihr Trauerweiden, die ihr auf der Schwelle ragt,
Die Zweige, die so lang umsonst getrauert hatten,
Senkt sie auf mich, um den ihr klagt!

Erkennet meinen Schritt, ihr heimathlichen Felder,
Ihr Bäume, die im Spiel so oft verletzte ich,
Und du, das fern von mir entflohen in die Wälder,
Du düster Echo, höre mich!

Glaubt nicht, ich komme her, um ob vergangnem Loose
Zu klagen, auch nicht von der Zukunft träume ich.
Nein, leben, leben will ich hier in eurem Schoose,
Vor dem Geräusche schützen mich.

Auf reinen Herzens mit dem Morgenrothe stehen,
Und danken für das Licht dem Herrn der Sterblichen,
Aufbrechen unterm Thau des Thales Blumen sehen,
Wie um ihn zu verherrlichen;

Den Duft einathmen, der vom Hügel kommt gezogen,
Den frischen Wohlgeruch, den her die Wälder wehn.
Von ferne unterm Hauch der Morgenlüfte wogen
Die reifen Aehrenfelder sehn;

Die Kühe hin wie sonst zur frischen Quelle führen,
Die Ziegen treiben auf das kleebepflanzte Land;
Auflegen selbst das Joch den blendend weißen Stieren,
Die gern gehorchen meiner Hand;

Die schwanke Pflugschaar hin durch meinen Acker leiten,
Beschneiden in dem Lenz das kleine Rebendach,
Und Bäche lassen hin durch meine Wiesen gleiten,
Die tausend Gräser rufen wach;

Des Abends setzen mich vor meiner Hütte nieder,
Dem Armen, der sich naht, ein Stückchen Brodes gern
Darreichen, schließen dann die müden Augenlieder,
Von Sorgen um das Morgen fern;

Und Tage lassen hin auf Tage ruhig wallen,
Daß jeder ohne Lärm und Klang von dannen zieht,
Gleichwie der leichte Sand, deß unmerkbares Fallen
Die Stunde anzeigt, die entflieht;

Euch, theure Bäume, sehn der Früchte Fülle beugen,
Und meiner Liebe Frucht mit flügelschnellem Fuß
Erklettern euch und dann langsam heruntersteigen —
Genug für den, der sterben muß!

. . . .
. . . .

Es stirbt der Sang. Leb wohl, du himmlisches Genie!
Flieg' zu der Heimath auf der reinen Harmonie!
Oft bannt' ins Aug' zurück die Thräne mir dein Ton.
Noch sprach ich mit ihm fort.... Er war im Himmel schon.

Dreizehnte Betrachtung.

Die Weisheit.

Ihr, die ihr wandelt gleich dem Schatten
Durch dieses düstre Thränenthal,
Ihr Wanderer auf ird'schen Matten,
Ihr Schmerzensbrüder allzumal,
Hört, hört die hohe Harfe klingen,
Gen Solyma die Töne dringen,
Die einst entzücketen Tabor:
Zion muß in der Asche zittern,
Die alte Palme glaubt zu wittern
Des Alten Stimme von Segor.

Ein Thor der Sterbliche, der denket,
Denn alles Denken ist ein Wahn.
Still hingelebt, das Haupt gesenket,
Dem Herrn gehört das Wort nur an.
Er weiß, warum die Welten kreisen,
Warum ins Meer die Wellen reisen,
Warum die Himmel über dir,
Warum des Tages Glanz verwehet,
Warum der Mensch seufzt und vergehet:
Ihr, Sterbliche, was wisset ihr?

Kommt, setzt euch an die klaren Quellen,
Indeß des Mittags Winde gehn
Und über die erwärmten Wellen
Der dunklen Zweige Schatten wehn;
Der Wogen Murmeln zuzuhören,
Zu drücken aus die vollen Beeren,
Mit ihrer Zaubersüßigkeit;
Gebt dann den Wundersaft der Trauben
Von Hand zu Hand in euren Lauben,
In sel'ger Herzenstrunkenheit.

Wie eine Rose, tief erglühend,
In Saron's Gärten trifft die Wahl,
Wählt eine Jungfrau, auferblühend,
Unter den Lilien im Thal;
Und trunken ihren Athem fühlend,
In ihren schwarzen Locken wühlend,
Genießet ihrer Schönheit Frucht!
Lebt, liebt, — da muß die Weisheit liegen;
Denn außer Liebe und Vergnügen
Ist alles Trug und eitle Sucht.

Gleich einer Lilie, die sich neiget,
Den Kelch mit Regen schwer getränkt,
Weint, wenn des Herren Hand euch beuget,
Weint, demuthsvoll das Haupt gesenkt!
Denn eine Thräne, die befeuchtet
Des Herren Füße, heller leuchtet,

Als seiner Hütte Perlenschaar;
Des wunden Herzens Seufzer klinget
Viel süßer, denn die Harfe singet,
Unter den Säulen am Altar.

Es wandeln schweigend hin die Sterne
Und keiner kennt die Himmelsbahn;
Es stürzt in ungemessne Ferne
Geheimen Laufes der Jordan;
Der Adler, hoch emporgetragen,
Hört ihr ihn nach dem Ziele fragen?
Weiß er's? und schwingt sich doch dahin;
Die Blätter, die im Sturm zerfahren,
Sie fliegen hin in bleichen Schaaren,
Und keines weiß: wohin? wohin?

Und ihr, in Nacht und Dunkel hausend,
Was forschet ihr? Ihr bleibet blind!
Der heut'ge Tag gilt mehr als tausend
Jahrtausende, die noch nicht sind.
Verweht, verweht, ihr Nebelschatten,
Allwo sich eure Ahnen hatten
Zur Ruh geleget, hinzugehn!
Es soll ja aus dem finstern Bette
Des Todes gleich der Morgenröthe
Ein junger Tag einst auferstehn.

Vierzehnte Betrachtung.

Liebeslied.

Neapel, 1822.

Ach! könntest jemals du, o Leyer, doch erreichen
Der Zephyrflügel Schlag, wenn leise sie bestreichen
Den dunkellaub'gen Hain;
Der Wellen Murmeln, die an dieß Gestade schlagen,
Der Tauben Girren, die so liebeseufzend klagen
Am blum'gen Bachesrain.

Erkläng' die Sprache doch des Schilfs aus deinen Saiten,
Darüber hier am Meer die Himmelslüfte gleiten;
Der Menschen Sprache nicht,
Die sprechen da, wohin der Geist enteilt, am Orte
Der Sel'gen, Engel nur, verliebte, ohne Worte,
Wie Aug' zum Auge spricht;

O könntest, Leyer, du auf deiner Töne Sprossen
Erringen mir ein Herz, das eben sich erschlossen,
Vom Liebeshauch besiegt,
Und wiegtest sanft es ein in rosigen Gebilden,
Gleichwie der Morgenwind die kaum noch schwarz umhüllten
Wolken im Purpur wiegt:

Indeß auf Blumen sich mein Lieb dem Schlaf ergeben,
Ließ leise um sie her ich Harmonien schweben,
Wie ich sie nie empfand;
Wie das Entzücken rein, in das ihr Blick mich senket,
Und lieblich wie der Ton, den oft ein Traum uns schenket
Aus unbekanntem Land.

Die Augen schlage auf, spräch' ich, mein einzig Wesen,
Laß Liebe, Leben mich in deinem Blicke lesen,
O du, mein höchstes Glück!
Dein schmachtend Auge ist viel theurer meiner Seele
Noch, als der erste Strahl der ersten Morgenhelle
Des Blinden offnem Blick.

*

Es ruht auf einen Arm ihr Hals zurückgebeuget,
Sanft über ihre Stirn der andre her sich neiget,
Verhüllet sie mir schier;
So auch die Taube dort im Busch am Waldeshügel,
Beugt ihren schnee'gen Hals und birget unterm Flügel
Ihr schlummernd Auge mir.

Ihr Schwanenbusen wird von holder Lust getragen,
Sein Wogen stimmt so süß ein in der Wellen Klagen,
Das mich so tief ergreift.

Der Brauen Schatten, die der Zephyr leicht beweget,
Leis wie der Schatten sich von einem Traume reget,
Der über's Auge streift.

*

Wie ist dein Schlaf so süß, o Taube, o mein Leben!
Wie gleich die Wellen sich von deinem Busen heben
Und Einen Seufzer ziehn!
Zwei Wogen, überglänzt von blassen Mondesstrahlen,
So lieblich können sie nicht auf und niederwallen,
So schön nicht sterben hin!

*

O lasse ruhen mich auf diesen Götterlippen,
Den süßen Balsamduft aus ihrem Kelche nippen!
Ha! du erwachest! Weh!
In neuem blauem Licht dein Auge wieder glühet,
Doch du... dein blaues Aug', sobald das Licht es siehet,
Sucht nur das meinige!

*

Wie unsre Augen nun so heiße Blicke schießen,
Die ineinander gleich zwei reinen Strahlen fließen
Und senken tief hinein
Die Flamme in das Herz, ein neues, junges Leben,
Den innern lichten Tag, den kann der Seele geben
Der Liebe Blick allein!

Bis eine Thräne, längst unsichtbar schon drum schwebend,
Mit leichten Wolken dir das süße Licht umgebend,
Die Augenlieder küßt;
Gleichwie der Morgenthau, den es so golden malet,
Des jungen Tages Roth, das hoch am Himmel strahlet,
Leicht schattend überfließt.

*

O sprich in dieser selgen Stunde!
Ein jedes Wort aus deinem Munde
Rauscht wie ein Strom von Harmonien!
Wenn sterbend in mein Ohr er dringet,
Wacht meine Seele auf und klinget,
Ein Tempel, drein die Götter ziehn.

Ein Wort, ein Hauch, und dann ein Schweigen
Genug, und meiner Seele zeigen
Die halben Worte schon sich klar;
Sie kann die flücht'gen Laute fassen,
Gleichwie des Ufers grünen Rasen
Der Wellen Sang offenbar.

Die leise hingehauchte Frage,
Das halbe Lächeln, eine Klage,
Mein Herz versteht sie völlig schon;
So wird des Zephyrs schwaches Wehen,
Das man hört durch die Saiten gehen,
Ein hochbeseligender Ton.

*

Dein Haar will deinen Anblick mir versagen?
O laß die dunkle Wolke fort mich jagen!
Hat deine eigne Schönheit dich erschreckt?
So hinter Rosen auch Aurora sich versteckt.
O Schaam, o Himmelsschaam, Geheimniß, ja!
Das Glänzendste am meisten sich verhüllt,
Als ob die Schönheit, dieses Himmelsbild,
Nur für den Himmel selber wäre da!

Deine Augen sind zwei Quellen,
Drin sich rein der Himmel malt,
Wenn sein Blau auf ihre Wellen
Durch die Zweige niederstrahlt,
Jeglichen Gedanken leuchten
Kann man in den liebefeuchten
Spiegeln deiner Seele sehn;
Wie man kann in klaren Seen
Eines Schwanes Bildniß sehen,
Der sich wiegt in Aethers Höhn.

Deine Stirne, von dem Schleier
Jetzt befreiet, jetzt bewacht,
Ist, schon hell vom Morgenfeuer,
Eine wolkenlose Nacht,
Und dein Mund mit seinem Lächeln
Ist die Welle, die beim Fächeln
Leiser Weste rückwärts weicht
Und am Strand, den sie verlassen,
Unserm Auge über Maaßen
Reich die Perlen Ophirs zeigt.

Deine Hände, halbgeschlossen,
Sind zwei Körbe, fein und licht,
Deine Finger rothe Rosen,
Die um ihren Rand man flicht.
Deine Füße, über Matten
Schwebend, gleitend ohne Schatten,
Scheinen selbst die Grazien,
Hinzuführen, hinzuleiten,
Wie nach einer Leyer Saiten
Scheinen leicht sie hinzugehn.

*

Warum die Seele mir mit deinem Blick durchbohren?
O dämpfe seine Glut; ich bin, ich bin verloren:
O senke, senke ihn!
Komm, komm, erhebe dich, und reich' mir deine Hände;
Mein Arm umschlinge dich und führ' dich am Gelände
Der blühnden Reben hin.

*

An blauen Sees Strand ein Hügel aufwärts steiget,
Deß grüne Stirne sich gar sinnend niederneiget,
Um in den Quell zu sehn;
Der Sonne Strahlen nie am Tage von ihm weichen,
Es läßt der Wellen Hauch den Schatten von den Zweigen
Sanft kühlend drüber wehn.

Ein wilder Rebstock schlingt sich liebend um zwei Eichen,
Man siehet ihn hinauf zu ihren Gipfeln reichen,
Er schmückt die Kronen dort,
Mit seinem blassen Grün ihr Blätterwerk erhellend,
Gleich wie ein grüner Bach hin durch die Felder quellend,
Zieht er sich weithin fort.

Und eine Grotte kann man dort im Felsen schauen,
Darin ihr Nest sich wohl die scheue Taube bauen
Und liebend klagen mag;
Sie ist so hold versteckt von Feigen und von Reben,
Die Himmelsstrahlen, die verstohlen nur drin weben,
Sie messen drin den Tag.

Es blühen doppelt schön die Veilchen hier im Schatten,
Sie blühen doppelt lang hier an des Sees Gestaden;
Horch! eine Quelle hör'
Ich im Gewölbe drin laut klagend wiederhallen,
Es scheinen tropfenweis auf eure Stirn zu fallen
Der Thränen mehr und mehr.

Durch dieses grüne Netz mein Auge Nichts erschauet,
Nichts als die Wellen und die Luft, die drüber blauet;
Dort werde ich gewahr
Des Fischers Segel, die, umgebend seinen Nachen,
Im heitren Himmel wehn und wie die Flügel schlagen
Von einer Vögelschaar.

Schon hört das Ohr Nichts mehr, als eine Welle klagen
Wie einen langen Kuß hin ans Gestade schlagen,
Der Weste leises Wehn,
Den süßen Schmerzenslaut sehnsüchtger Nachtigallen,
Des Felsen Echo, das läßt seine Seufzer schallen,
Und mit den unsern sich harmonisch einigen.

*

Komm, laß den Schatten uns genießen
Hier, wo es sich so herrlich ruht,
Bis ihre duft'gen Kelche schließen
Die Blumen vor des Tages Glut.
Hier ist dein Himmel, Stern, so theuer!
O lüfte, lüfte deinen Schleier,
Erhell' die Nacht mit deinem Blick;
Sprich, singe, träume, seufze, klage,
Gib Antwort nur des Blickes Frage,
Der aus dem düstren Aug' mir bricht!

Laß mich mit Rosen übersäen
Das Moos, darauf du setzest dich,
An deinem Ruhebette stehen,
Zu deinen Füßen knien mich.
O Heil dem Rasen, drauf du schreitest,
Den Blumen, über die du gleitest,
Den Knospen, drin dein Finger wühlt!
O Heil dem Becher, der sich neiget
Auf deine Lippen dir und gleichet
Der Biene, die um Blumen spielt!

Wenn von den Lilien, die sie pflücket,
Die Woge her die Kelche bringt,
Wenn von den Stängeln, die er knicket,
Im Wind zu mir ein Stückchen dringt;
Wenn eine Locke, losgegangen,
Mir leise spielet um die Wangen,
Leicht streifend meiner Lippen Rand,
Wenn ihren Athem ich verspüre,
Da glaub' ich schaudernd, es berühre
Die Stirne mir des Todes Hand.

Den Blick in jene Zeit gelenket,
Da hohe Götter, wohlgesinnt,
Dich wie ein Schatten mir gesenket
Auf meine Lebensbahn, mein Kind!
Mein Leben ist seit jenen Stunden
Fest an das deinige gebunden,
Das wie Ein Tag hinfließet dir,
Ein Becher ist, der stets gefüllet,
Daraus in langen Strömen quillet
Die Unschuld und die Liebe mir.

*

Einst wird die neid'sche Zeit mit eis'gem Hauche wehen,
Es wird dein holder Reiz der Blume gleich vergehen,
Die weit der Wind zerstreut,
Und unter ihrer Hand verwelken jene Küsse
Der Götterlippen ach! so feurig einst, so süße
In ihrer Blüthezeit.

Doch wenn dein Auge will in Thränen sich ergießen,
Den Tagen nach du weinst, die dir den Glanz entrissen,
Und seufzest tief voll Schmerz;
Wenn nach dem Himmelsbild du schauest in die Wogen,
Und suchst umsonst, umsonst, und siehest dich betrogen,
Dann schaue in mein Herz!

Da wird in Ewigkeit fort deine Schönheit blühen,
In meiner Treue Schutz dein holdes Bildniß glühen,
Die nimmer wankt und fällt;
So sieht die Jungfrau man hin durch den Tempel schreiten,
Ueber die goldne Lamp' die Hand beschützend breiten,
Daß sich das Licht erhält.

Und wenn dann endlich naht der Tod mit stillem Lächeln,
Ausweht das Lebenslicht mit seiner Flügel Fächeln
Die Lieb', die Liebe wacht;
Mög' er mein Lager nur hart an das dein'ge passen,
Und möge deine Hand die meinige noch fassen
In dunkler Grabesnacht.

O könnten wir hoch hin über der Erde ziehen,
Wie man im Herbste sieht aus ihrem Neste fliehen
In blauer Luft dahin
Verliebter Schwäne Schaar, einander fest umschlingend,
Und, in ein schöner Land sich mit einander schwingend,
Paarweise südwärts ziehn!

Fünfzehnte Betrachtung.

Strophen.

Ich sprach so bei mir selbst: Was soll ich mit dem Leben?
Geh' denen nach ich, die vor mir gewesen sind,
Gleich wie das Lamm, das folgt der Mutter Schritten blind,
Soll ich zur Thorheit auch noch meinen Beitrag geben?

Der möchte gern der Herr von Memnons Schätzen sein,
Vertrauet Wunsch und Schiff den wandelbaren Wogen;
Von eines Namens Schall ein Leben durch betrogen,
Schläft in des Ruhmes Schoos ein Andrer trunken ein.

Aus unsrer Leidenschaft will der sein Loos sich weben,
Und gründet einen Thron, steigt, um zu fallen dann;
Aus schönen Händen will sein Schicksal der empfahn,
Im Auge eines Weibs liest er Tod oder Leben.

Der Müßiggänger schläft im Arm des Hungers ein;
Auf weichen Federn wird dem Fleißigen gebettet;
Der Weise denkt und liest, der Krieger schlägt und tödtet,
Der nackte Bettler sitzt am Weg im Sonnenschein.

Wo gehen sie denn hin? Wo ihr das Blatt erblicket,
Das treibet vor sich her im Herbst des Windes Hauch.
So blühen und vergehn die Menschenkinder auch,
Die aus die Zeit gesät und die die Zeit auch pflücket.

Sie kämpften gegen sie, die Zeit hat obgeschwebt:
Gleichwie der Strom verschlingt den Sand von den Gestaden,
Sah ich verschlingen sie der Menschen Nebelschatten.
Sie wurden, starben dann: Herr, haben sie gelebt?

Ich, ich will singen nur dem Herrn, zu dem ich flehe,
Sei's in der Städte Lärm, sei's in dem stillen Hain,
Sei es auf hohem Meer, sei es am Bachesrain,
Ob auf die Sonne, ob die Sonne untergehe.

Die Erde sprach zu mir: Der Herr, wer ist er denn?
— Der, dessen Seele ist allübrall ausgebreitet,
Der, der mit einem Schritt hin übers Weltall schreitet,
Der, dessen Herrlichkeit die Sonne lässet sehn;

Der ist's, der aus dem Nichts die Welten ließ sich heben,
Der, der das All gebar aus einer Wüste Schoos,
Der, der die Meere ein einst ohne Ufer schloß,
Der, der mit einem Blick das Licht rief in das Leben,

Der, der das Heute nie, das Morgen nie gekannt,
Der, der zu jeder Zeit sich aus sich selbst erzeuget,
Der sich im Augenblick wie in der Zukunft zeiget,
Zurück die Zeiten ruft, entschlüpfet seiner Hand:

Das ist, das ist der Herr! Die tausend Namen sprechen
Von seinem Ruhme will ich jetzt und immerdar,
Der goldnen Lampe gleich, die hängt ob dem Altar,
Lobpreis', lobpreis' ich ihn, bis er mich wird zerbrechen!...

Sechzehnte Betrachtung.

Ischia. *

Die Sonne sinkt, Licht andren Welten bringend,
Und Phöbe steigt herauf in stiller Pracht
Und wirft, die tiefe Finsterniß durchdringend,
Den Silberschleier um die Stirn der Nacht.

Wie über das Gebirg ihr Glanz sich breitet,
Ein Feuerstrom entlang die Küsten wallt,
Im Thale schläft, über die Hügel gleitet
Und aus dem Meeresschoose widerstrahlt!

Ihr Dämmerstrahl will leise überweben
Die blasse Finsterniß mit blauem Licht;
Man siehet fern am Horizonte schweben
Ein Duftgewölk, durch das ihr Schimmer bricht.

Der Ocean mäßiget sein wild Entzücken,
Wenn er den Fuß küßt von dem ruh'gen Strand,
Will Golf und Inseln sanfter an sich drücken,
Sein Odem weht erfrischend übers Land.

* Eine Insel des mittelländischen Meeres im Golf von Neapel.

Die Wellen kommen und die Wellen gehen —
Wie ihrem Lauf mein Blick stets folgen muß!
So mag die Liebste jetzo widerstehen
Und jetzt ergeben sich des Liebsten Kuß.

Wie ihn ein schlafend Kind gen Himmel schicket,
Klagt durch die Luft ein stiller Seufzer her:
Ein Himmelsecho, das das Ohr entzücket?
Ein Liebesseufzer zwischen Erd' und Meer?

Er steigt, er fällt, er wächst, er will verschweben,
Gleichwie ein Herz in Wollust muß vergehn;
In solchen Nächten scheint Natur zu leben
Und um ein kleiner Maaß von Glück zu flehn.

Komm, dich in diesem Lebensstrom zu baden;
Saug' ein mit jedem Sinn den Reiz der Nacht;
Berausche dich in Lieb' in ihren Schatten,
So lang ihr Stern dich schützend überwacht.

Siehst du das Feuer dort vom Hügel steigen?
Der Liebe Hand steckt diese Leuchte an;
Dort sieht ihr Ohr wie eine Lilie neigen
Die Liebste man, die hört den Liebsten nahn.

Die Schönheit, fern im Traumesreiche schweifend,
Schlägt zum verwandten Blau den Blick empor,
Und ihre Hand, in die Guitarre greifend,
Lockt wundersüße Töne draus hervor.

„Komm: liebend rings die Stille aus sich breitet,
„Komm, athme hier des Abends Kühle ein:
„Es ist nun Zeit: siehst du, wie heimwärts gleitet
„Des Fischers Kahn, beglänzt vom Mondenschein.

„Seitdem dein Kahn von mir dich mußte bringen,
„Folgt' deinem Segel ich den ganzen Tag,
„Wie aus dem Neste schaut des Taubers Schwingen
„Die scheue Taube in die Lüfte nach.

„Das leise in des Ufers Büschen schallte,
„Das Echo trug mir deinen Ton daher;
„Im Abendwind, der am Gestad' verhallte,
„Klang mir dein Sang herüber übers Meer.

„Hört' ich die Wellen hohl und hohler gehen,
„Nannt' deinen Namen ich des Meeres Stern;
„Vor deines Liebchens brünstig heißem Flehen
„Entwichen alle bösen Winde gern.

„Der Liebe oder Ruhe hingegeben
„Ist Alles jetzt am weiten dunklen Strand;
„Die Blume schläft, die Wellen leiser beben,
„Und stille blaut der Aether auf das Land.

„Wähl' einen dieser grünen Thalesräume!
„Es wölbt der Rebe dunkles Dach sich hier,
„Der West weht über die Orangenbäume
„Und duftet durch die schwarzen Locken mir.

„Komm, singen wir bei dieser Himmelsschöne
„Der Nacht ein Lied im blühenden Jasmin,
„Bis daß der Mond, sich senkend gen Misene,
„Allmählig stirbt im Morgenlichte hin."

Sie sang; und leiser ihre Stimme schallet,
Sie schlägt die Leyer stets mit größrer Ruh',
Das Echo, schlafend, den Zephyren hallet
Nur Seufzer, still hinsterbende, noch zu.

Wer jetzt sein Herz sich fühlte höher heben
In dieser mondbeglänzten Liebesnacht
Und plötzlich seiner Seele Traum beleben
Durch einer keuschen Schönheit Wundernacht;

Wer jetzt im Moos, am Fuß der Sycomoren
Und unterm blauen Himmelsbaldachin
Kniet' in ihr Anschaun tagelang verloren,
Wem flöß' in Seufzern seine Sprache hin;

O wer jetzt ihren Götterodem schlürfte,
Wem ihres Lockenhauptes Schlangenschaar
Um seine Augenlieder wallen dürfte,
Um seine Stirne wogt' ihr Ringelhaar,

Wer jetzt in einem sel'gen Liebesrausche
In ihrem Arm vergäße Leben, Tod,
Und daß die Zeit an diesem Strand auch rausche —
Wär' der ein Sterblicher, wär' der ein Gott?

Und wir, in diesen grünen Paradiesen,
Da Liebe sich ihr Eden barg einmal,
Bei ruh'ger Wellen sehnsuchtsvollem Fließen
Und bei des Monds geheimem Dämmerstrahl;

Wo stromweis Glück und Leben uns geflossen,
An diesem wonnevollen Strande hier,
Da haben Himmelslust wir schon genossen,
Elise!.... und doch sollen sterben wir!

Siebenzehnte Betrachtung.

Der sterbende Dichter.

Des Lebens Becher brach, noch voll, in meinen Händen,
In langen Seufzern fühl' allmählig ich es enden;
Nicht Thränen, Reue nicht, dem Fliehen Einhalt thun:
Des Todes Flügel rauscht schon weithin in die Runde,
Schlägt auf der Trauerglock' mir meine letzte Stunde:
Wie? klage oder sing' ich nun?

Laßt singen mich, dieweil die Hand noch ist am Spiele,
Da ich vom Tode mich, ein Schwan, begeistert fühle,
Daß ich am Rande noch des Jenseits singen soll
Zum Abschied jetzt, o Geist, ein günstig Zeichen wähle,
Es sei, ist Liebe nur und Harmonie die Seele,
Ein himmlisch Lied ihr Lebewohl!

Die Leyer, wenn sie bricht, klingt ihre höchsten Lieder,
Die Lampe, die erlöscht, entflammt sich plötzlich wieder,
Und leuchtet, eh' sie stirbt, so rein, wie vordem nie;
Den Himmel sieht der Schwan im letzten Augenblicke,
Der Mensch nur zählet, wirft er rückwärts seine Blicke,
Die Tage, zu beweinen sie.

Ist denn das Leben werth wohl, daß man es beweine?
Ein Tag und noch ein Tag, 'ne Stunde und noch eine;
Die, welche kommt, gleicht der, die sich von dannen macht;
Es muß, was eine bringt, fort mit der andern eilen:
Arbeit und Ruh und Schmerz und auch ein Traum zuweilen,
Nun ist es Tag, dann kommt die Nacht.

O lasset weinen die, laßt klagen die und jammern,
Die an des Lebens Rest mit blut'ger Hand sich klammern,
All ihre Hoffnung fort sehn mit der Zukunft gehn!
Ich, der ich Wurzel nie gefasset hier auf Erden,
Ich werde leicht hinan, ein Halm, gehoben werden,
Den aufwärts Abendwinde wehn.

Der Dichter, ja, ist gleich Zugvögeln anzuschauen,
Die ans Gestade nicht sich ihre Nester bauen,
Nicht niederlassen sich im grünen Rebengang;
Nachlässig wiegend nur sich überm Wellenspiegel,
Ziehn singend sie vorbei, fern, fern des Ufers Hügel;
Man kennt nicht sie, nur ihren Sang.

Noch durfte keine Hand auf den melod'schen Saiten
Die meinige, so jung und unerfahren, leiten;
Denn nimmer lehrt der Mensch, was uns gen Himmel hebt:
Es lernet nicht der Bach, sich über Felsen schwingen,
Der Adler, kühnen Flugs durch blaue Lüfte dringen,
Die Biene, wie man Honig webt.

Die Glocke, schwebend hoch in luft'ger Thurmeskammer,
Beweinet und begrüßt stets unterm heil'gen Hammer,
Die in das Leben ziehn, die aus dem Leben flohn;
Ich war, wie dieß Metall, das rein die Flamme kochte,
Jedwede Leidenschaft, die an das Herz mir pochte,
Die schlug draus einen Himmelston.

So mag wohl nächtlich auch die Aeolsharfe klingen
Und zu der Fluth Gebraus die luft'gen Klagen singen,
Wenn leise drüber hin die stillen Weste gehn.
Der Wandrer steht und staunt, läßt seine Blicke schweifen,
Er horcht, er wird entzückt und kann es nicht begreifen,
Woher die Götterlaute wehn.

Ach! meine Harfe ward mit Thränen oft benetzet,
Doch ist ja Himmelsthau die Thräne, der uns letzet;
Bei ewig reiner Luft das Herz reift nimmermehr:
Es wächst der Wein auch nicht gerade aus der Erden,
Der Balsam muß zuerst vom Fuß zertreten werden,
Dann streut die Düfte er umher.

Aus einem Flammenhauch gebildet ward bescheeret
Ein Geist mir, was ihm naht', hat seine Glut verzehret;
Und sterben muß ich jetzt, weil ich zu sehr geliebt!
Unglücksgeschenk! was ich berührt, ist Staub geworden,
So auch des Himmels Glut, erst wenn sie aller Orten
Gesenget und zerstört, zerstiebt.

Die Zeit? — Die ist nicht mehr. — Der Ruhm? — Was
kann mir liegen
An einem Schall? soll ich wie Andre mich betrügen,
Der Nachwelt Spielzeug nur, mit einem leeren Ton?
Die ihr die Herrschaft ihm der Zukunft wollt versprechen,
Hört, höret den Akkord aus meiner Leyer brechen .....
Schon, schon trug ihn der Wind davon!

O eine Hoffnung laßt den Tod, trostreicher, sehen!
Wie? soll der leere Ton, den fort die Lüfte wehen,
Denn um ein leeres Grab stets wieder klingen hier?
Des Menschen Auge bricht, dem Ruhm sich zuzulenken?
Und Sterbliche, die ihr wollt Ewigkeit ihm schenken,
Besitzet nur zwei Tage ihr?

Euch, Götter, ruf' ich auf! seit meiner ersten Stunde
Ließ ohne Lächeln ich noch nie aus meinem Munde
Den großen Namen, den der Menschen Wahn erfand;
Je mehr ich ihn besah, je mehr ward er zu nichte,
Verworfen hab' ich ihn, wie schaale, dürre Früchte,
Draus längst der frische Saft entschwand.

Von eitler Hoffnung auf unsichern Ruhm betrogen,
Wirst im Vorübergehn tagtäglich in die Wogen
Hin einen Namen kühn der Mensch voll Gläubigkeit,
Es spielt der Strom der Zeit mit diesem stolzen Wracke,
Trägt es Jahrhunderte, bis er's an einem Tage
Hinabstürzt in Vergessenheit.

Noch einen Namen mehr werf' ich in diese Wogen
Des Winds, der Wolken Spiel, die drüber hergezogen —
Wär' ich nun größer? Wie? Ein Name ist's ja nur.
Fragt auch der Schwan, der sich zur ew'gen Wölbung hebet,
Fragt, Freunde, er, ob noch der Flügel Schatten schwebet
Da unten über unsre Flur?

Doch warum sangest du? — Seht, fragt die Nachtigallen,
Warum den holden Sang sie nächtlich lassen schallen,
Daß liebend still der Bach, daß jeder Schatten lauscht:
Ich sang, o Freunde, wie der Mensch muß Athem holen,
Die Vögel klagen und die Weste seufzen sollen,
Gleichwie dahin das Wasser rauscht.

Ich liebte, betete, ich sang — das war mein Leben,
Von allen Gütern, die die Sterblichen erstreben,
Wünsch' ich beim Scheiden mir nur wenige zurück;
Die heißen Seufzer nur, die auf zum Himmel steigen,
Der Ley'r Begeisterung, der Liebe heilig Schweigen,
Das Herz am Herzen, Blick in Blick.

Die Leyer zittern sehn zu einer Schönheit Füßen,
Den holden Wahnsinn hin in vollen Tönen gießen,
Und klingend hören ihn in ihren Busen ziehn;
Die Thränen locken vor aus der Geliebten Auge,
Wie die des Morgenroths bei leichtem Windeshauche
Aus übervollen Kelchen sprühn;

Die zücht'ge Jungfrau sehn mit feuchtem Blicke klagen
Und sehnsuchtsvoll ihn auf zur Himmelswölbung schlagen,
Als wollte sie dem Ton, dem fliehnden, ziehen nach,
Und dann von Neuem uns mit keuscher Glut umfassen
Und unterm Augenlied die Seele leuchten lassen,
Ein Feuer, das durchs Dunkel brach;

Auf ihrer Stirne sehn die Schatten der Gedanken,
Sehn, wie ins Herz zurück ihr alle Worte sanken,
Bis endlich, endlich man im Himmel selber hört
Das Wort, das nimmermehr auf Erden einzig bliebe,
Das Wort, das Götterwort, das Menschenwort... Ich liebe!
Das Alles ist ein Seufzer werth.

Ein Seufzer! Eine Klag'! o die unnützen Worte!
Auf Todesflügeln fliegt mein Geist zur Himmelspforte;
Ich geh', wohin mich längst all meine Wünsche ziehn,
Ich geh', woher mir längst der Hoffnung Schimmer dringet,
Ich geh', wohin der Ton von meiner Leyer klinget,
Wo meine Seufzer gingen hin!

Dem nächt'gen Vogel gleich, der kann im Dunkeln sehen,
Mußt' vor der Seele Aug', dem Glauben, stets vergehen
Die dickste Nacht, er hat mir helles Licht ertheilt.
Wie oft doch hat mein Geist die Zukunft schon durchdrungen,
Auf Feuerflügeln sich zum Himmel aufgeschwungen
Und ist dem Tod vorangeeilt!

Schreibt keinen Namen mir auf meine dunkle Wohnung!
Kein Grabmal! Nein, ich fleh': dem müden Schatten
Schonung!
Ein wenig Sand aufs Grab! Nun ja, das gehet an.
Wenn nur ein Hügel sich, so groß, darüber breitet,
Daß der Unglückliche, der dran vorüberschreitet,
Darauf noch niederknien kann.

Oft, oft in stiller Nacht und bei des Friedhofs Schweigen,
Hört man Gebete auf von einem Grabe steigen,
Im Tode findet ach! die Hoffnung manches Herz.
Den Fuß auf einem Grab gehöret man der Erden
Schon wen'ger an, es muß die Aussicht weiter werden,
Der Geist fliegt leichter himmelwärts.

Brecht, gebt den Winden Preis, den Flammen und den
Wogen,
Die Leyer, draus kein Ton für meinen Geist gezogen,
Die von den Seraphim spielt nun mein Finger bald.
Bald trinke ich wie sie unsterbliches Entzücken,
Es werden dann vor mir die Himmel selbst sich bücken,
Wenn dieser Leyer Ton erschallt.

Bald.... doch schon fühle ich in meine Saiten fallen
Des Todes stumme Hand; sie bricht, sie bricht, und hallen
Hör' in die Luft hinaus ich einen dumpfen Klang.
Es schweigt mein Saitenspiel... das eurige genommen,
Ihr Freunde! oft noch soll mein Geist von drüben kommen,
Vernimmt er euren heil'gen Sang.

Achtzehnte Betrachtung.

Abschied an das Meer.

Neapel, 1822.

Ja, spiele nur um meinen Nachen,
Du holdes Meer, deß heil'ge Flut,
Wie der Geliebten treue Klagen
An dieß Gestade ewig schlagen,
Auf dem der Musen Segen ruht.

Wie gerne bin ich hingeflogen
Auf dir, wenn von des Felsen Höhn,
Orange, Rebe hergebogen
Auf deine klaren tiefen Wogen
Die dunkeln kühlen Schatten wehn.

Wie oft sah man im Kahn mich liegen,
Wie oft ließ ohne Ruder nicht
Ich, meinen Schmerz mir zu betrügen,
Mich ein von deinen Wogen wiegen
Und schloß mein müdes Aug' dem Licht.

Gleichwie ein Pferd, das leicht zu leiten,
Deß Zügel man läßt freien Raum,
Ließst meinen Nachen hin du gleiten
Stets in die kühlsten Einsamkeiten
Auf deiner Wellen weißem Schaum.

O wiege, wiege, einmal wiege
Noch, wieg' zum letzten Male ein,
Wieg' ein dieß Kind, deß Athemzüge
Nur dein sind, das schon in der Wiege
Von Wogen nur geträumt und Hain!

Der Gott, der diese Welt umgeben
Mit deinem kühlen Element,
Ließ sich die Sonne nur erheben,
Um glänzend über dir zu schweben,
Schuf dich, daß drin die Sonne brennt.

Wie meine Augen sich erschließen,
Erschließst du dich des Tages Glut,
Und leuchtet er zu deinen Füßen,
Scheinst du ein Lichtstrom hinzufließen,
Mit deiner golden blauen Flut.

So frei und kühn wie die Gedanken,
Brichst du das Schiff von Königen;
In deinem Grimme, ohne Schranken,
Treu deinem Gotte ohne Wanken,
Bleibst du auf seinen Ruf nur stehn.

Wie deine Grenzen mir verschwinden,
Du Hochbild der Unendlichkeit!
Es irrt der Geist nach allen Winden,
Kann deine Ufer nimmer finden,
Den Ufern gleich der Ewigkeit.

Dein Donnerruf erweckt das große
Echo am Felsgestade hin,
Oder stirbt in des Schilfes Schoose,
Gleichwie der Zephyr in dem Moose,
In leichten, süßen Melodien.

Wie lieb' ich dich, o See, die schweiget,
Wenn bange hin mein Nachen schwebt
Und sich, ein Riese, der sich beuget,
Der schwachen Last die Welle neiget,
Mir ein krystallen Bette gräbt.

Wie liebe ich dich, wenn das Wehen
Des Wests in deinen Grotten ruht,
Dein Ufer lächelnd scheint zu sehen
Der Wälder Schatten auf dir stehen,
Dich schützend vor des Mittags Glut!

Wie lieb' ich dich, kann ich erblicken
Mein Schiff, wie's tausendfarbig glänzt,
Die Weste sehn die Blumen knicken
Und dich wie einen Becher schmücken,
Deß Rand mit Rosen ist bekränzt.

Welch holder Anblick, wenn belebet
Dein Busen wird vom Windeshauch
Und unter meiner Hand sich hebet
Die Woge, auf und niederschwebet;
So wogt der Schönheit Busen auch.

Noch einmal kos' um meinen Nachen
Und dann gib ihm den Abschiedskuß,
Noch einmal singe deine Klagen
Und laß den Schaum ins Schiffchen schlagen,
Daß er mir netze Stirn und Fuß.

Wohin mein Nachen nun auch gehet,
Es ist zum letzten Male heut',
Sei's, wo die Pythia Dampf umwehet,
Sei's, wo Virgilius Grabmal stehet —
Ein jeder Tropfen ist geweiht!

Es durft' mein Herz bei dir gesunden,
Das hart die Welt erst von sich stieß,
Ich hab' bei dir zu allen Stunden
Ein zweites Vaterland gefunden
Und mein verloren Paradies.

Nur zu! o welcher Reiz erfüllt dieß
Land, wohin dringet auch mein Blick,
Aus jeder Welle strahlt ein Bildniß
Und jeder Felsen dieser Wildniß
Ruft einen schönen Traum zurück.

Neunzehnte Betrachtung.

Die Freiheit, oder eine Nacht in Rom.

An Eli. Herz. von Dev.

Wie des einstigen Elysiums Stern herauf am Himmel gleitet,
Auf des heil'gen Colisseums Mauern seinen Schimmer breitet,
Wie der holde Stern der Nächte durch das dichte Dunkel bricht
Und in Stille rings verstreuet sein geheimnißvolles Licht;
Wie der weiße Strahl, der bleichet seine großen steinern Flanken,
Leise sich heruntersenket an den dunklen Epheuranken,
Und in seinen Glanz gehüllet da die schwarzen Trümmer stehn,
Glaubet man das Grab von einem ganzen Volke hier zu sehn,
Drauf noch die Erinn'rung wolle nach den alten Tagen schweifen
Und aus der Vergangenheit Nacht einen Schatten sich ergreifen.

Von Gewölbe zu Gewölbe baut sichs in den Himmel auf
Und das Riesendenkmal trotzet aller ird'schen Dinge Lauf;
Vom endlosen Labyrinthe wird des Menschen Blick
verwirret,
Wenn von Bogen er zu Bogen und von Säul' zu Säule
irret,
Nur mit Schaudern schweift das Auge über diesen düstern
Ort,
Nirgends weiß es sich zu halten, überall eilt's wieder fort.
Dorten senkt, wie eine Stirne, die der Jahre Last gebeuget,
Die Ruine sich zur Erde, von dem Sturm der Zeit geneiget;
Ungeheure Stücke reißen sich von ihren Seiten los,
Wie ein schwarzer Felsen hängt sie über eines Meeres
Schoos;
Dorten kann man von des stolzen Giebels ungemessnen Höhn
Stufenweise sie herunter zu den Gräsern steigen sehn,
Einem Hügel gleich, der unter Blumen stirbt des Thales hin,
Ziehet sie zu unsern Füßen auf der Ebene sich hin.
Und auf diesen düstern Hügeln sieht man ganze Wälder
ragen,
An den wild zerrissnen Seiten haben Wurzel sie geschlagen:
Hier hat sich der freche Epheu der Unsterblichkeit genaht
Und ergreifet siegestrunken, was der Mensch verlassen hat;
Der Vergessenheit wohl gleichend, steigt er, kühn hinauf sich
schlingend,
Von Jahrhundert zu Jahrhundert auf zum Gipfel, ihn
bezwingend;
Und der Buchs, der starre Taxus und der Gräber stiller
Baum
Werfen zitternd ihre Schatten über diesen düstern Raum;

Die Viole kann man sprossend aus den Seiten rings erblicken,
Ihre goldnen Füße senkend in der morschen Steine Lücken,
Ihre langen dürren Zweige wieget sie in stiller Luft,
Wie ein liebes Angedenken blühet sie auf einer Gruft.
Aber zu des stolzen Giebels Höhe nun hinangeschauet,
Dorten hat gerad' am Friese sich der Aar sein Nest gebauet:
Wie der Lärm von meinen Tritten im Gewölbe dröhnend schallt,
Stößt er einen Schreckensschrei aus, tausendfach zurückgehallt,
Schwinget sich empor gen Himmel, senket langsam sich hernieder
Und umkreist in droh'ndem Fluge mir mein Haupt und hält dann wieder.
Von dem Kreuz der Monumente, von der Säulen Marmorhöhn
Höret man der Unglücksvögel schrecklich ächzendes Gestöhn,
Hört, umsonst sein glühend Auge auf im dichten Dunkel schlagend,
Man der Nächte blinden Vogel flattern um die Mauern klagend,
Aufgescheucht durch meine Schritte dort die scheuen Tauben fliehn,
Von Cypresse zu Cypresse, über jene Gräber hin,
Lassen sich auf einer Urne, die am Strande nimmer fehlen,
Nieder sich mit bangen Klagen, gleichend den verbannten Seelen.

Wenn durch diese ungeheuren Trümmer hin die Winde wehn,
Höret man draus bange Seufzer, Klaggeschrei und Aechzen gehn,
Glaubt zu hören man der Jahre Strom, der unter diesen Bogen
Wälze hin in tollem Wüthen seine wild entfesselten Wogen,
Niederreißend und verschlingend, untergrabend Tag für Tag,
Was auf ihn die Hand der Menschen hingebauet haben mag.
An dem düster hellen Himmel siehet man die Wolken schweben,
Ueber dieser Stadt der Todten ihre schwarzen Schatten weben,
Bald verbergen sie den Strahl uns, den des Monds Gestirn gebracht,
Hüllen ein das Riesendenkmal in die dickste, tiefste Nacht;
Bald wird wieder dann ihr Schleier von dem Sturme weggerissen,
Und es gießt ein leichenblasses Licht sich hin zu unsern Füßen,
Das, dem Blitze zu vergleichen, dem geblendeten Auge zeigt
Dieß Fantom aus einer Zeit noch, die längst bei den Todten schweigt;
Und mit einem bleiern Glanze wird das Denkmal überzogen,
Die bewachsenen Gewölbe der in Schutt gefallenen Bogen;

Seine Fundamente, gähnend unter uns wie eine Gruft,
Seine drohnden Giebeldächer, schwebend in der dunklen Luft,
Und das ew'ge Kreuz, das aufwärts von der höchsten Spitze steiget,
Einem Mast gleich anzuschauen, den des Sturmes Wuth gebeuget.

Und das wärest du denn, Roma? Mutter der Cäsaren du!
Gern schweif ich durch deine Trümmer, schloß der Tag sein Auge zu,
Fühle gerne, wie weit stärker als dein Nachruhm ist die Zeit,
Wie sie Schritt vor Schritt die Spuren tilget deiner Herrlichkeit.

Und der Mensch soll noch beneiden seiner Hände Arbeit hier?
Sind den unsre Monumente wohl unsterblicher als wir?
Deine mächtige Ruine, nein, gilt gleichviel vor der Zeit,
Kann zum wenigsten uns trösten ob der eignen Nichtigkeit,
Gerne, gerne mag ich träumen über dieser Todtengruft,
Wenn der Nächte dunkle Leuchte aus der sternbesäten Luft
Auf die Trümmer gleich dem Auge der Vergangenheit hinblickt,
Ueber deinen sieben Hügeln wie ein weißer Schleier liegt
An dem ewig jungen Himmel hell durchschimmernd das Azur,
Alle Bäche läßt erglänzen an den Hügeln von Tibur.

Meine Harfe, dran vorüber nun der Vogel streift der Nacht,
Rufet weinend deinen Trümmern zu: Erwacht! Erwacht! Erwacht!
Aus ihr in der Tiber Fluten laut ein Freiheitsruf erschallt,
Den das Echo ach! kaum einmal, ach! kaum einmal wiederhallt.

„Freiheit! Freiheit! heil'ger Name, so entweiht in unsern Tagen,
„Ach! ich hab' dein hehres Bildniß rein im Herzen stets getragen,
„Wie es glänzte zu Aemilius, glänzte zu Leonidas Zeit,
„Da dir Tempel von der Tiber zum Eurotas noch geweiht;
„Da noch deine stolzen Söhne gegen die Tyrannen schnoben,
„Ihre Fahnen, in Virginias Blute eingetaucht, erhoben,
„Deinen heiligen Geboten bis zum Tode unterthan,
„Bei den Thermopylen fielen die Dreihundert, Mann für Mann;
„Wie du endlich noch von Uri nahmest deine hohen Flüge,
„Zogst von Gipfel hin zu Gipfel, wie der Blitz von Sieg zu Siege,
„Von des Genfersees Gestaden zu den Felsen Appenzells,
„In die Wette mit dem Tode fliegend auf den Pfeilen Tells,
„Deine Söhne von den Bergen in der Ebne hast vereinigt
„Und dem Waldesstrome gleichend alle Thäler drauf gereinigt,
„Und vertrieben die Tyrannen von den Bergen, aus der Flur,
„Deine Herrschaft dir gegründet in der heimischen Sitte nur.

„Damals .... Aber heute, heute mußt mein Schweigen mir verzeihen!
„Da man deinen Namen siehet frech den Uebermuth entweihen,
„Da vom Tajo zur Rodonn er nur die Könige erschreckt,
„Da er Throne und Gesetze dick mit Blute nur bedeckt;
„Deine lautersten Verehrer, Fremdlinge jetzt auf der Erden,
„Müssen von dem Götzendienste schrecklich angewidert werden;
„Wenn im Munde das Verbrechen deinen heil'gen Namen führt,
„Nennen sie ihn länger nicht mehr... daß er nicht zum Spotte wird.
„Einst, ja einst, o Freiheit, Freiheit, klang dein Name ach! so süße,
„Trat dem Gras gleich ein Tyrann uns unter seine blutgen Füße.
„Cato's Dolch ins Herz zu drücken, einstens war es ach so schön!
„Einstens, einstens war so schön es, deinen Namen anzuflehn:
„Deine Opfer durften tragen um das Haupt die Märtyrerkrone,
„Und selbst ihren Seufzern wurde, was Verbrechen nur, zum Lohne,
„Aber betend oder bebend lag die Welt im Staub vor dir —
„Ach wie anders, wie ganz anders däucht die Welt von heute mir!
„Beim Geräusch zerbrochner Fesseln reget sie die trägen Glieder,

„Horch o horch, welch laut Getöse schlägt mir an die
Ohren wieder!
„Die Tyrannen und die Sklaven, die gebeugt, die beugten sich,
„Seit gesieget deine Rechte, wollen alle rächen dich,
„Nun verhöhnen sie gefahrlos Tyrannei, die ist verschwunden,
„Und verfolgen ihren Schatten überall, zu allen Stunden,
„Und der Wahrheit schwache Stimme muß in diesem Sturm
verwehn,
„Wenn das Volk Tyrann geworden, müssen
Könige vergehn.

„Doch beherrschst du ein Jahrhundert, das dich liebet, wie
das Leben,
„Freiheit! und du hast vor Niemand, Niemand, als dir
selbst zu beben.
„An dem Absturz, den hinunter ich seh' deinen Wagen gehn,
„Kann ich tausend Brutus schauen.... aber wo bleibt
Cäsar denn?"

Zwanzigste Betrachtung.

Trost.

Wenn Gott sein Antlitz gnädig mir enthüllet
Und seine Hand mir nimmt von meinem Herz
Und meiner Seele wilden Aufruhr stillet
Und meine Thränen lindert, meinen Schmerz;

Den Wellen gleich, die doch das Ufer lieben,
Von dem sie scheu so oft zurückgebebt,
Dem Schilfe gleich, vom Sturme umgetrieben,
Das erst sich beuget und dann neu erhebt;

Kehr' ich zu Gott zurück, wie neugeboren,
Und denke seiner Züchtigung nicht mehr,
Ein frommes Kind, zum Dienst ihm auserkoren;
Nur Seufzer hört und Segenslaute er.

Der Tage ach! die keine Sonne hatten,
Wie viel! Wie manche sternenlose Nacht!
Wie oft zählt' ich den Schritt der Zeit im Schatten,
Wie selten hat sie mir den Schlaf gebracht!

Doch fort damit! die Zeit, sie sei vergessen!
Was nicht mehr ist, war's jemals da für mich?
Das Glück ist nicht im Frühling da gewesen,
Vielleicht zeigt es als Sommerblume sich!

Dein, dein sind alle Tage, ungezählet!
Du sprichst: es geht, es kehrt zurück die Zeit:
Hast du nicht einen König noch beseelet,
Der schon am Rande stand der Ewigkeit?

So könntest du auch leicht zurücke lenken
Zur Quelle meines Lebens Strom mir hin,
Die welke todte Jugend mir zu tränken
Mit frischer Flut, daß sie würd' neu erblühn;

Dieß Haupt hier mit den lichten Silberflocken,
Drauf aller Schmerz vergangner Jahre liegt,
Beschatten mit des Jünglings schwarzen Locken,
Rein, wie die Woge, drauf der Schwan sich wiegt,

Mit Liebe wieder diesen Blick beleben,
Des Herzens Altar, der im Auge glüht,
Ihm wieder jene keusche Flamme geben,
Die aus der Schönheit Wangen Rosen zieht.

O lasse, Herr, mich diese Palme pflücken,
Entzückt vom Herzen geben nimmer sie,
Wie man die Rosen Saron's kann erblicken
Vom Strom getragen, den durchduften sie.

Wann seh ich wiegen sie mit süßen Klängen
Das Kind, wenn sich die Nacht heruntersenkt,
An ihrem Busen ros'ge Knaben hängen,
Gleichwie die Biene an den Lilien hängt!

Im Schatten eines Feigenbaums, am blauen
Beblümten Bach, da sie der Neid nicht schaut,
Will in der Welt ein Nest ich ihnen bauen,
Wie hin auf Klippen die Seeschwalbe baut.

Den Wermuth will von ihnen ich entfernen,
Den Menschenweisheit mischt in ihren Trank,
Aus meinem Munde sollen sie nur lernen
Als einz'ge Weisheit deines Namens Klang.

Ein Erbe von bescheidenem Gewichte
Laß' ihnen ich, wie Gott den Vögelein,
Des Bachs Krystall, ein Nest, des Baumes Früchte
Und meinen eignen Platz im Sonnenschein.

Ums Haupt die Krone aus verwelkten Kränzen,
Ein alter Baum bei seinen Sprößlingen,
Will ich der Söhne Jugend überglänzen
Den alten Stamm mit frischen Blüthen sehn.

Dann werd' des Alters Hymne an ich heben
Und, trunken noch von deiner Gnade Wein,
Den Becher in der Jugend Hände geben,
In meinem Glücke selig schlummern ein.

Einundzwanzigste Betrachtung.

Die Sterne.

An Frau von P....

Eine Stunde gibt es für den Geist,
Heilig vor den anderen zumeist,
Wenn die Abenddämmerung im Westen,
Für des Tages Scheiden ihn zu trösten,
Auf am Himmel ihren Vorhang rollt,
Auf die Berge streut ihr blasses Gold,
Man ihr Dämmerlicht sieht weithin streben,
Wie ein wallendes Gewand es schweben,
Streifend leicht die dunkle Himmelsflur,
Da die Sterne brechen durchs Azur;
Wenn die goldnen Welten in den Wolken,
Denen sehnsuchtsvoll die Blicke folgen,
Wenn die Inseln, wie aus Licht gemacht,
Streuen Goldstaub auf den Weg der Nacht,
Wenn die dunklen Schatten all vergehen
Und der Abendwind mit leichtem Wehen

In des Aethers Raume weit und breit
Sie mit reichen Händen rings verstreut.
Sehn kann man sie itzt, dann nimmer sehn,
Diese schweben über Waldeshöhn,
Wie ein Himmelsvogel, dessen Flügel
Funkengarben sprühen auf die Hügel.
Wie ein Lichtstrom leuchten die im Raum,
Wie ein Fels, gebleicht vom Meeresschaum;
Pferden gleich sieht andere man rennen,
Um ihr Haupt die Flammenmähnen brennen;
Diese scheinen, näher uns gestellt,
Offne Augen über der schlafenden Welt;
Um des Himmels blauen Rand gezogen,
Weiße Schleier andre Sterne wogen,
Die von fernen Ufern kommen allzumal,
In dem Ocean leuchten mit des Morgens Strahl.

Gott allein kennt Alter, Zahl und Ferne
Seines höchsten Werks, der lichten Sterne;
Diese werden schon vor Alter bleich;
Die verschwimmen in des Aethers Reich;
Blumen gleich, bei seines Odems Weben,
Jugendlich empor ihr Haupt die heben,
Und ihr frischer Glanz, der Osten schmückt,
Auch des Menschen Auge hoch entzückt;
Und, so wie sie aus dem Raume kamen,
Grüßt er neugeboren sie mit Namen.
Wer, den trunken je ihr Blick gemacht,
Dessen Auge ihnen folgt bei Nacht,

Hat nicht, wenn die reinsten er erblicket,
Mit der Liebsten Namen ihn geschmücket?
Ja, ich selbst.... ich bet' zu einem Stern,
Still, verwaist, als meines Schicksals Herrn,
Der mir oft vom Aether zugelächelt,
Kühlung meiner Stirne zugefächelt,
Dessen Glanz, vom Thaue leis befeuchtet,
Nur das Aug' ist, das auf Erden mir geleuchtet.
Trüg', o trüg' er in dem Himmel doch
Der Geliebten lieben Namen noch!

Leise kommt die Nacht herangezogen,
Tausend Welten sieht man schimmernd wogen,
Die in ihren Lauf uns mit sich ziehn,
Fort nach unbekanntem Ziele hin.
Oft bei Nacht, wenn Weste sich erheben,
Fühlt die Erde wie ein Schiff man schweben,
Und die Berge deckt ein Glanzesschaum,
Ruhig schwimmen sie im klingenden Raum;
Die azurnen Wogen, die sie tragen,
Hört den Nord man an die Erde schlagen,
In den Masten ächzt und seufzt der Wind,
Sturmgepeitscht des Fahrzeugs Flanken sind,
Und mit Wollust in den Abgrund schauend,
Wiegt der Mensch sich drauf, dem Steurer trauend!
Sonnen! Welten, die gleich uns ihr irrt,
Sagt' Er euch nicht, wohin er uns führt?
Nicht in welchen Himmelshafen wir einst schwimmen?
Welches Ziel er unsrem Fluge wird bestimmen?

Werden wir an Todtenufern landen,
In der Nacht an Weltenklippen stranden,
Durch das All des Schiffes Trümmer streuen,
Oder seiner Führung uns erfreuen,
Ewgen Anker werfen aus an selgem Ort,
Schlummertrunken nahen einem Himmelsport?

Die ich höher seh' am Himmel ragen,
Ihr, Glanzwelten könnet es mir sagen!
Reiner ist der Ocean, drin ihr schwimmt
Und ein reiner Licht um euch erglimmt;
Ihr, ihr wisset es in eurer Klarheit;
Denn das Licht ist ja ein Bild der Wahrheit.
Darf ich glauben eurem Silberlicht,
Das durch grüne Waldesdome bricht,
Das auf stürm'sche Meere strahlend quillet
Und der Wogen wilden Aufruhr stillet,
Das, noch lieblicher denn Tagesschein,
Tugend, Andacht, Liebe flößet ein,
Das, wenn ein wir seine Strahlen saugen,
Eine Thräne lockt aus unsren Augen;
Darf ich glauben jenem innern Sinn,
Der nach euch die Liebenden zieht hin,
Nach euch zieht der Schönheit Sehnsuchtsblicke
Und des Aars und Dichters Flammenflüge,
Himmelszelte, Eden! Tempel mir!
Selge Unschuldswohnungen seid ihr:
Nächtlich fühl' ich Frieden auf mich fließen,
In das Herz sich tiefe Ruhe gießen.

Liebe, Wahrheit, diese Himmelsfrucht,
Die der Mensch mit wildem Streben sucht,
Nähren ewig dort des Lebens Kinder,
Ihrer goldnen Fülle wird nicht minder;
Schwingt der Mensch sich einst zu euch empor,
Findet Alles er, was er verlor.
Ach! wie oft sah man in tiefem Schweigen,
Diese Höhen mich allein besteigen,
Wenn die Nacht den dunklen Schleier wob,
Mit dem Fuße jeder Wunsch sich hob,
Ach wie oft rief ich hin in die Ferne:
O ihr Himmelsblumen, schöne Sterne,
Lilien beneiden euer Licht:
Warum bin ich euer einer nicht!
Dürft' ich mich des Erdenjochs entladen,
Mich in jenen lichten Sphären baden,
Ziehn ein Feuer mehr im Aether hin
Und zu meines Gottes Füßen blühn,
Um die Stirn der höchsten Schönheit flimmern,
Ein Juwel im heil'gen Diademe schimmern!

Im Azur der Fluten von Krystall,
Meiner Erde denkend jedesmal,
Würd' ich stets um Mitternacht erscheinen,
Auf die Berge, die ich liebte, scheinen,
Durch der Zweige grüne Schatten glühn,
Mit des Baches Wogen ziehen hin,
Brechen sanft durch einer Wolke Schleier
Wie ein Liebesblick mit keuschem Feuer:

Und den Menschen würd' ich suchen gehn;
Könnt' ich eine Denkerstirne sehn,
Augen, die im Schlafe nie sich schließen,
Die in Trauer sich vor Gott ergießen,
Herzen, die ein hohes Leiden drückt,
Seelen, die der bange Schmerz umstrickt,
Einen unglückselgen, armen Mann,
Der bei Tag nur seufzen, nächtlich weinen kann,
Ein Genie, gepeinigt von dem Geist,
Der zu weit es ins Unendliche reißt — —
O voll heil'ger Freundschaft würd' mein Strahl,
Leiden, die auch er gekannt einmal,
Nur zu gut, ja, heilen ohne Säumniß
Und herunter wie ein Liebesgeheimniß
In die kranken Herzen sich ergießen,
Um die tiefgebeugten Stirnen fließen;
Und es würd' mein brüderlicher Schein
Ihnen an dem Busen schlafen ein,
Ihnen lächelnd in den Augen quillen,
In der Göttersprache würd' enthüllen
Ihnen ich ein Wort, das ich verstand,
Vom Geheimniß, das das Unglück ahnt,
Ihre Thränen trocknen; wenn sich zeigte
Hell der Tag und wenn mein Glanz erbleichte,
Würd' ich, fliehend ihres Auges Saum,
Lassen dort noch manchen holden Traum,
Hoffnung, Friede und ihr Herz würd' leicht und rein
Vor dem Morgenroth noch schlafen ein.

Freundliche Gespielen, Schwesternsterne,
Goldner Schmuck der blauen Aetherferne,
Die ihr, wie des Himmels Harfe klingt,
Eueren melod'schen Reigen schwingt,
Mit euch schwing' ich auf mich über Wolken,
Im Azure eurem Zug zu folgen,
Ja mein Auge sei von euch geführt,
In dem Feuerlabyrinth, drin sich's verliert;
Ihr sollt lehren preisen mich, verstehen,
Den wir suchen, den ihr dürfet sehen;
Wenn eu'r Licht um meinen Busen spielt,
Fühle ich drin . . . Alles, was ihr fühlt.

Zweiundzwanzigste Betrachtung.

Der Geist Gottes.

An L. von V....

Der uns verzehrt, der Himmelsfunken,
Wie gleichet doch dem Feuer er,
Das Hirten, wenn der Tag gesunken,
Anzünden um die Waldung her:
Die Flammen brennen ruhig weiter,
So lang der Himmel still und heiter;
Doch brauset erst der Sturm daher,
Wie schlagen sie um Waldeshöhen!
Der Horizont ist anzusehen
Ein endlos wallend Feuermeer.

Mein Geist! Mein Geist! Von welchem Strande
Kommt jener Hauch, aus welchem Raum?
Wird wehen er aus Sturmes Lande,
Ein Seufzer sein, der hörbar kaum.
Wird spielen mit des Zephyrs Fächeln

Um meine Leyer er mit Lächeln,
Wie um die Blum' an Baches Bord?
Wird vor dem Rauschen seiner Schwingen
Die schwache Saite klingend springen,
Vom wilden Schmerzensschrei durchbohrt?

Aus Morgen oder Nacht geboren,
Entzücken bringend oder Tod,
Der tapfre Sinn, der dich beschworen,
Trotzt jedem Leiden jeder Noth!
Das Herz, berauschet Harmonie es,
Fragt nach dem Preise des Genie es?
Ist es der Tod, es bricht, wohlan!
Klang einstens nicht aus Orpheus Munde,
Da ihn die Flut verschlang, zur Stunde
Ein ewger Seufzer himmelan?

Den Sterblichen all in die Runde
Wird niemals er willfährig sein,
Der Geist weht nur zu seiner Stunde
Und schläfet nimmer, nimmer ein....
Die Lippen nur ihm rein gehalten,
Das Auge keusch und ohne Falten
Die Stirne, wie vorm Tempel man
Von Kindern, Jungfraun, halb verschleiert,
Mit blühnden Rosen sieht gescheuert,
Auf der ein Gott sich naht, die Bahn.

Der seine Wiege war gewesen,
Vom Strande fliehend, sah bei Nacht
Ein tief geheimnißvolles Wesen,
Der Labans Herden sonst bewacht;
Wie Sterne sind die falben Funken
Dem Engel aus dem Aug' gesunken,
Sein Schritt erschütterte das Thal;
Die Brust schien vom Orkan gehoben,
Die Nüstern seiner Nase schnoben
Gleichwie des Sturmwinds Widerhall.

In schreckenvollem Schweigen stand er
Genüber Labans altem Gast;
Dann stürzen plötzlich auf einander
Sie sich, von gleicher Wuth erfaßt;
Die Arme drohend sich verschlingen,
Die Stirnen krachen, Glieder springen,
Und Seite sich in Seite schmiegt;
Wie, die man fället, hohe Eichen,
Sich ihre beiden Körper neigen,
Auf den verschränkten Knien gewiegt.

Der Kampf, er woget hin und wieder,
Bis Jakob endlich unterliegt,
Er wankt, er fällt, doch ziehet nieder
In seinen Sturz, der ihn besiegt:
Wie Wuth und Schrecken ihn bezwingen,

Hat er urplötzlich zu entringen
Dem Gottesstreiter sich gewußt;
Er greift ihn an, er überwindet,
Und setzt, da er besiegt ihn findet,
Sein glorreich Knie ihm auf die Brust!

Ob er den Engel auch besieget,
Noch ihm die volle Kraft gebricht,
Auf seiner Brust bedrückend lieget
Des Himmelsfeindes schwer Gewicht:
So hat er, seit des Abends Stunden
Ins nächt'ge Dunkel hingeschwunden,
Bald Sieger, bald vom Siege fern,
Gekämpfet bis zum lichten Morgen
Mit dem, deß Name ihm verborgen....
Und das, das war der Geist des Herrn!

Erwarten sorglos wir und heiter
Des Himmels Hauch, und fromm und still;
Wir von uns selber sind Nichts weiter,
Als ein melodisch Saitenspiel.
Rührt uns der Finger nicht von Oben,
Ist aller unser Klang zerstoben,
Wie auch die Leyer ihn begräbt,
Wenn nicht die Hand die heil'gen Klänge
Weckt und die schlummernden Gesänge
Ans helle Licht des Tages hebt.

Dreiundzwanzigste Betrachtung.

Das Kreuz.

Das ich der Sterbenden nahm vom erblaßten Munde,
Nahm mit dem letzten Hauch, dem letzten Abschied ihr,
Du doppelt heiliges Geschenk aus solcher Stunde,
Bild meines Gottes mir!

Wie oft hab' deinen Fuß in Thränen ich getauchet,
Seit jener Stunde, da von eines Märtyrers Herz
In meine Hand du kamst, noch leise angehauchet
Vom letzten Todesschmerz!

Der heil'gen Kerze Schein mit dem Erlöschen ringet,
Der Priester spricht dazu das schöne Todeslied,
Dem Liede gleich wohl, das dem Kind die Mutter singet,
Wenn sie es schlummern sieht.

Um ihre Stirne war ein Hoffnungsstrahl erglommen,
Und ihre Schönheit traf dem Blitze gleich mein Herz,
Und ihre Majestät hatt' an der Tod genommen,
Und ihre Huld der Schmerz.

Im aufgelösten Haar sah ich die Weste weben,
Das bald ihr Antlitz frei und bald verhüllt mir gab,
So sieht den Schatten man schwarzer Cypressen schweben
Ob einem weißen Grab.

Herunterhängend konnt man einen Arm erblicken,
Der andere erschöpft auf ihrem Herzen hielt,
Er schien zu suchen noch und an den Mund zu drücken
Des Welterlösers Bild.

Die Lippen öffneten sich, küssen es zu können,
Doch mit dem Himmelskuß war auch ihr Geist entflohn,
Ein leichter Wohlgeruch, den, eh' sie ihn verbrennen,
Aufzehren die Flammen schon.

Um den erstorbnen Mund lag holder, selger Friede,
Im stillen Busen ging der Athem nun zur Ruh,
Und der erloschne Blick deckt mit dem Augenliede
Die matten Strahlen zu.

Ein Schrecken faßte mich, so namlos, wider Willen,
Der Liebe heil'gem Rest wagt' nicht zu nahen ich,
Als hätt' die Majestät des Todes schon im Stillen
Geweihet ihn für sich.

Nicht wagt' ich's!.... Doch es mußt' der Priester mich
verstehen,
Aus ihrer starren Hand gab er das Kreuz nun mir:
„Die Hoffnung kannst du hier und die Erinnrung sehen,
Nimm sie, mein Sohn, mit dir!"

Ja, ja, und du sollst mir, des Todes Erbschaft, bleiben!
Auf ihrem Grabe sah wohl siebenmal schon ich
Den Baum, den ich gepflanzt, von Neuem Blätter treiben,
Und nicht verließt du mich.

Nah' diesem Herzen, ach! dem Alles bald entrücket,
Hast vorm Vergessen du, ja du, beschützt sie nur,
Und tropfenweise hat mein Auge eingedrücket
Dem Elfenbein die Spur.

Der Seele letzter Freund, die vor des Himmels Pforte,
Komm, bleib' am Herzen hier! komm sprich und sage mir,
Was sie da zu dir sprach, als ihre schwachen Worte
Nur drangen noch zu dir.

In jener Stunde, da die Seele kehrt nach innen,
Sich unterm Schleier birgt, der unsre Augen deckt,
Sich sammelt unser Geist, fern den erstorbnen Sinnen,
Vom Abschied unbewegt;

Da, da, wenn zwischen Tod und zwischen Leben schweben
Wie eine Frucht, die bald vom Baume fällt herab,
Muß unsre Seele und bei jedem Hauche beben
Ueber dem dunklen Grab;

Wenn dumpfer Todtensang, wenn Seufzer und wenn Jammern
Den Geist nicht mehr erweckt, der müde nun und still,
Der an die Lippen sich des Sterbenden anklammern
Als letzter Freund noch will;

Des Dornenpfades Müh' und Schrecken zu versüßen,
Daß sein gesenkter Blick zu Gott erhebe sich,
Du Himmelströster, deß geheiligt Bild wir küssen,
Was sagst du ihm? O sprich!

Du, du kannst sterben! ja, und die du einst vergossen,
Da du umsonst gefleht, in jener Schreckensnacht,
Vom späten Abend sind die Thränen dir geflossen,
Bis hell der Tag erwacht.

Vom Kreuze, da der Herr sein Anschaun dir gewährte,
Sahst trauernd die Natur du und ein klagend Weib,
Ließst deine Freunde auch, wie wir, auf dieser Erde,
Dem Grabe deinen Leib!

Im Namen dieses Tods — o nimm aus meinem Munde
Den letzten Schmerzensschrei in deinem Busen an:
Denk' an die deinige, erscheinet meine Stunde,
O du, der sterben kann!

Die sie zuletzt geküßt, ich such' die heilge Stelle,
Da sie zu deinem Fuß aushaucht ihr Lebewohl;
Es komm' ihr Geist, daß er geleiten meine Seele
Zum selben Gotte soll.

O nähme, nähme dann in meiner letzten Stunde,
Betrübt, doch still gefaßt, in trauerndem Gewand,
Ein weinender Engel mir, mein Weib, von meinem Munde
Das heilig theure Pfand!

Stütz' sie beim letzten Gang, erheitere ihr Sterben,
Und laß der Liebe und der Hoffnung hohes Pfand
Von dem, der scheidet, dich auf den, der bleibt, vererben
Und geh von Hand zu Hand.

Bis einst die Todten gehn aus dunklen Grabestiefen,
Vom Himmel siebenmal sie eine Stimme ruft,
Und die im Schatten längst des ew'gen Kreuzes schliefen,
Erstehen aus der Gruft!

Vierundzwanzigste Betrachtung.

Die Einsamkeit.

O glücklich, wer abseits vom Wege lenkt,
Wer in der Wüste Schatten sich versenkt,
Den Staub abschüttelt der zertretnen Fluren,
Im Leben schon vernichtet seine Spuren,
Wer sich begräbt in tiefster Einsamkeit,
Nur Hoffnung nährt und trinkt Vergessenheit!
Wie jene reinen Geister in dem Aether,
Hoch über diesem Erdenschatten steht er,
Des Schicksals Launen ausgesetzt nicht mehr,
Sieht lächelnd des Triumphes Wagen er!....
Er sieht der Leidenschaften flackernd Feuer
Den Menschen lüften stürmisch ihren Schleier;
Sein Friede aber trübet nimmer sich,
Er ruht in Gott, der unveränderlich;
Schaut auf die Berge, seine Hochgedanken,
Die Wind und Wetter, Blitz und Zeit nicht wanken,

Der höchste Wurf von Gottes Schöpfungstrieb,
Darein er seine ew'ge Dauer schrieb.
Wenn sie die Morgenröthe überglänzet,
Mit Purpurrosen ihre Giebel kränzet,
Ihr Haupt in tiefer Nacht ein Himmelslicht
Begeistrungglühend aus dem Dunkel bricht,
Da siehet man ihn um die Hügel fliegen,
Die um den Berg als seine Kinder liegen,
Die schattigen Seiten steigt hinab er bald,
Verschwindet langsam in dem Pinienwald,
Im Bette, drin sich keine Ströme wälzen:
Bald wölben drohend über ihm sich Felsen,
Bald hemmen sie ihm plötzlich seine Bahn,
Er weicht zurück und steigt sie dann hinan;
Hinauf zieht ihn ein namenloses Sehnen
Und unter sich sieht er den Abgrund gähnen.
Er steigt, er steigt, der Horizont wird weit
Und vor ihm dehnt sich die Unendlichkeit;
Die dunklen Schatten alle nun zerschellten
Und unter seinen Schritten wachsen Welten:
Und oben ist er, wo sein Aug' entzückt
Herr ist des Raums, wo frei, wo frei es blickt.
Wenn da der Geist, zum Urquell aufgeflogen,
Nicht rauschen hört des Menschenlebens Wogen,
Mit jedem Flügelschwunge nach dem Haus
Des Vaters dehnt sein Horizont sich aus;
Den Schleier lüftet er von allen Welten,
Und hell sind ihm, die niemals sich erhellten,
Er schwingt sich zu den Höhen, wo der Blick
Der Seraphim ruht auf der Welt Geschick.

Gegrüßt ihr Strahlenhöhn, ihr Eisesfluren,
Drein noch kein Menschenfuß gedrückt die Spuren;
Dran schaudernd selbst der Blick aufranket sich,
Die ihr getragen nur den Aar und mich!
Erschaffen an dem ersten Schöpfungstage
Gab Gott euch eine ew'ge Unterlage!
Des Weltalls Grenzen, die seit jener Zeit
Nie ihre Form geändert, nie ihr Kleid!
Umsonst die Wolken eure Gipfel stürmen,
Die Wogen sich in euren Schlüften thürmen,
Der Blitz, er schlägt umsonst in euer Haupt;
Wird ihm auch Augenblicks der Glanz geraubt,
Erlöscht zuweilen auch sein hell Gefunkel,
Und hüllet es in Nacht sich ein und Dunkel,
Aus jedem Sturz erhebt es siegreich sich
Und spricht zu Gott dem Herrn: Hier, hier bin ich!
Und ich, allein hier an des Alles Grenzen,
Seh' weit, weit unter mir die Blitze glänzen,
Es peitscht der Wind die Wolken vor sich her,
In wilden Schaaren jagen sie einher,
Ich seh' sie, Wogen gleich, bei Blitzes Gluten
Endlos in uferlosen Betten fluten,
Ihr Stolz an diesen Höhn muß brechen sich,
An dieser Klippe scheitern ewiglich.
Um's Haupt, indeß ihr Fuß von Nacht umgeben,
Ein Diadem der Sonne Strahlen weben,
Vom Morgen, wenn herauf ihr Wagen fährt,
Bis Abends müde sie zur Ruhe kehrt,
Auf ihrer ganzen langen Flammenreise,
Schwächt hier kein Schatten ihre lichten Gleise;

Sie hält, steigt schon die dunkle Nacht herauf,
Hier zärtlich inne noch in ihrem Lauf.

Umgeben von den mächtigsten Gestalten,
So Geist, wie Auge weiter sich entfalten,
Er glaubet, athmend diese Freiheitsluft,
Den alten Glanz zu wecken aus der Gruft,
Ja, in der Himmelsluft bin ich vor Sorgen,
Vor Haß, Verfolgung und vor Neid geborgen,
Kein Menschenelend quält und drückt mich hier,
Es fällt von selbst, wie dumpfes Blei von mir.
Die Welle hier ist rein und unbefahren,
Kaum kann ein Bild der Welt man drin gewahren,
Doch du, o Gott, steigst leuchtend draus hervor,
Schaust aus dem Spiegel zu dir selbst empor.
Gleichwie dem Priester, an allerheiligster Stelle,
Enthüllet jeder Schritt dich meiner Seele;
Die stille Nacht, der Wälder Schatten hier,
Verräth manch göttliches Geheimniß mir;
Es muß der Geist den tausend Stimmen lauschen,
Hört in der Wüste dein Orakel rauschen.
Des Oceans Woge sah ich, hochgeschürzt,
Ein stolzes Roß, das durch die Ebne stürzt,
Du ließest seine feuchte Mähne wallen,
Du ließest brausend seine Stimme schallen;
Du warfst ihm deinen Zügel ins Genick,
Und grollend kehrt' zum Abgrund es zurück.
Ich sah den Fluß mit zarten Blumen spielen,
Und ihn von Hain zu Hain sein Bett sich wühlen,

Ich hab' die kühlen Schatten es umwehn,
Sich wiegen drauf des Fischers Kahn gesehn.
Ich sah des Blitzes Strahl vom Himmel fallen,
Wie Feuerschlangen auf den Wogen wallen,
Den West, geschwängert mit des Honigs Duft,
Des Azur's Schleier fächeln in der Luft:
Die Taub', den Flug versuchend mit noch nassen
Flügeln, sich scheu im Neste niederlassen,
Dann langsam schwebend über'm Meer dahin,
Sich klagend setzen an dem Ufer hin.
Des Himmels Nachbarn sah ich hocherfreuet,
Den Schnee, drauf Morgenroth die Rosen streuet,
Des Winters Wasserschatz, der tausendfach
Sich seinen Lauf durch unsre Felder brach,
Ich sah zu Hunderten krystallne Felsen
Das schier erstorbne Grün belebend schmelzen.
Die Bäche, von den Schwindelhöhen sausend,
Die Ströme, in granitnen Betten brausend,
Der Fels, trotzend der Zeit auf jede Weise....
Die Welt ist nur ein Lied zu deinem Preise!

Fünfundzwanzigste Betrachtung.

Sapho.

Antike Elegie.

Schon erhob sich der Tag, es schlug das Meer ans Gestade;
Also Sapho begann, stehend am Uferstrand;
Um sie her auf den Knien sich neigten die Töchter von Lesbos
Ueber die Tiefe hin, schaueten staunend die Flut.

Des Verhängnisses Fels, o unermeßlicher Abgrund,
Ohne Zagen und Furcht trete zu euch ich heran!

Venus wollt ihr rauben ihr längst geweihetes Opfer;
Amor hab' ich verkannt, Amor strafet mich nun.
Deine Flut, Neptunus, sie soll willkommen mir nun sein!
Siehst du, wie ich mein Haupt habe mit Blumen bekränzt?

Sieh! die Stirne, so lang vom Ueberdrusse behauset,
Wie zum Feste so oft, jetzo zum Tode geschmückt!
Heute umleuchtet sie die hohe, die heilige Binde.
Sagen hör' ich, dein Schoos — — aber kaum glaube ich es,
Rette uns von der Wuth des unversöhnlichen Amor,
Und, wenn neu wir erwacht, schwinde Erinnerung selbst.
Aber wozu, o Gott, auch immer verhelfe der Abgrund,
Nicht mein Leben, ich fleh', länger erhalte es mir!
Denn ich kam nicht, zu suchen in deinen heiligen Wellen
Leichte Vergessenheit nur, die mir die Seele nicht heilt,
Nein, ich kam, ich kam, die Ruhe der Gräber zu suchen,
Nimm, o König des Meers, gnädig mein Opfer denn an!
Doch ihr weinet? Warum? Warum die eitelen Klagen?
Singet, o singet ein Lied, Töchter von Lesbos, o singt!
Ewig verfolgst du mich, o unglücksel'ge Erinnrung?
Nahe beim Tempel, in Venus geheiligtem Hain,
War's, ich selbst, der Venus stets unerbittliche Priestrin,
Sang auf der Leyer ein Lied, meiner Unsterblichen Preis;
Plötzlich am Fuß des Altars, ha! mußte dich ich bemerken —
Götter! wie mir das Herz hoch von Entzückungen schwoll!
O ihr Götter! wie kann ich all die Gluten beschreiben,
Die wild lodernd zugleich mir in dem Busen geflammt!
Meine Zunge erstarrt, im Mund erstarben die Worte
Und die Leyer entsank meiner zitternden Hand.
Nein! nicht schöner bist du der undankbaren Daphne erschienen,
Hast nicht schöner dich ihr, Sohn der Latona gezeigt;

Nicht, mit dem Thyrsusstab, in ewiger Jugend erblühend,
Wie er von Indien zog hohen Triumphes einher,
Zeigte glänzender sich der Gott Erigone's Blicken.
Alle schritten vorbei.... seiner ach! dachte ich nur!
Nimmer schämte ich mich der Flammen, die er entzündet,
Seine Wohnung hab' ich täglich, ja stündlich umirrt;
Sehnsucht trieb mich umher, an seine Schritte gefesselt
Hatte mich, glaubet es mir, mehr als menschliche Macht.
O wie gerne sah ich im Ringplatz ihn, im Theater,
Wenn des entzücketen Volks Augen er auf sich gewandt,
Wenn fernhin den Diskus er warf mit sicheren Händen,
In den Spielen den Sieg trug über Alle davon!
O wie gerne sah ich ihn über die Mähne geneiget
Eines elischen Pferds, schnell wie beflügelter Wind,
Wenn es im Laufe zuerst anlangte am Ziele der Rennbahn
Und er bekränzet das Haupt kehrete langsam zurück!
O wie hob sich mein Herz bei jeglichem seiner Triumphe!
O wie jauchzte mein Geist, ward er als Sieger gekrönt!
O wie gerne hätt' ich der schönen triefenden Stirne,
O wie gerne allein ab den Staub ihr gewischt!
Alles hätt' ich gegeben, selbst meine Schönheit, ihr Götter,
Eine Minute nur seine Schwester zu sein!
Ihr, die niemals etwas noch für mein Glück ihr vermochtet
Von des Permessus Strand, schwache Unsterbliche ihr,
Ich, ich habe den Jüngling in eueren Künsten belehret,
Jene Lieder voll Glut habe für ihn ich verfaßt,
Jene Lieder, womit ich Griechenlands Männer entzückte,
Jene Lieder, die selbst hätten den Hades gerührt —
Sein Herz rührten sie nicht, o unglückselige Sapho,
Deine Zärtlichkeit hat er mit Undank dir bezahlt.

Eure Seufzer verdoppelt, verdoppelt eure Klagen!
Weinet, o weinet um mich, Schwestern von Lesbos, o weint!

Hätten mein Lieben, mein Lied und meine ohnmächtigen Reize
Seinem eisigen Sinn ihn zu entreißen vermocht;
Hätte der Undankbare sich endlich rühren nur lassen,
Hätten wenigstens ihn doch meine Thränen erweicht;
Nimmer hätte die Hand der Götter Tage gesponnen
Einem Sterblichen, mit süßrem Genusse erfüllt.
O wie hätte ihm doch die Liebe sein Leben verherrlicht,
Daß die Unsterblichen ihn hätten beneidet darum!
Deren Ruhm so weithin erschallt, der Sapho Geliebter,
Stürbe, den Göttern gleich, nimmer in meinem Gesang.
O ich ließe für ihn von deinen heilgen Altären
Steigen zu jeder Zeit Opfergerüche hinauf;
Venus, Venus, für ihn, für ihn nur würde ich legen
Auf der Liebe Altar Spenden bei Tag und bei Nacht.
O ich hätte für ihn zu des Verhängnisses Schwestern
Ganze Nächte hindurch glühnde Gebete geschickt,
Oder ich hätte zur Hand die melodische Leyer genommen,
Einzig gespielet darauf, was ihm am besten gefiel.
Ja, ich hätte für ihn in Joniens Spielen den Siegern
Selbst den Preis des Genies streitig zu machen gesucht.
Den man willig mir bot, es wäre der glänzende Lorbeer,
Hätt' ich für ihn ihn gepflückt, theurer gewesen mir nur;

Gerne hätt' ich den Lohn des Siegs ihm zu Füßen geleget,
Und mit den Strahlen des Ruhms ihm seine Stirne geschmückt.

Wenn ein stilles Gebet den stolzen Sinn mir gebeuget,
Habe, o Phaon, so oft ich deine Schwelle geküßt.
Weigert auf ewig mir auch den holden Namen der Gattin
Deine Strenge, so laß, lasse mich wenigstens doch,
Deine Sapho, bei dir, o Phaon, Theuerster, leben,
Sklavin, wie du befiehlst, aber nur leben bei dir.
Darf mein Leben sich nur an deiner Seite verzehren,
Trag ich den Namen auch nicht, trag ich doch gerne die Schmach;
Darf ich dich sehn und weinst du solcher Fülle der Liebe,
Wenn ich entschwebe von dir, eine Thräne nur nach!
Fürchte mich, Theuerster, nicht und meine Schwachheit nicht fürchte,
Meiner Zärtlichkeit leiht Venus gewiß auch die Kraft.
Auf der Erde, der See, an deine Schritte gefesselt,
Mitten ins Kampfgewühl sähest du folgen mich dir;
Trotzen sähest du mich Mavors unbändigem Grimme,
Liebend wenden von dir jegliches drohnde Geschoß,
Zwischen den Tod und dich zu treten immer gerüstet....
O welch einziges Glück, wär' ich gestorben für ihn!

Aber wenn endlich von Bellona's Drangsal ermüdet
Unter dem Zelte du dich stärkendem Schlummer ergäbst;

Fände, o Phaon, dein Schlaf, der für mich nimmer vorhanden,
    Fänd' er die ganze Nacht wachend mich einzig um dich;
Oeffnete vor der Zeit dir eine Sorge das Auge,
    Schlüge die Leyer ich an, die auf den Knieen mir ruht,
Sänge ein Lied dir vor von meiner unsterblichen Liebe,
    Wiegte das Leiden dir ein mit dem entzückenden Sang.
Oft schon sprach ich, es trugen davon mein Flehen die Winde,
    Und das Echo allein hallte die Klagen zurück;
Und das Echo allein verstehet auch heute mein Leiden!
    Weinet, o weinet um mich, Töchter von Lesbos, o weint!

Du, die einst mein Glück, die einst mein Stolz mir gewesen,
    Leyer, die meine Hand rührete einzig für ihn,
O wie peinigt mich heut' dein Anblick, sonst so erwünschet,
    Und ein jeglicher Ton mahnet an Schmerzliches mich,
Meine Liebe und Schmach, den Bösen, der mich geflohen;
    Brich denn in meiner Hand, brich, fluchwürdige, brich!
Nimmer häng' ich dich auf an Venus heilgen Altären,
    Nimmer höre man dich klingen im heiligen Hain!
Deine Trümmer möge der Sturm im Meere zerstreuen!
    Und von meiner Qual bleibe die Spur nicht zurück!
O daß ich könnte zugleich in diesem Meere versenken
    Meinen verderblichen Ruhm, meinen verderblichen Sang!
Daß von der Erde ich könnt' all meine Spuren vertilgen,
    Ganz mit Körper und Geist steigen zum Hades hinab!

Und drin Phaon nur lebt, die Rollen alle verbrennend,
Meines Namens Schmach nehmen hinunter mit mir!

Würden die Götter nur, die seine Strenge beleidigt,
Den hartherzigen Mann jetzo geleiten hieher;
Würde der Grausame ach! doch dieser Höhe sich nahen,
Sehen auf diesem Fels Sapho verzweiflungsvoll stehn,
Aufgelöset das Haar, in Thränen schwimmend die Augen,
Wie sie den einsamen Strand mit ihren Klagen erfüllt,
Glühend noch immer für ihn, und ihm ihr Schicksal verzeihend,
Wie sie zu ihrem Tod Zubereitungen trifft —
O er würde gewiß von meinem Unglück gerühret
Und es reuete ihn, daß er mich also verschmäht;
O er ließ' sich gewiß von meinen Thränen entwaffnen,
Spräche zu Sapho: O komm, lebe zu lieben mich noch!

Ha! was sprach ich? es ist, von seiner Sapho entfernt, ihm
Statt der Liebe vielleicht Reue im Herzen erwacht,
Und es haben die Götter vielleicht den Sinn ihm gewandelt,
Und er schaudert und hält, lenket die Schritte zurück:
Kommt und hält mich auf noch an dem Rande des Abgrunds,
Ja er kommet! er ruft! rettet sein Opfer! o horcht!
O was hör' ich? o horcht! Drang nicht von Lesbos herüber
Ein entferntes Geräusch? Hörtet das Echo ihr nicht:

Ja, ich hab' ihn erkannt, den Ton der theueren Stimme,
Hab' von dem Wege gesehn wirbelnd steigen den Staub!
Schauet, ihr Jungfraun, schaut! Seht nicht den Hügel herunter
Ihr ihn steigen, wie er strecket die Arme nach mir?
Nein! Nein! Alles ist stumm, die ganze Natur ist erstorben,
Und das Schweigen des Tods herrscht auf der Erde umher;
Wie verlassen der Weg!... ich höre der Fluten Gebraus nur!
Weinet, o weinet um mich, Töchter von Lesbos, o weint!

Aber schon beschleunigt den Lauf am Himmel die Sonne
Und es rollet bereits rascher ihr Wagen herauf;
Die du heute mir wirst den letzten der Tage bescheinen,
Letzte Sonne, leb wohl, lebe du Morgenroth wohl!
Morgen werdet ihr noch in diesen Fluten euch malen,
Und ich sterbe! ach! ich lösche für immer nun aus.
Heimische Fluren, lebt wohl! leb wohl, du holdes Gestade,
Theueres Lesbos, leb wohl, Venus geheiligtes Land!
Ufer, da ich das Licht vom Himmel habe empfangen,
Hehrer Tempel, da mich meine Mutter geweiht,
Schon als Kind, mit zitternder Hand den ewigen Göttern,
Und der Venus zum Dienst frühe gelobet mich schon.
Heiliger Hain, leb wohl, in dem die Töchter des Himmels
Meine Wiege umschwärmt und mich mit Honig genährt!

Ach es retteten ihre so oft beneideten Gaben
Vor der Liebe Geschoß, vor dem Geschicke mich nicht
Sapho! in Thränen hast du gelebt und sinkest am Morgen,
Vor der Zeit schon gewelkt, eine Blume dahin;
Wie ein Opfer, das man zu deinem Tempel geführet,
Grausamer Amor, und das unter dem Beile nun fällt,
Das schon vor der Geburt dir der Hirte zum Opfer bestimmet
Und das vor der Zeit blutet an deinem Altar.
Und ihr — sehet ihr ihn, den Grausamen, den ich so liebe,
Wenn der Schatten des Tods mir die Augen bedeckt,
Ihr, der Sapho Gespielinen bringt, o bringt ihm dieß Lebwohl;
Sagt ihm, saget ihm doch, ... daß ich ihn sterbend genannt! ...

Also sprach sie. Am Abend des Meeres Gestade verlassend,
Kehrtet ihr ohne sie, Jungfraun von Lesbos, zurück!

Sechsundzwanzigste Betrachtung.

Die Vergangenheit.

An H. A. von V....

Laß auf dem Hügel an uns halten,
Da eben, der die Tage theilt,
Der Morgenstern mit seinem kalten
Licht seinen Flammenlauf beeilt;
Er hält in seinem Laufe nimmer
Und schwächer wird der Schatten immer
Der Erde, der ihm folget nach;
Vom Horizonte, den er schmücket,
Noch eine Hälfte ihn erblicket,
Heran die Nacht der andern brach.

Die Stunde ist's, da Schatten laden
Den Ackersmann im Thale ein,
Es ruht auf kurze Zeit sein Spaten,
Er lagert sich am Wiesenrain:
Die Stunde ist's, da aus der Quelle

Der Wandrer schöpft die frische Welle,
Wenn ihm der Schweiß die Locken näßt;
Die Stunde ist es, da die Seele
Erglänzen sieht der Hoffnung Helle,
Die sie auf ihrem Weg verläßt.

So kann auch unsern Stern ich sehen,
Der kaum durch unsre Thränen bricht,
Auf unsers Lebens Mittagshöhen
Hinwerfen sein erblassend Licht,
Und über unserm fliehnden Leben
Seh' ich des Todes Schatten schweben,
Schon nimmt er seine Hälfte ein,
Nah unsrem Ziele, nah dem Tode,
So nah wie jetzt dem Morgenrothe,
Bleibt Hoffnung, Freundschaft uns allein.

Ein Tag sah uns geboren werden,
Du, seit der Wiege schon mein Freund,
Vielleicht, daß einst auch in der Erden
Dieselbe Stunde uns vereint;
Hier ist die Grenze, welche theilet,
Die gleiches Loos uns zugetheilet,
Die schmerzensreiche Pilgerzeit:
Komm, lasse uns von diesen Höhen
Rückwärts zugleich und vorwärts sehen,
Auf Zukunft und Vergangenheit.

Laß uns einmal zurückegehen:
Ließ der Matrosen Hoffnung je
So dichtbekränzt die Wimpel wehen
Ums Schiff, das stieß in offne See?
Hat Frühroth je mit hellerm Glanze,
Mit leuchtenderem Purpurkranze
Des Morgens Strahlenstirn gesonnt?
Und ward des Adlers kühnem Blicke
Mehr, als bescheert uns vom Geschicke?
Gewährt ein weitrer Horizont?

Wie wir den Pfad hinuntereilen,
Sahn wir Cypressen wohl am Strand,
Es sagten Gräber uns zuweilen,
Daß immer noch der Tod bestand.
Wir sahn die Trauermale ragen,
Doch hielten, wie in alten Tagen,
Für Wegeszierden sie zumal.
Wir träumten zwischen heut und morgen,
In ihrem dunklen Laub geborgen,
Von Tagen ohne Maß und Zahl.

O sprich, wie oft an dem Gestade,
Da Nisida ruht auf dem Meer,
Leicht angelockt die Schönheit nahte,
Wenn unser Sang erscholl umher!
Wie oft sah unsern Kahn man fliegen,

Wie oft auf klarer Welle wiegen,
Was Amor grad' zusammenbracht';
Indeß die Göttin wohl gewogen
Hin auf die schlummertrunknen Wogen
Den duft'gen Schleier warf der Nacht.

Wie oft in der Begeistrung Feuer,
Die nie von unsern Festen wich,
Wie oft mit meiner alten Leyer
Zog Himmelsträume nieder ich!
Beim Rosenduft vom Haupt der Zecher,
Beim würz'gen Dampfe schäumender Becher
Ha! flogen sie in Schaaren an!
Sie waren nimmermehr zu zügeln
Und rissen auf den bunten Flügeln
Uns in der Liebe Kanaan!

Allein die Zeit, die fühllos kurze,
Die Tage, Blasen nur aus Schaum,
Verschlangen, ach! in ihrem Sturze
Uns jede Liebe, jeden Traum.
Der Blume gleich von flücht'gem Glaste,
Die von der Freudenstirn dem Gaste
Noch sinkt vor des Gelages Zeit,
Ist dieses Glück, gepflücket trunken,
Vom Haupt uns Blatt für Blatt gesunken,
Und hat den Weg zum Grab bestreut.

Jetzt schau zurück auf diese Fluren,
Die unser Schritt bereits verließ!
Laß auf uns suchen alle Spuren,
Die Liebe, die Vergnügen ließ,
An sturmgepeitschter Ufer Riffen
Den Strom der Jahre aufwärts schiffen,
Indeß Erinnrungs=Dämmerschein,
Dem blassen Sterne gleich der Schatten,
Erhellt mit Farben noch, mit matten,
Was ewig einst uns schien zu sein.

Dort, sieh das sterbende Gefunkel,
Stieg deine erste Sonne auf;
O welches tiefe, tiefe Dunkel
Verhüllte ihren Strahlenlauf!
Es schien die ganze Welt zu lächeln,
Blatt, Welle und des Zephyrs Fächeln,
Es war ein Harmonienchor.
Hörst du das Blatt vom Baume fallen,
Hörst du die Winde schaurig hallen
Durch's welke Gras auf feuchtem Moor?

Ist das das prächtige Gestade,
Das Meer mit seiner Silberflut,
Darin, gleichwie zum kühlen Bade,
Des Strandes blühend Bildniß ruht?
Ein Wort fällt in die Fluten nieder!...

Doch keine Sylbe hallet wieder!
Die Brandung einzig Antwort gab.
Unglücklicher! o würd'st du schweigen:
Liest du nicht unter jenen Zweigen
Den Namen längst auf einem Grab?

Dort, wo des Baches Wellen winden
Sich aus den Blumenhügeln los,
Kannst du das alte Haus noch finden,
Das überschattet ihren Schoos?
Dort hat in irdischer Gestaltung,
Ein Keim für himmlische Entfaltung
Ein Engel liebend sich verzehrt.
Du bebest? Ha! du bist erschüttert?
Ein Schatten ist's nur, der noch zittert
Dem nach, dem einstens er gehört.

Ach übrall, überall nur stoßen
Auf Trauer, Leere wir und Tod,
Und Nichts, gar nichts ist aufgesprossen,
Als Reue, Schmerz und bange Noth.
Sieh hier ein Herz, drein deine Liebe
Gepflanzt so manche edle Triebe,
Wo sie jetzt keine Früchte bricht:
Dort hat man schnöde dich vergessen,
Geschändet deinen Ruhm vermessen,
Und deiner Güte lohnt man nicht.

Dort floh, von Wolken dicht beschattet,
Die Täuschung hin auf ewig dir,
Die Hoffnung ließ, zum Tod ermattet,
Die goldnen Flügel sinken hier.
Dort hat, im eis'gen Schmerz erfroren,
Dein Lächeln seinen Reiz verloren,
Dein Mund verlernt den alten Ton;
Ohnmächtig deine Sinne stöhnten,
Und deine blonden Haare krönten
Zu früh des Winters Flocken schon.

Also von fremdem Uferstrande,
Daß der Tyrann es nicht erfährt,
Nach seiner Väter liebem Lande
Zurücke ein Verbannter kehrt;
Das sind die alten Hügel nimmer,
Es fällt sein heilges Dach in Trümmer,
Des Baches Welle ist versehrt;
Er hört auf den geliebten Schwellen
Im Dunkel wilde Hunde bellen
Die Hand an, die sie einst genährt.

Doch diese Sinne, halb vermodert,
Der Leib, der schleicht dem Grabe zu,
Dieß Aug', dieß Herz, das ausgelodert,
Der Schatten endlich, sind nicht Du.
Reulos versenk' im Strom der Zeiten

Die abgeblühten Herrlichkeiten,
Die fort der Sturm der Tage führt,
Wie sorglos man wirft in die Wogen
Das welke Blatt, das fortgezogen
Von ihnen in dem Laufe wird!

Es sind vorbei die heitern Zeiten,
Die Rosen kurzer Lust verblüht,
Vorbei, vorbei, da von den Saiten
Dem Amor stündlich klang ein Lied;
Wir werden fürder nicht im Blauen
Uns jene stolzen Schlösser bauen,
Die, Wolken gleich, der Wind verweht;
Die Zeit mit herrisch strengem Walten
Läßt sie nicht fester sich gestalten,
Es stürzt der Bau, noch eh' er steht.

Siehst du den Strom des Lichtes fließen,
Wo hell des Morgens Stern erglänzt,
Laß uns den Himmelsglanz begrüßen,
Der dort die blaue Ferne kränzt,
Ein jenen reichen Schimmer saugen,
Der Welten zeigt der Seele Augen,
Da nur der Glaube dringt hinein.
Von heil'ger Hoffnung bebt die Seele,
Freund, aufzufliegen doppelt schnelle,
Laß uns des Todes Flügel leihn.

Ob Alles auch ihr Strom entführet,
Ob Alles auch verschlang die Zeit;
Dort, wo die Ewigkeit regieret,
Find' ich auch die Vergangenheit;
Dort jeden Traum, der mich entzückte,
Dort jeden Schmerz, der mich bedrückte,
Die Thränen, die geweint ich hier;
Und neue Jugend mich bescheinet,
Die Lieben, die ich hier beweinet,
Sie stürzen in die Arme mir.

So wenn die kühlen Herbstesschauer
Die Schatten wehn von jedem Ast,
Die Schwalbe vor des Winters Trauer
Verläßt der Könige Palast,
Um unter goldummalten Wolken
Der Sonne Laufe nachzufolgen,
Bis sie auf ihre Quelle stößt;
Sie findet einen neuen Himmel
Und neuer Sterne froh Gewimmel
Und auch ein neues warmes Nest.

Der König, der in heil'gem Trauern
Unsterblich machte seinen Schmerz,
Sah also unter Thränenschauern
Erblühen neu sein wundes Herz.
Der Taube auf Cypressenzweigen

War seine Harfe zu vergleichen,
Die unter Gräberschatten klang;
Und wie in einem Heiligthume
Erscholl im Herzen ihm zum Ruhme
Des Ewigen ein Lobgesang.

Siebenundzwanzigste Betrachtung.

Abschied von der Poesie.

Es gibt ein heilig hehres Schweigen,
Da kein Geräusch der Stille droht,
Da keine Weste in den Zweigen
Die schlummertrunknen Blätter neigen,
Da Alles, selbst die Hoffnung, todt.

Und Zeiten gibt es, da der Leyer
Ein selger Schlummer scheint bescheert,
Und da des Dichters wildes Feuer
Das kühn gelodert, frei und freier,
Ins tiefste Herz zurückekehrt.

Der Vogel, der den Hain entzücket,
Nicht immer, immer singet er:
Nie, wenn des Mittags Schwüle drücket,
Nein, singend man ihn nur erblicket
Bei Tages Fliehn und Wiederkehr.

So lebe wohl, es naht die Stunde,
Du meine Leyer, lebe wohl!
Vergebens weinst du in die Runde,
Antwortest klagend meinem Munde:
Zeit ist's nun, daß ich scheiden soll.

Nimm diese wilde Thräne, leiten
Ins Aug' kann ich sie nimmer schon.
Wie oft ließ sie auf deine Saiten,
Ach! meine Seele stromweis gleiten,
Wenn sie nicht trocknen konnt' dein Ton!

In diesem Land voll banger Leiden,
Da Thränen weinet jedes Herz,
Bekränzet stets mit Trauerweiden,
Sollt' uns die Leyer nur begleiten,
Um einzuschläfern unsern Schmerz.

Wer seinen Sang hier läßt erschallen,
Singt nur von Schmerz und Sehnsucht noch:
Des Glückes Saiten nimmer hallen,
Die Dichter und die Nachtigallen —
Ihr schönster Sang sind Seufzer doch.

Im Schatten nur von Mausoleen
Hört man, o Leyer deinen Klang!
Man konnt' dich nie bei Festen sehen,
Niemals, niemals sah man dich gehen
Hin, wo des Glückes Günstling sang.

Ich hing dich an des Ufers Weiden,
Frei wie der Vogel auf dem Ast,
Nie, nie griff ich in deine Saiten,
Dich als Gefangnen zu geleiten
Vor eines Königes Palast.

Man sah dich niemals, niemals wanken,
Du ließſt Partein Parteien seyn,
Und rein und keusch wie die Gedanken,
Bracht niemals dich ein Hauch zum Schwanken,
Der Liebe Hauch konnt' es allein.

Wo auch mit Dornen mir umwunden
Ein streng Geschick die Stirne noch,
Dank dir, es hat zu allen Stunden
Mein Geist von seinem Sang gefunden
Ein himmlisch, himmlisch Echo doch.

Wenn Eos stieg aus ihrem Bette,
Ich auf den Berg dich nahm mit mir,
Zu preisen den, zu dem ich bete,
Der erste Strahl der Morgenröthe,
Erwachte immer nur nach dir.

Wenn Fluten rauschten, Maste sprangen,
Falb zuckt' der Blitz im Aetherraum,
Wie deine wilden Lieder klangen
Und sich wie Sturmesvögel schwangen
Hinstreifend übern Meeresschaum!

Die liebend mich an sie gezogen,
Oft stimmt' zu deinem Ton ihr Sang,
Ich fühlte ihre schwarzen Locken
Oft, oft vor meinem Hauche wogen,
Wie meiner Hand die Saite klang.

Vielleicht darfst du noch einmal beben,
O Leyer, unter meiner Hand,
Wenn sich der Tod naht, rings umgeben
Von Himmelsträumen und das Leben
Ein blasser Schatten erst entschwand.

In jener zweiten Tugend Zeiten,
Die uns ein süß Vergessen schafft,
Versinkend schier im Strom der Leiden,
Greift liebend er in deine Saiten,
Der Mensch und du erklingst voll Kraft.

Der kommet übern Geist gezogen,
Der Lebenshauch früh oder späht
Durch myrtenlaubbekränzte Locken,
Wie durch des Greisen weiße Flocken
Voll selger Huld und Gnade weht.

Vergebens dem Homeros bleichte
Ein schneeiger Bart das alte Kinn,
Milton's erloschnem Auge reichte
Der himmlischen Gedanken Leuchte,
Ein Licht von höherem Gewinn.

Es schwangen um sie her mit Kränzen
Die Hoffnung und die Liebe sich,
Wie das Insekt mit muntern Tänzen,
Deß Flügel heller scheint zu glänzen,
Je mehr des Tages Schein erblich.

Vielleicht auch so... doch eh' sie kommen,
Die Zeiten, da ich neu dich grüß',
Bin ich von Strand zu Strand geschwommen;
In einem Schiffbruch umgekommen,
Vom Himmel fern, den ich verließ.

Der Mund, der so viel Lieder kannte,
Wird von der Flut verschlungen seyn,
Gleichwie das Seegras fern am Strande,
Die Woge haben in dem Sande
Begraben längst mein bleich Gebein.

Doch du, mit deinen Melodieen,
Du hältst dich hoch auf offnem Meer,
Die Schwäne, deinen Harmonieen
Noch lauschend, werden nach dir ziehen,
Ueber des Meeres Tiefen her.

Vermischte Gedichte.

Die Heimkehr.

O Thal, drin oft mein Lied erklang,
O Bach, den meine Thränen trübten,
Ihr Auen, Hügel, ihr geliebten,
O Vogel, der im Walde sang!

O West, der ihre Locken rührte,
O Pfad, drauf oft an ihrer Hand
Ich in dem Haine ein mich fand,
Wo die Gewohnheit hin mich führte!

Die Zeit ist hin und trüb mein Blick!
Er schaut durch Thränen diese Fluren,
Vergebens rufet er die Spuren
Von der Vergangenheit zurück!

Die Erde ist doch schön wie immer
Und reiner war der Himmel nie!
Ach! was ich liebte, war nur Sie,
Das waren Erd' und Himmel nimmer!

An einen englischen Dichter,

der eine meiner Harmonien übersetzt hatte.

Der klaren Welle gleich, drin schwimmet unser Bildniß,
Die, wiederspiegelnd es, verschönt des Ufers Wildniß,
Dem Echo gleich, das aus der Haine Dunkel schallt
Und doppelt süß zurück uns unsre Stimme hallt,
Hat deine Muse aus melodischem Strome hier
Mit Liebe meinen Geist zurückgespiegelt mir,
Versüßet meinen Sang mir deine junge Leyer
Und doppelt sind durch dich mir meine Verse theuer.

Die ewige Idee.

Wie süß ist's für den Geist doch, welcher denket;
Und schwimmet in der Unermeßlichkeit,
Und zwischen Zweifel durch und Hoffnung lenket
Und zwischen Licht und zwischen Dunkelheit
Den schwachen Kahn, sieht über sich er immer
Die ewige Idee mit hellem Schimmer,
Die wie ein Stern mit nie verglühndem Licht
Ihn tröstend aus den dichten Wolken bricht,
Den Anblick ihm des schönen Ufers beut,
Gebleichet von dem Wogenschaum der Zeit

Verse in ein Album.

Das Buch des Lebens ist das größte Buch,
Man schließt und öffnet's nicht nach seiner Wahl,
Das Schönste drin — man liest es nicht zwei Mal,
Des Unglücks Seite zeigt sich oft genug;
Man wünscht das Blatt, drauf unsre Liebe stand,
Schon hat des Todes Blatt man in der Hand.

Verse in das Album der Frau V... H...

O laß auf dieses Zauberbuch dich nieder,
Du Geist der Liebe, Geist der Harmonie,
O steige aus der Schönheit Augen nieder,
O steige von den Lippen des Genies.

Verse in ein Album.

Auf diesem weißen Blatt, drauf ich den Vers geschrieben,
O manchmal ruhe drauf dein Herz mit deinem Blick.
Noch ist des Lebens Blatt, mein Kind, dir weiß geblieben,
Dürft' schreiben ich darauf ein einzig Wort: das Glück!

Verse in das Stammbuch der Fräulein Nodier.

In deines Lebens Lenz, mein schönes Kind, sey hier
Dieß Buch vom Schicksalsbuch ein Abbild dir!
Eröffnet soll's durch mich und durch die Freundschaft seyn,
Und später schreibt die Liebe drin sich ein;
O möge freundlich sie die Tage dir bescheinen
Und auf das letzte Blatt noch ihre Thränen weinen!

Charles Nordier
sein Verehrer und Freund.

Saint-Point, 30. Dezember 1823.

In seinem schwanken Kahne schwinget
Kühn über luftgen Wellensteg
Der Schiffer sich gleich uns und singet
Die trägen Tage sich hinweg;
Es lockt umsonst ein lieber Schatten,
Umsonst sein Herz zu den Gestaden
Der Heimath Bild, der er entflohn!
Er singt — genug, um ihn zu trösten,
Es fliegen mit den leichten Westen
So Leid als Lieder ihm davon.

Eine Jungfrau.

Sie stand im Alter, da, dem Welken nah,
Der Schönheit Blume, die ein Lenz erzog,
Die Liebe flehend einzuladen scheint,
Noch heute ihren holden Reiz zu pflücken,
Eh' morgen ihren Kelch der Sturm entblättert;
In jenem selgen Alter süßer Lust,
Da sich an einem Tag vermählet Lenz und Sommer.
Die Jugend wob um die erblühten Lippen
Ein zartes Blaß in glühndes Rosenroth.
Die Züge, die schon fester sich gestaltet
Und dunkler überschatteten das Antlitz,
Die blauen Augen, draus, verschleiert jetzt,
Und jetzo durch den leichten Schleier brechend,
Der Stern, deß Feuerheerd des Weibes Herz,
All seine Gluten strömt' in langen Blitzen;
Die schwellenden Brüste eines vollern Busens,
Die unter einem reinen, keuschen Odem
Gleichmäßig auf= und niederwogeten;
Die Haare, deren dunkelblonde Flechten

In reichen Wellen auf die Erde glitten,
Und mit dem golden braunen Feuerglanz
Den Aehren glichen, die die Sichel mäht — —
Das Alles war die Stille vor dem Sturm,
Der Schönheit letzter Glanz und Höhepunkt,
Ein weiß Gewand, aus ihrer Schafe Wolle,
Goß sich um ihre keuschen Glieder her,
Warf sich in reichen Falten, zeichnete
Den Umriß ihrer prächtigen Gestalt,
Und spielt' zu ihren Füßen mit den Blumen.
Kein leerer fremder Schmuck entstellete
Den reinen Glanz von ihrer Himmelsschönheit;
Die Mittel falscher Kunst verschmähte sie,
Opal nicht, nicht Koralle schmückt' ihr Ohr,
Auf ihrer Stirne flammte kein Rubin,
Und keine Kette wand um ihren Hals
Das Gold, und jene schweren Spangen, die
Die Eitelkeit vergöttert, drückten nicht
Den Alabaster ihrer runden Arme;
Auf weißer Schulter hatte einzig sich
Schutzflehend eine Taube hingesetzt,
Mit ihren Flügeln fächelnd ihren Hals;
Es folgten ihr zwei Lämmer weidend nach,
Die nimmermehr von ihrer Seite wichen
Und schäckernd leckten ihre nackten Füße.
So folgte Eva in dem Paradies
Das Lieblichste, was die Natur beseelte,
Und bildete dort ihren einz'gen Schmuck.

An Fräulein Elise Moreau.*

Der Himmel segne dich, es segne dich mein Herz!
Du weinst, du weinst mit mir, mein Schmerz ist auch
dein Schmerz!
O deines Mitleids Thräne, die mich tröstet,
Zur seltnen Perle werde sie gefestet!...

Dein Schutzgeist trage sie empor zu Gottes Throne,
Lass' leuchten ein Juwel sie in der Himmelskrone,
Auf mög' er deines Augs Almosen heben,
Und dir zurück als Freudenthränen geben!...

* Elise Moreau hatte in einer Sammlung von Gedichten „Träume eines jungen Mädchens“ ein Gedicht an Lamartine über den Tod seiner Tochter aufgenommen.

An eine junge Polin,

Fräulein Michatowska.

Es schaut der Schwan sein Bild im blauen See am
Berge,
Der Blitz bespiegelt sich in seinem eignen Glanz;
Der Himmel in dem Meer und Gott in seinem Werke,
Und wir nur in der Nachwelt ganz?

Der Nachwelt ach! so kalt und ein so blasser Richter!
Ein Spiegel nur von Eis, wie eure nord'schen Seen!
Was liegt an all dem Glanz und Schimmer einem
Dichter?
Er kann den Tod darin nur sehn!

In einem Herzen voll von Leben sich bespiegeln;
In einer Jungfrau Aug', draus hell die Freundschaft
lacht,
Die Tiefen eines Blicks ach! der uns liebt, entsiegeln,
Gleich eines Sternes in der Nacht!

Sich sagen können: Ja, inmitten aller Wetter
Gibt's einen lichten Punkt für mich am Himmel noch,
Sie mögen hassen mich und schreien ihre Zeter,
Ich habe eine Heimath doch!

Ein Herz! Ein Herz! das stets mein Lied noch wiederhallet,
Dem Himmel gleich versteht den halben Seufzer schon,
Daraus entgegen mir die eigne Seele strahlet:
Ha! das ist eines Barden Lohn!

Mein Himmel und mein Ruhm in deiner Seele keimen.
O wandle nur, mein Sang, wie Alles, grabeswärts!
Selbst leben unbekannt in eines Weibes Träumen,
Ein Echo sein in ihrem Herz!

Die Thränen, die sie weint, so unbemerkt belauschen,
Und mitempfinden, was sie selbst erst halb empfand,
In ihres Denkens Strom als eine Welle rauschen,
Von ihren Lippen sein genannt!

Ihr folgen, wenn sie Tags im stillen Haine säumet,
Und ihrer Lampe Schein verlängern über die Zeit;
Der Mann sein, den sie liebt, der Schatten, den sie träumet:
Das ist meine Unsterblichkeit!

Antwort an einen alten Freund.

An H. Ronot.

Vergebens, daß die Zeit die Tage
Wie welke Blätter mir vom Leben bricht,
Mein Herz, mit ewig jungem Schlage,
Es wirft sie ab und altert nicht.
Vergebens, daß in meinen Faden
Das Schicksal Leid und Freude spinnt,
Daß an den seligsten Gestaden
Der trübe Strom der Thränen rinnt;
Der Rasen, drüber hin ich gehe,
Das Blatt, das ich verwelken sehe,
Umsonst die Schmerzen mir erneut,
Der Menge heißet mich vergessen
Uud suchen, was ich einst besessen!....
Seh' ich das holde Ufer heut',
Da Alles mir verwandt muß seyn,
Da jedes Rauschen in dem Hain,
Da jede Wolke, jede Welle
Ein Bild zurück mir spiegelt helle,

Ein liebes Bild aus alter Zeit,
Die Freundschaft, unsrer Seele Sonne,
Belebt mich neu mit ihrem Blick,
Es schmilzt mein Schnee in Frühlingswonne,
Dem Herzen kehrt sein Lenz zurück!
Ja, du hast Recht: Dieß Herz verstehet
Den Schmerzensreiz von jenen Melodien,
So lang noch auf der Erde gehet
Eins jener theuren Wesen hin,
Wie diese Blume, die ihr sehet
Den Schnee des Winters über blühn,
Die alte Freunde sich mir nennen,
Mein Herz verschließt sich ihnen nie:
Stets alt genug, sie zu erkennen,
Und ewig jung, zu lieben sie.

Bruchstück einer biblischen Tragödie.

Der Tod Jonathans, des Sohnes Sauls.

Die Bühne stellt ein Schlachtfeld voll von Todten vor. — Es ist Nacht. —

Vierte Scene.

Jonathan, verwundet, auf seinen greisen Knappen gestützt, tritt aus dem Hintergrunde.

Jonathan, Esdra (Jonathans Knappe).

Jonathan (mühsam vorwärts schreitend).

Wo sind wir, Esdra? Wo führst du mich hin?
Laß mich! — All deine Sorge ist umsonst!
Mein Blut fließt stromweis! — Trübe wird mein Auge,
Und kraftlos brechen meine Knie zusammen!

Esdra (versuchend ihn wegzuführen).

Muth, Muth, mein Sohn! Nur noch ein wenig Muth!
Lebendig fall' nicht in des Siegers Hände!
Noch ein Paar Schritte!

Jonathan (macht vergebliche Anstrengung weiter zu gehen).

Ach! ich kann nicht mehr!
Schon schnürt des Todes Hand das Herz mir zu!
Es ist vorbei! Vorbei!

Esdra (verzweifelnd).

Grausamer Schmerz!
Er fällt! ich konnt' ihn vor dem Fall nicht wahren!
Dem matten Licht kein nährend Oel mehr geben,
Mit dieser theuren Bürde nicht beladen
Die schwachen Arme! Unglücksel'ger Greis!
Du halfst ihm Nichts! Was bleibet ach! dir übrig,
Als hier an seiner Seite nun zu sterben?

Jonathan (mit Anstrengung).

Hör', lieber Esdra, meine letzte Bitte:
Wenn diese Unglücksnacht.... Schon' meinen Vater,
Erzähl' ihm meinen Tod und sage ihm,
Daß ruhmlos nicht sein Jonathas gefallen
In seinem letzten Kampfe. Dann sag' ihm auch,
Daß ich für David seine Gnad' erflehe,
Daß seine Unschuld Gott an mir gerächt,
Und daß ich ohne Klag' und Murren sterbe,
Daß ich ihn segne und daß ich für ihn
Und für sein Volk all, all mein Blut vergossen.

Esdra (in Thränen ausbrechend).

Ist's möglich? Sterben, sterben soll ich sehn,
Den ich geboren werden sah? O wehe!

Hab' ich so lange, lange denn gelebt,
Daß meinen Herrn ich überleben soll?
Doch kann der Himmel noch dein Leben fristen:
Wenn mit dem Morgenroth uns Hülfe käme?
Ein Flüchtling seinen jüngern Arm mir leihte,
Dich in ein sicherer Versteck zu tragen?
Horch! — — Ueberall nur dumpfe Todtenstille!...

Jonathan.

Geh'! ich erwarte weiter nun Nichts mehr,
Nichts von den Menschen, von dem Schicksal Nichts:
Könnt' ich, o guter Gott, o könnt' ich einzig
Mit einem Tropfen Wassers mir noch kühlen
Den Brand der Zunge, der mich schier verzehrt!

Esdra (hin- und herrennend).

Hier Nichts, dort Nichts! In dieser Wüstenei
Labt nicht Ein Springquell unser schmachtend Auge;
Ich höre nicht der kleinsten Quelle Rieseln!
Kein Tropfen Wassers auf dem welken Grün!

Jonathan.

Halt, hier nimm meinen Helm, dort steig' ins Thal
Und fülle ihn mit Kedron's Wasser an!

Esdra (nimmt den Helm und entfernt sich).

Allein ihn lassen! Schleichend Alter du!
Gott! leih' dem Fuße Kraft und Schnelligkeit!

Fünfte Scene.

Jonathan (allein).

Entrücke, Herr, mich der Philister Blicken!
Laß meinen Leib in ihre Hand nicht fallen,
In fremder Erde mein Gebein nicht ruhn!
Gib meine Asche doch nur meinem Vater!
Mein Vater! Ha! was sprach ich? Jetzo, ach!
Er fällt, er stirbt vielleicht und ruft mir noch!
Wo ist wohl David? Michal, theure Schwester!
Wie wirst du meinen frühen Tod beweinen!
Der Herr hat ihn gewollt! Er sei gepriesen!
Esdra! .... er kommt nicht! .... und ich fühl' allmählig
Erinnerung und Schmerzen mir schon schwinden,
Und selge Ruhe strömt durch meine Adern;
Mein schwaches Auge unterliegt dem Schlaf!
Esdra, Esdra, du wirst zu spät wohl kommen! ...
Herr ... sei du mein Erwachen!

(Er schläft am Fuße eines Baumes ein.)

Sechste Scene.

Jonathan schlafend, Saul fliehend, geht langsam über die Bühne, ohne seinen Sohn zu bemerken.

Saul.

Fliehn? doch wohin? Und wie auf diesem Felde
Den unglücksel'gen Rest der Krieger finden?
So fielen alle unterm Feindesschwert?
Und meinen Trotz traf keiner ihrer Streiche?

(Er sucht den Ort zu erkennen, wo er sich befindet.)

Wo bin ich?... Dieß das Feld? Dieselben Zelte,
So stumm jetzt, gestern so geräuschvoll noch?...
Volk, von dem Herrn in meine Hand gegeben,
Das ist die Rückkehr, die ich dir versprach?
O wie hat deinen Held und deinen Herrn
Ein einz'ger Augenblick doch umgewandelt!
Von einer Stund' zur andern, o wer kann,
Wer kann, o Himmel, wieder ihn erkennen?
Wo kamen alle deine Kinder hin,
Die mit des Kriegs Geschrei mein Feld erfüllten? —
Ich kehre ohne sie zu dir zurück!
Ich lebe noch allein! — und es entreißt,
Der Himmel, im Verfolgen unermüdlich,
Den Sieg mir und verdammet mich zum Leben!
Und leben will ich! — und, o Schmach, mich lassen
Vom Mitleid eines tapfern Volks vernichten?

Vom stolzen Hohn der Kinder Israel?
Nichtswürd'ge, die mein Uebermaß von Elend
Ermuth'gen würde und die ihren Spott
Mit meinem Unglück mäßen, meine Stirne
Vom letzten Rest der Herrlichkeit entblösten!
Nein, nein; weit lieber will ich hundertmal
Mit eignen frevelhaften Händen mir,
Als König wenigstens, mein Schicksal machen,
Weil Gott der Sieger und der Stärkre ist,
Schutz gegen seinen Haß im Tode suchen!

(Er zieht sein Schwert heraus.)

Nur zu! — doch lebt vielleicht noch Jonathan!
Den darf man nicht dem Feinde überlassen!
Wie könnte dieses schwache zarte Kind,
Umgeben von Verräthern, nur entgehen
Den Fallen, die man seinem Fuße legt?
O welche Erbschaft würde ihm zu Theil?
Ein Reich in Stücken, Schmach und Sklaverei!
Nein, nein; für ihn will ich den letzten Schlägen
Des Schicksals trotzen noch, für ihn noch leben,
Wenn's nöthig ist, um seinen Tod zu hindern!
Noch einmal will ich, Trotz dem Himmel, hoffen!
Will treulich aus bis an mein Ende harren,
Und fall' ich, immerhin als König fallen,
Mein ganzes Haus in meinen Sturz begraben.

(Saul sucht nach einem Ausgang und nähert sich der Sycomore, unter der sein Sohn ausgestreckt liegt und schlummert.)

Doch wo ihn suchen? — Wo? — Noch schimmert nicht
Das Morgenroth auf diesen blut'gen Höhn?

Wer weiß, ob seine Strahlen mir nicht unter
Den Todten leuchten? Rette wenigstens,
O rette, Herr, doch meinen Jonathan!

Jonathan (erwacht bei diesem Wort und spricht halblaut).

Wo bin ich? — Wer rief mich?

Saul (mit Verwunderung).

Wer seufzet hier?
Sprich! wer du seist, was machst du hier?

(Er nähert sich plötzlich dem Baum).

Jonathan.

Ich sterbe!

Saul.

Die Stimme! ....

Jonathan.

Saul! ...

Saul (erstaunt).

Ist's möglich? Jonathan!

Jonathan.

Ich selbst!

Saul (stürzt auf ihn zu).

Ich hab' dich wieder!

Jonathan.

Und ich sterbe
In deinen Armen! Doch eh' sich mein Auge
Dem Lichte schließt, sei noch dem Himmel Dank,
Ich habe meinen Vater segnen können!

Saul.

Was seh' ich! O du Unglückseliger!
Er schwimmt in seinem Blute! Also, Gott,
Also gibt deine Hand den Sohn mir wieder!
Welch Ungeheuer tödtete dieß Kind?
Ist keine Hoffnung? Muß er, muß er sterben?

Jonathan.

Zu meiner Rache lebe, Vater, lebe!
Du hoffst umsonst mein Leben mir zu fristen!
Es stirbt mein Odem hin mit meiner Rede!
Gewähr' mir doch noch eine letzte Bitte;
Des todten Sohnes Platz nehm' David ein;
Gott liebt ihn und verwirft dir deinen Sohn;
Sein Wille ist's! ich preise ihn und sterbe!

Saul.

Wie! der verfluchte Namen ist noch stets
Auf deinen Lippen? Lieb hat ihn der Herr!...

Ei, Grund genug für mich, um ihn zu hassen!
Für ihn zerbrach des Herrn grausamer Wille
Mein Scepter heute Nacht in meiner Hand!
Für ihn mußt sterben du, für ihn ich fallen,
Er baut auf deinem Grabe seinen Thron!
Und du willst.... ha! was darf ich stoßen nicht
Ihm in den Teufelsbusen dieses Schwert?
Vom Blute rauchend es heraus dann ziehn
Und stoßen drein mit neuer süßer Lust;
Und floß erst all sein Blut in Strömen hin,
Das Schwert mir richten auf die eigne Brust.
So könnt' ich ruhig, ganz beruhigt sterben! —

Pause.

— Doch nein, ich werde seinen Tod nicht sehen!
Der Feige läßt den Himmel Alles thun;
Er triumphirt, indem er sich versteckt!
Er fürchtet diesen altersschwachen Arm
Und wird sich zeigen erst, wenn ein Verräther
Von meinem Tode ihm die Nachricht bringt!
Er komme, es ist Zeit, um diese Krone
Zu nehmen, die von meinem Haupte fällt
Und die der Herr dem seinigen geschenkt.
Er komme, um aus diesen Strömen Bluts
Herauszuziehen dieß verlassne Scepter
Und diesen Königsthron, der seiner harrt.
Hier ist er! — komm und herrsch' auf diesem Wahlplatz,
Komm, trete meine blut'ge Erbschaft an;
Nimm meinen Platz, Verräther, ein und herrsche
An dieser öden Stätte über Wüsten,
Herrsch' über Trümmer, über Todte hier!

Jonathan.

O unglückſel'ger, armer Vater! ſchone
In dieſer meiner letzten Stunde mich! —
Wag' es, zu leben, gib dich dir zurück,
Reiz' einen Gott nicht, ſo ungnädig uns,
Entwaffne ſeinen Zorn durch deine Reue!

Saul.

Was kann dein Gott? was kann ſein Zorn mir thun?
Was bleibet ſeinem Grimme endlich übrig?
Er führt mich zu dem halb entſeelten Körper
Des Sohnes, der im Todeskampfe liegt;
Er ſieht mich und er muß zufrieden ſein!
— Es ſei! ſo lang ich hoffen konnte noch,
Dein Leben zu erhalten, habe ich
Gefürchtet jenen Gott, mein Sohn; doch nun
Läßt er dich ſterben, und ich will ihm trotzen!
Nicht ſteigern kann der Grauſame meinen Schmerz!
Ich muß erliegen, doch ich fluche ihm!

Jonathan.

O häuft den Fluch nicht noch auf unſer Unglück.
— Ein Opfer laß, o Herr, genügen dir!
Mein Blut verſöhne dich, mein Vater...

Saul (mit Wuth).

Nein!
Nein! deine Gnade, dein Erbarmen brauch'
Ich nicht, grauſamer Gott, du Gott des Blutes.

Ich will dir trotzen und verhöhnen dich!
All deine Macht kann meinen Muth nicht lähmen.
Du siegst, wahr ist's; doch wenn ich unterliege,
Werd' ich von Neuem mich erheben wieder,
Um deinem Arm gehörig Trotz zu bieten!
Nicht eine meiner Frevelthaten reut mich;
Du bist's, der sie beging und dafür einsteht!
Du, du, mein unermüdlicher Verfolger,
Hast meinem Fuß des Elends Netz gestellt!
Verleitete das Uebermaß des Unglücks
Zum Bösen mich, von meinen Frevelthaten
Warst du Ursächer, warst du Mitverschworner.
— Und dennoch strafst du sie — strafst sie an mir!
Ha! anderswo vergiltst du ihnen besser!
Was hier Verbrechen, ist dort gottgefällig!
Die Tugend ist nicht weiter denn ein Name!
Und eine Laune nur ist dein Gesetz!
Und dein grausamer Wille schuf die Menschen
Blos, zu verfolgen deiner Hände Werk!
Ei nun! zeig' deine Macht an meinem Tod!
Dein Auge weide sich an meinem Schmerz!
Ja, labe dich nur dran, doch mach es' kurz!
Das Nichts wird alsobald mich dir entreißen!

Jonathan (mit gebrochener Stimme).

O Lästerung! Verzeih' ihm, güt'ger Gott!....
Mein Vater! O wie machet dieser Wahnsinn
Den Todeskampf mir zehnmal bittrer doch!
— Herr, denke dieser seiner Worte nicht!

Herr, alle unsre Tage zähltest du!
In deinem Buche stehet unser Schicksal.
Du wägst mit ew'gen Händen unsre Thaten!
Und deiner Hände Werk, der Mensch will murren?
Zu richten wagt er, wo er beten soll?
Ha! wenn der Sinne Nacht hier auf uns liegt,
So öffnet unsre Augen wohl der Tod
Dem ew'gen Morgenroth! Ich fühl' es schon!
O Saul! O Saul! Welch, welch ein Strom von Licht!
Mein Vater! Götterhelle! Himmelswahrheit!
Wie labt der heil'ge Strahl mein Auge mir!
Der Herr nimmt an mich in der letzten Stunde!
Ich hauche freudig meine Seele hin
In seinen Busen!... Vater, ach mein Vater!...
Leb wohl.... Du Herr, nimm auf, auf....

(Er stirbt.)

Saul (die Leiche seines Sohnes betrachtend).

Er ist todt!
Todt! Todt!... Da liegt die Hoffnung hingestrecket,
Die ew'ge Dauer, die man mir versprach.
O Trugsorakel! überleben muß
Ich Allerunglückseligster mein Volk
Und meinen Sohn und meine ganze Größe!...
Gleich einem fallenden Sterne habe ich
Die ganze Hoffnung meines Stamms gesehn
Einst glänzen und sodann ins Nichts verschwinden!
Und ich!... schwach und bejahrt, an Leichen weinend,
Besiegt, ich bleibe einzig übrig noch!....

Allein mit meiner Reue, meinem Schmerz!
Auch ich will sterben nun! kommt, freuet euch,
Freut Alle meines Todes euch, ihr Schatten,
Die meine blutge Frevelhand geopfert,
Und sehet mit dem Blute meines Sohnes
Mein eignes Blut vermischen sich — doch wie?
Ich seh' euch nicht im letzten Augenblick,
Ihr Rachegeister, meines Unglücks Ursach'?
Wie? ihr verlaßt mich in der letzten Stunde?
Kommt nicht, um meinen Leichnam euch zu streiten?
Ei seht! wohnt denn das Mitleid bei den Todten?
Nun wohl! so soll euch meine eigne Hand
Befriedigen, mich an mir selber rächen!
Nehmt all mein Blut! Ha! werdet trunken ihr?

(Er hört Krieger mit Siegsgeschrei nahen.)

Mein Name! Sucht ihr mich, ihr wilden Feinde?
Hier bin ich, bei der Leiche meines Sohns!
Wer todt nur fiel, fiel wahrlich ruhmlos nicht!
Da sind sie. Stoße zu und stirb!

(Er stürzt sich in sein Schwert und fällt auf Jonathan).

Siebente Scene.

David (herbeieilend).

(Krieger rennen mit Geschrei über die Bühne.)

Sieg! Sieg!

Anhang.

Rede bei der Aufnahme in die französische Akademie von Lamartine.

Lamartine war von der französischen Akademie an die Stelle des verstorbenen Grafen Daru gewählt worden, und trat dieselbe an den 1. April 1830. —

Vorbemerkung des Uebersetzers.

Vielleicht nirgends mehr, als in dieser akademischen Rede, zeigt sich uns Lamartine's Eigenthümlichkeit und seine Stellung zum Ganzen der neueren Literatur. Wer mit feinem Sinne und zwischen den Linien zu lesen versteht, wessen Gemüth, was Gutzkow von der ächten Kritik fordert, das Gras wachsen hört, dem wird sich aus Lamartine's Beurtheilung eines Andern der Kern der eigenen Individualität dieses Dichters gar leicht herausstellen. Der wüthendste Jakobiner wird seiner umfassenden Humanität, unter deren Schutz auch der sansculotteste Geist sich stellen darf, jene Sympathien für die Lilien und Bourbonen verzeihen. Eben diese Humanität, diese versöhnende Gesinnung hat Lamartine in Deutschland schon mancherlei Mißverständnisse bereitet. Einerseits haben ihn die Philister, andererseits die Pietisten auf den Schild gehoben. Ihm ist aber weder

mit jenen, noch mit diesen etwas gemein. Er ist verwandter mit Byron, Georges Sand, V. Hugo und den strebsamsten Geistern in Deutschland, als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist. Wenn er auch nur die Rolle des Joseph von Arimathia spielt, der den todten Christus mit Rosen schmückt, — immerhin eine poetische Rolle. —

Lamartine kam keineswegs mit diesem frommen, versöhnenden Geiste auf die Welt; dieser Geist ist das Produkt der Verzweiflung; wir sehen in den besten seiner Poesien stets die grabende Natur, das Gemüth, das viel in sich gearbeitet hat, durchschimmern. Erst nachdem ihm Herz und Welt den Trost versagt, sucht er ihn über den Sternen. Seine Frömmigkeit ist nicht die Trägheit und Selbstgenügsamkeit des Pietisten. — Byron war zu stolz, beim Himmel zu betteln, sein Herz verglühte lieber in sich selbst, ehe es sich einem Glauben hingegeben hätte, der später möglicherweise als fromme Illusion sich hätte zeigen können. Lamartine hat etwas Byron'sches im Hintergrunde, das er aber *verschweigt*; nur die Versöhnung legt er uns vor Augen. — Wie käme es anders, daß Byron ein Liebling seiner Seele ist, als weil Lamartine auch die Verzweiflung für eine Sprosse an der Himmelsleiter hält? —

Auch auf Lamartine's Christenthum darf man nicht zu sehr pochen, noch der Skeptiker ihn darob schelten. Er ist ein Christ, so weit es der ächte Dichter sein kann, d. h. er findet das Göttliche auch im Christenthum, aber er findet es nicht minder im Kuß seiner Geliebten, im Feuerglanz ihres Auges, im Rauschen des Meeres. Den unbehaglichsten Eindruck machen offenbar jene Gedichte von Lamartine, wo er das Göttliche mehr in dem abstrakten Gott selbst, als in der concreten Fülle seiner schönen Werke sucht. Im Uebrigeu darf ich von Lamartine kecklich sagen, was ich irgendwo vom Dichter überhaupt sagte:

Für den Dichter
Gibt es nur Einen Tempel in der Welt,
Des Himmels weitgewölbtes blaues Zelt.

Ich hielt diese Bemerkungen für nöthig, um Lamartine, den man so gern den Pietisten allein vindicirt hätte, der jungen Literatur zu vindiciren und glaubte sie am passendsten den folgenden zwei Reden voranstellen zu können.

Herwegh.

Meine Herren!

Mehr durch Ihre Nachsicht, als durch meine bescheidenen Verdienste, ward ich der Ehre theilhaftig, deren ich mich heute erstmals erfreue, der Ehre, einen Namen, der Alles von Ihnen nimmt und so wenig Ihnen dagegen zu geben vermag, stehen zu sehen bei den Namen des Jahrhunderts, dessen Schmuck und Zierde Sie sind. Ich zögerte daher lange, bis ich von diesem Antheil an Ihrem Ruhme, den Sie mir zuerkannt haben, wirklichen Besitz ergriff und Ihnen den Zoll meines Danks und meines Glückes abtrug. Meines Glückes! Ich war damals glücklich! Die Auszeichnung, mit der Sie mich einstimmig beehrten, der Ruhm der Wissenschaft, der in Ihrer Wahl Ersatz oder glückverheißende Vorbedeutung findet, die glänzende Achtung, das allgemeine Ansehen, das über eine Familie, ein ganzes Vaterland die Wahl eines seiner

Kinder verbreitet; alle diese Freuden des eignen Gemüths, der Familie, des Vaterlandes, waren für mich doppelt vorhanden!

Sie spiegelten sich wieder in einem zweiten Herzen. Die Zeit ist, ach! vorbei! Kein Tag eines noch so langen Lebens kann dem Menschen wiedergeben, was ihm jener Unglückstag entreißt, da er in den Augen seiner Freunde lesen muß, was kein Mund vor ihm auszusprechen wagen würde: Du hast keine Mutter mehr! Alle kostbaren Erinnerungen der Vergangenheit, alle goldnen Träume der Zukunft verwehen bei diesem Wort; es lagert sich über sein ganzes Leben ein Schatten des Todes, ein Trauerschleier, den selbst der Ruhm nicht lüften kann? Die tausend Freuden, die sieggekrönten Erfolge, was hat er von ihnen? Er kann sie ja nur auf ein Grab beziehen!

So harrt unsrer die Vorsehung, die in unsern Freuden wie in unsern Schmerzen sich offenbart, in der Stunde unsrer eitlen Triumphe mit einem Todesurtheil! Und besser, als jener scheelsüchtige Spott, den die Alten in die Ehrenbezeugungen mischten, um die Trunkenheit des Siegers zu mäßigen, erwartet sie uns im Augenblicke, da unser Herz höher schlägt und wir vor Glück uns kaum zu fassen wissen, mit einem Wort, das Alles niederschlägt, Alles zu nichte macht,

und ruft uns weit erhabner zu: Du bist Nichts! Du bist nur ein Mensch! Das Spielzeug des Todes! Das Kind dessen, der nicht mehr ist!

Während ich mich anschickte, dem Andenken eines Mannes, der mir unbekannt war, den Zoll Ihrer und Frankreichs Trauerhuldigung darzubringen, während ich in Ihren Herzen, in den Erinnerungen seiner untröstlichen Familie nach Stoff zu Lob und Klage suchte, öffnete sich mir im eignen Herzen eine unversiegbare Quelle von Thränen, und den Schmerz, den ich zu malen hatte, mußte ich in mir selbst fühlen und ihn verwinden!

Verzeihen Sie mir daher, meine Herren, wenn ich den Erwartungen, die Sie mit Recht von dem Nachfolger des Grafen Daru hegen dürfen, nur halb entspreche, ebenso schlecht den Anforderungen des Andenkens dieses Mannes selbst, der schon bei seinem Leben der Tugendhafte hieß! Ich rede in diesem Tempel des Worts eine Sprache, die nicht die meinige ist; ich rede von einem öffentlichen Schmerze, der in meinem eigenen Schmerz untergeht; ja ich rede von einem Manne, dessen bloßer Name zu seiner Verherrlichung genügt, dessen Leben im Mitwissen aller Rechtschaffenen sich selbst lobt!

Dichter, Philosoph, Redner, Geschichtschreiber,

Beamter, Staatsmann — Sie staunen vor so viel Titeln? Ich selbst war nicht minder erstaunt! Sie suchen das Geheimniß dieser Universalität des Geistes im Manne selbst? Es liegt in seiner Zeit: die Geschichte unsres Talents ist beinahe immer auch die unsres Lebens!

Er ward geboren und auf dem Schauplatz der Welt ausgesetzt in einer jener seltenen Epochen, da die Gesellschaft aus den Fugen und Nichts mehr, da der Mensch Alles ist: Epochen, voll Trauer für die Welt, voll Ruhms für den Einzelnen! stürmische Epochen, die den Charakter kräftigen, wenn sie ihn nicht brechen; Zeiten bürgerlicher Unruhen, die den Menschen erheben, wenn sie ihn nicht verschlingen! In Tagen der Ordnung und des Gesetzes ist der Schauplatz enge für Jeden, der Pfad vorgezeichnet und das Leben so zu sagen zum Voraus geschrieben. Wir werden in der Klasse geboren, für die das Glück uns bestimmt; die Gesellschaft hat rechts und links ihre festgeschlossnen Reihen, wir müssen denen folgen, die uns vorangehen, vorwärts getrieben von denen, die uns folgen in dem socialen Bett, das schon vor uns gegraben wurde; unser Gang ist mehr oder weniger sicher, individuelle Kraft oder Schwachheit, Fähigkeit oder Unfähigkeit ist der einzige Unterschied, so kommen

wir am Ziele an; ist es uns der Mühe werth, so nennt man uns, man bezeichnet, man charakterisirt uns mit zwei Worten! und das ist dann die Seite unsres Lebens in einem Jahrhundert! wechselt den Namen und auf derselben Seite steht die Geschichte hundert anderer Menschen! Aber in jenen regellosen blutigen Dramen, deren Schluß der Sturz oder die Wiedergeburt von Reichen, wenn die alte Ordnung zerreißt und die neue noch nicht ans Licht getreten ist; in jenen gewaltigen schreckensvollen Zwischenregierungen der Vernunft und des Rechtes, dran der Geist nur mit Schaudern denkt und worüber die Geschichte selbst einen Schleier breitet, aus Furcht, die Menschheit möchte bei ihrem Erwachen erröthen — — da wechselt Alles: Die Bühne wird überfallen, die Menschen sind keine Schauspieler mehr, sie sind Menschen; sie stehen einander gegenüber, messen sich Aug' in Auge, sie reden nimmer die eingelernte Sprache ihrer Rollen, sie reden die wilde selbstständige Sprache ihrer Interessen, ihrer Bedürfnisse, ihrer Leidenschaften, ihrer Raserei! Hochsinn und Niederträchtigkeit, Talent, Genie, Dummheit selbst, alles taugt, jede Waffe ist gut! jede hat ihre Herrschaft, ihren Einfluß, ihren Tag; der eine fällt, weil er die andere trägt, Niemand ist an seinem Platze, Niemand bleibt wenigstens daran; der Mensch,

von den schwankenden Wogen der Volksgunst getragen, geräth nacheinander in die verschiedensten Stellungen, verfällt den entgegengesetztesten Richtungen; das Glück spielt mit Talenten, wie mit Charakteren! man braucht Redner für die öffentlichen Plätze, Pläne für den Rath, Hymnen für die Triumphe, Geister für die Gesetzgebung, gewandte Hände, Gold zusammenzuscharren! rechtliche, es zu verbrauchen. Man sucht einen Mann! Verdienst allein entscheidet: keine Ausflüchte! keine Weigerung! Die Gefahr macht keine Zugeständnisse! man legt ihm aufs Gerathewohl Lasten auf, höchst unangemessen seinen Fähigkeiten, widersprechend seinen Neigungen; und begegnet man unter jenen Opfern der Volksgunst einem Manne von ebensoviel Rechtschaffenheit als Muth, ebensoviel Thätigkeit als Fähigkeit, immer passend für die Rolle, die man ihm zuweist, wenn sie nur ehrenvoll ist, immer hoch über der Last, die man ihm auferlegt, wenn er sie annehmen will, immer bereit, sich zu unterwerfen, wenn das Gewissen es ihm befiehlt; der Geist dieses Mannes erweitert sich, seine Talente steigern sich, seine Fähigkeiten vervielfältigen sich, mit jeder Last wächst ihm eine Kraft, mit jedem Amt ein Verdienst, mit jeder Unterwerfung eine Tugend; er wird groß durch die Umstände, universell durch die Noth. Und wenn die Macht, die einzig der Anarchie

folgen kann, der Despotismus, stark, weil er nothwendig ist, wenn der sich zeigt und in dem, was von der Revolution her noch fest und unversehrt geblieben ist, Haltpunkte sucht, da sieht er jenen Mann, gewinnt ihn, erhebt ihn und denkt bei sich selbst: das ist nicht mehr der Mann des Volks, das ist der Mann der Ordnung, der Mann der Macht, der Mann der Wiederherstellung. Er gehört mir! ein solcher Mann ist Daru. Das Geheimniß seiner Universalität findet sich in seinem Schicksal geschrieben; das Geheimniß seiner Fähigkeiten und seines Geistes wird sich Ihnen in seinen Aemtern und seinen Werken enthüllen.

Geboren zu Montpellier, im Jahr 1767, von einer sehr angesehenen, geachteten Familie, empfing Daru eine seiner Geburt angemessene Erziehung und wurde für den Militärstand bestimmt. Er war noch sehr jung, als die Revolution ausbrach; sie erschien wie das Morgenroth einer politischen und geistigen Wiedergeburt: man wußte damals noch nicht, daß die Völker ihre Wiedergeburt nicht durch Theorien, sondern durch Tapferkeit und Tugend, oder durch den Tod bewerkstelligen; das blutige Fallbeil der Revolutionen hatte die Berechnungen frommer Hoffnung noch nicht zertrümmert. Daru diente unter den Fahnen zu einer Zeit, da ganz Frankreich sich darum versammelte; beim

Kriegsministerium angestellt, verließ er dasselbe aus freien Stücken am 18. Fructidor und wollte seinem Vaterland in seinen Nöthen beistehen; in seinen Leidenschaften oder in seinen Verbrechen nie! Zehn Monate Gefangenschaft waren der Lohn für diesen Tag muthigen tapfern Entschlusses. Erster Commissär der Armee, Geheimschreiber des Kriegsministers, mit der Vollziehung des Vertrags von Marengo beauftragt, erklang bereits sein Name in den Berichten unserer Siege; bereits brachte er Ordnung, Aufklärung, Rechtlichkeit in die militärische Verwaltung, in der es bis dahin zuging wie bei einer Plünderung, bei der Alles dem Zufall überlassen war, bereits hatte ihn der Mann, bei dem ein Blick des Auges ein Urtheil war, aus der Menge herausgefunden und an jener Ausdauer und Energie erkannt, die er in seiner genial derben Manier dem Stier und Löwen verglich. Bald finden wir ihn als Tribun wieder: der Name stimmt schlecht zu dem Namen Daru! Er war aber auch nur dem Namen nach Tribun. In der Schule der Anarchie erzogen, ein Mann festen Geistes und geraden Herzens, begriff er damals besser die Gewalt als die Freiheit; Gewalt war Bedürfniß des Augenblicks; und gewiß dürfen wir nur in jenem seinem Abscheu vor jeder Zügellosigkeit den Grund seiner Anhänglichkeit an einen

Mann suchen, der die leibhaftige Gewalt war, weil der unbeugsame Wille. Zwischen der Diktatur und der Anarchie hatte Daru, wie Frankreich, nicht zu wählen; um von der Ungebundenheit zur Freiheit zurückzukehren, gibt es für die Völker nur einen Weg: die Tyrannei.

Generalintendant der großen Armee und der eroberten Länder, Staatssekretär im Jahr 1811, Kriegsminister im Jahr 1813, zeigte er überall jene muthige Geistesüberlegenheit, jenen unerschöpflichen innern Fond, jenen starren Pflichtsinn, der ihm immer Bewunderung, oft Liebe erwarb, und gestehen wir's, manchmal Furcht in den eroberten Provinzen, deren Verwaltung er zu organisiren hatte, erregte. Ein fürchterliches Amt für einen hochherzigen Mann, dem Sieg als Werkzeug zu dienen, den besiegten Völkern den Preis ihrer Freiheit oder das Lösegeld ihrer Niederlage abzufordern. Aus allen diesen Widerwärtigkeiten ging Daru's Charakter wie aus der Feuerprobe hervor, er erhielt keinen Makel, und in den Aemtern, zu denen Rom einst seine unerbittlichsten Proconsule verwandte, wo die zitternden Nationen nur Leute wie Verres zu gewärtigen hatten, erkannten sie mit Achtung, wenn auch mit Schmerz, rechtliche Hände, einen erhabenen Geist und ein ehrenhaftes Herz.

Bei so verschiedenartigen Geschäften, wo der Geist Mühe hat, eine Minute zu gewinnen, wie fand der Staatsmann Muße zur Philosophie, zur Geschichte, zur Poesie? Da jeder Augenblick in Anspruch genommen war, da den Stunden Sekunden entzogen wurden, die nicht seinen Geschäften, sondern dem Vergnügen, der Nacht, dem Schlafe entgingen, wo nahm dieser thätige Kopf die Zeit her, für den die Arbeit nur Erholung von der Arbeit war?

Die Uebersetzung des Horaz, Uebersetzungen aus Cicero, ein Gedicht über Washington, ein Gedicht über die Alpen, eines über die Fronde, eine Epistel an Delille, die Uebersetzung Casti's, Reden in Versen, Reden in der Akademie, Arbeiten über den Buchhandel, über finanzielle Gegenstände, die Geschichte der Bretagne, die Geschichte Venedigs; endlich ein Gedicht über die Astronomie, das so eben erst ausgegeben wurde und auf sein Grab den spätesten, aber vielleicht glänzendsten, Strahl seines Ruhmes fallen läßt; das hieß ein solcher Mann müßig gehen! Seine sämmtlichen Schriften beinahe, Sie kennen dieselben, meine Herren! er brachte Ihnen so gerne diese Proben seines Geistes und hörte in Ihrer Stimme bereits das öffentliche Urtheil, das er gewinnen wollte, wie er sein Glück gewonnen, mit Fleiß und Redlichkeit. Unter

den Reden, die er in dieser Versammlung hielt, bezeichnet man gewöhnlich als die vorzüglichste seine Antwort an den Herzog Mathieu von Montmorency, der Hoffnung des Landes, dem Vertrauen des Thrones so bald entrissen, der als einzige Empfehlung Ihnen den Geist Fenelons brachte, von dem er seine heilige Sendung erhalten hatte. Obwohl ein Gegner, schätzte ihn Daru sehr hoch; denn alle Tugenden verstehen sich. In seiner Antwort sprach er ihm von seiner himmlischen Frömmigkeit, seiner unerschöpflichen Güte; ein einziger Mann in der That, dem gegenüber man von seinen Tugenden reden konnte, denn sie waren Niemand als ihm selbst ein Geheimniß. Er ist nicht mehr! Eine glücklichere Stimme erscholl über seinem Grabe und machte Ihnen ein Leben heilig, dessen Ende weniger dem Tod, als dem verzückten Schlafe des Gerechten glich; aber ich konnte den schönen Namen nicht aussprechen, jenen Namen, der auf ewig in meinem Herzen wiederklingen wird, wie in einem Heiligthum, ohne einen Augenblick dabei zu verweilen und wenigstens mit einer Thräne hoher Rührung die Tugend zu begrüßen, die in unserer stürmischen Zeit ein Regenbogen des Friedens und der Versöhnung glänzte, und unter die Parteien sich nur mischte, um sie zu vereinigen, in die Wissenschaften, ihnen einen Schwung

zu geben, in die Politik, sie zu veredeln. Glücklicher oder unglücklicher als die Meisten von Ihnen vereinigt sich bei mir persönliche Erinnerung mit der Frankreichs und Europas, die Erinnerung an eine theure hohe Freundschaft. Die letzten Zeilen, die seine sterbende Hand geschrieben, diese Zeilen, die der Tod selbst unterbrochen, waren an mich gerichtet; mehr als irgend Jemand auf der Welt gehört dieß Andenken mir an; ich werde es treulich bewahren! Mein größter Werth in meinen Augen wird stets bleiben, einen solchen Mann geliebt zu haben, mein süßester Trost, sein Gedächtniß fest zu halten und ewig sein Bild zu verehren.

Am meisten Werth legte man auf Daru's Uebersetzung des Horaz, in den Kerkern des Schreckens begonnen, fortgesetzt und vollendet auf dem Schlachtfeld, im Palaste, unter dem tausendfachen Wechsel eines so reichen, bewegten Lebens. Horaz war der Dichter jener Zeit, wie Dante der Dichter der unsrigen scheint; denn jede Epoche adoptirt und verjüngt einen jener unsterblichen Geister, die immer auch Menschen der Umstände sind; in ihnen spiegelt sie sich, in ihnen findet sie ihr eigenes Bild wieder und verräth so ihren Charakter durch die Vorliebe für den einen oder andern. Jene Epoche glich der des August; Europa hatte die

harte Probe einer Revolution durchgemacht, die sie noch nicht einmal begriff; man mußte den Blick wegwenden von einer mit Blut und Koth besudelten Vergangenheit, über Nichts erstaunen, über Nichts sich wundern, nil admirari, weder über den Wechsel der Herren, noch über den Wechsel der Rollen, weder über Murren, noch über Schmeichelei, noch über Kriecherei des Volks; man mußte leicht sich über Alles hinwegsetzen, um nirgends anzustoßen, die Dinge nur oberflächlich und gleichgültig betrachten, um sie nicht fürchten oder verachteu zu müssen, den Menschen nur jene leichte, sorglose Weisheit predigen, jenen Epicuräismus der Vernunft, der aus der Sklaverei keine Gewissenssache macht, auf die Tyrannei keinen Schatten wirft, dessen ganze Rache in einem leichten ironischen Zuge um den Mund besteht, der den Indifferentismus unterhält, die Schwachheit tröstet, die Feigheit entschuldigt und seine Fehler wie seine Tugenden einzuschmeicheln weiß. So war Horaz, der Freund des Brutus; der Freund Mäcen's; der Mann, der seinen Schild bei Philippi wegwarf und stoischen Gleichmuth sang, das justum ac tenacem, mitten unter Tiburs Reigen und Roms Gelagen. Ein solcher Dichter war ganz für eine solche Zeit geschaffen; die unruhige, stets besorgte Gewalt dieser Epoche mußte mit geheimer Freude sehen,

wie die Geister sich abwandten von den ernsteren Fragen des Lebens und allen tieferen Forschungen und jener gefälligen, weichlichen Philosophie huldigten, die das Schicksal mit Geduld und die Menschen, wie sie sind, mit Lächeln hinnimmt; die Tyrannen, ja die Völker selbst, die die Schmeichelei gleich sehr verdirbt, haben immer die Dichter aus dieser Schule recht gern gehabt. Für sie öffnen sich nicht die Gefängnisse Ferraras, für sie schlägt man keine Schaffote auf, wie für Roucher und Andreas Chenier, für sie hat Syrakus keine Steinbrüche, für sie Florenz keine Verbannung. Sie singen, rosenbekränzt, in vergnügter Sorglosigkeit, bei den Gelagen der Herren der Welt oder bei den Saturnalien des Volkes eine geheime Sympathie fesselt sie an alle Tyrannen; denn diese Dichter verweichlichen die Menschen, wie die Sophisten sie verderben, die Tyrannen sie knechten.

So dachte jedoch keineswegs Daru, als er uns den Horaz wiedergeben wollte: Horaz war der Liebling seines Geistes, er wollte ihn zum Liebling seines Jahrhunderts machen; aber er unternahm das schwierigste, ich möchte beinahe sagen, das für den Menschen unmöglichste Werk. Man kann eigentlich Niemand übersetzen: die Individualität der Sprache und Schreibart läßt sich so wenig wie jede andere Individualität

mittheilen, der Gedanke höchstens kann von einer Sprache in die andere übergetragen werden, aber die Form des Gedankens, seine besondere Färbung, seine Harmonie gehen verloren — und wer will läugnen, daß die Form dem Gedanken ist, was die Farbe dem Bilde? Aber ist erst das, was man zu übersetzen vorgibt, nicht einmal ein Gedanke, ist es nur ein flüchtiger Eindruck, ein halb fertiger Traum der Phantasie oder Dichterseele, ein vager, unartikulirter Ton der Leyer, ein naktes nebelhaftes Gebild des Geistes, was wird unter der Hand des Uebersetzers davon übrig bleiben? einige leere, dumpfe Worte, gleich jenen Münzen aus mattem schwerem Metall, gegen die man die leuchtende goldne Drachme mit ihrem Glanz und Gepräge eintauscht. Und in der Poesie eines entlegenen Zeitalters ist immer schon ein guter Theil todt, abgestorben, da gibt es Anspielungen auf Ort, Zeit, Sitten, Gebräuche, gerade gangbare Meinungen, die wir nicht mehr verstehen und die uns darum kein Interesse abgewinnen können! Nehmt einer Dichtung die Zeit ihrer Entstehung, ihren Glauben, kurz ihre Originalität, was bleibt dann übrig? was von einer Götterstatue bleibt, der das Göttlichste fehlt, ein Stück Marmor, mehr oder weniger gut gestaltet! Die Revolution, die das Christenthum in der Poesie bewirken sollte, jene Revolution,

die sich in Dante, Milton, Tasso, Petrarka, in der Athalie bemerklich macht, machte bei uns nur langsame Fortschritte. Unsre Herzen waren christlich, unsre Lippen heidnisch; daher ein kalter, unerfreulicher Zwiespalt zwischen unsrer Poesie und dem menschlichen Herzen. Endlich aber bricht diese Revolution sich Bahn, sie erlöst uns von einer Muse ohne bestimmte Individualität, von einer verwirrten, skeptischen Philosophie, von einer Mythologie, der der Glaube fehlte; sie fragt nach ernsteren, geheimnißvolleren Dingen, wie nach der Bestimmung des Menschen, sucht erhabenere Gegenstände, wie unsre Hoffnungen, unendliche, wie unsre Wünsche, ernste, wie unsre Pflichten, tiefe und zarte, wie unsre Gedanken und Empfindungen; kurz sie verlangt, was der Vater der modernen Poesie so gut ausgedrückt hat: —

Il parlar che nell' anima si sente!

(Sie spricht, was man im Herzen fühlt.)

jene Sprache, die in jedes Menschen Herzen spricht, in jedem wiederklingt, die jedes versteht, das lebendige Echo unsrer geheimsten Gefühle! Die Melodie, der melodische Ausdruck unsrer Gedanken!

Der Sturz eines Reichs, an dem Daru ein Pfeiler gewesen, wandte seine Blicke auf die Lehren der Geschichte! es drängte ihn zum Schreiben: er

wählte Venedig; die Wahl schon verieth den großen Geist. Venedig mit seiner Wiege in den Lagunen des adriatischen Meeres, mit seinen geheimnißvollen Einrichtungen, seiner tyrannischen Freiheit, seinen orientalischen Eroberungen, seinem kriegerischen Handel, seinem Wahl-Despotismus, seinen verdorbenen Sitten und seiner inquisitorischen Regierung, gleicht einem jener gothischen Denkmale; halb arabisch, halb christlich, das es selbst aufgerichtet, an dem man die fremde, großartige Architektur bewundert, ohne Anfang und Ende genau angeben zu können; es ist das Alhambra der Geschichte! Eigentlich aber ist es keine Geschichte, sondern ein Roman des Mittelalters! eine jener fabelhaften Erzählungen des Morgenlandes, wo Wunder an Wunder sich kettet im Munde der arabischen Erzähler, bis endlich Paläste und Tempel, Helden und Prachtaufzüge, Alles miteinander Kraft des nämlichen Zaubers, der es hervorgerufen hat, in das schweigsame Grab des Oceans versinkt. So sank diese Königin des Meers unter in ihren eigenen Fluten! Venedig ist sich selbst sein Grab, ein seiner würdiges Grab, das ihm allein von gewaltigen jammervollen Geschicken erzählt! Der Fremde sucht es auf in seinen Ruinen, und jeder Schritt, der auf dem Pflaster wiederhallt, jedes Kraut, das zwischen seinen Trümmern sprießt,

jeder Stein, der von seinen Palästen in seine halbversandeten Kanäle fällt, erwecken in ihm mit geheimem Schauder Bilder des Ruhms, der Lust und des Nichts! Daru erhob sich oft über seinen Gegenstand: sein Styl hat Etwas an sich von antiker Reinheit und Würde, Etwas von jenem Feierlichen der ersten Zeiten, da der Geschichtschreiber eine Art Priester der Traditionen war. Dieser Ernst steht ihm gut; es ist nichts so Leichtes und Oberflächliches, die Vergangenheit zu lehren, um die Zukunft zu unterrichten! Wir finden gern in dem Ton des Geschichtschreibers Etwas von dem Lebendigen der Eindrücke wieder, die er erweckt, von dem erhabenen trauervollen Geschicke der Reiche, die aus dem Nichts hervorgingen, um dahin zurückzukehren, wenn sie ein wenig Staub und Geräusch gemacht haben!

Nach diesem Denkmale des Mittelalters wollte Daru auch seinem Vaterlande ein solches aufrichten; er schrieb die Geschichte der Bretagne. Hier fehlten aber Erinnerungen und Farben; es geht mit Provinzen wie mit Menschen, sie haben oft ein von ihrer eigentlichen Wichtigkeit unabhängiges Schicksal. Eine Lagune des adriatischen, ein Fels des mittelländischen Meers, ein Berg in Judäa oder Attika, erwecken mächtig die Sympathie der Geschlechter, während große bevölkerte

Provinzen kaum einen Namen im Gedächtniß der Jahrhunderte haben. Bei den Völkern, wie bei den Individuen ist es die specielle Physiognomie, die sie den Nationen in die Augen springen läßt und in unsere Erinnerung sie eingräbt; Ruhm, Unglück, politische Stürme verleihen den Völkern diese Physiognomie; das sind die Falten auf der Stirne der Nationen. Die Bretagne hatte noch keine, und es ist zu bedauern, daß der Blick des Geschichtschreibers zu weit zurückschaute in das Alterthum dieses Landes, überhaupt, daß seine Feder nicht länger bei der mehr historischen Seite seines Vorwurfes verweilt, bei jener Seite, die der Geschichte der Heldenzeit entrissen zu seyn scheint, da der Glaube des Christen eins war mit der Treue des Soldaten, da ganze Provinzen von selbst im blosen Namen Gottes und des Königs sich erhoben und, ihre Kraft nur in der Verzweiflung erschöpfend, in einem Winkel Armorikas die Wunder antiken Patriotismus erneuten und dem besiegten oder stummen Europa zeigten, daß Nichts unüberwindlicher ist, als ein hohes Gefühl im Herzen des Menschen, das er Ergebung oder Freiheit nennt! und daß, wenn Religion und Königthum nicht ihr Salamis haben durften, sie wenigstens ihre Thermopylen im Lande der Clisson und Duguesclin hatten!

Zwischen diese größeren Werke fielen weniger ernste Arbeiten, sinnreiche, gefällige Poesien; Berichte über wichtigere Zweige der Verwaltung, worunter namentlich die Jahresberichte über die Gefängnisse, die dem Thronerben zugeeignet sind, der kein Verbrechen zu verworfen für den Blick eines Königs findet, kein Unglück unter der Würde der christlichen Liebe, der wie seine Ahnen am Tage ihrer Salbung die schmachvollen Wunden der Menschheit zu berühren wagt, sie zu heilen oder zu lindern. — In den Pairstand erhoben, sprach Daru in der Kammer mit jenem überlegenen Talent, jener reifen Erfahrung, jener Alles mit sich hinreißenden Kraft der Ueberzeugung, der Frucht einer langen und ernsten politischen Laufbahn. Die Zeit und die gute Seite der Restauration hatten ihn gelehrt, die strengen Grundsätze der Gewalt durch den Geist gemäßigter Freiheit zu mildern, dessen Eingebungen er weder unter den Zelten des Eroberers, noch unter den Fascen des Diktators vernommen hatte. Er war Sieger auf den Bänken der Opposition, aber einer rechtlichen, gesetzlichen Opposition; wir sind hier nicht da, um über Meinungen zu richten; Meinungen haben keinen andern Richter, als das Gewissen und die Zeit! Wie die verschiedenen Religionen, die ihre Altäre unter Einem Tempel haben, wollen wir sie

achten, ohne uns vor ihnen zu beugen, und sie zu begreifen suchen, ohne sie zu theilen. Niemand wußte besser als Daru die Sympathien des Privatmanns und die Pflichten des Politikers zu trennen. Seine Sympathien hatten ihre Quelle in der Dankbarkeit, nie in der Partei! Er schätzte die unendliche Wohlthat der Restauration, die ihm einen Freund kostete, aber Europa wiedergebar; es ist nicht unsre Sache, an Gefühlen zu meistern, deren wir uns selbst gegen die Familie unsrer Könige rühmen würden, zweierlei Maß, zweierlei Gewicht zu haben und an Menschen, erfüllt von Stolz und Größe durch einen andern Mann, Sympathien zu verdammen, die wir nicht verletzen dürfen, ohne zu gleicher Zeit das Edelste und Theuerste, was das menschliche Herz kennt, zu verletzen: Gedächtniß für Wohlthaten, Mitleid für den Gefallenen, treue, liebevolle Erinnerung!

Das, meine Herrn, war Daru's Laufbahn, die noch viel versprach, noch viel hoffen ließ, als der Tod auf immer diesem thätigen Leben ein Ziel setzte und ihn ruhen hieß, ehe er müde geworden! So gehen wir dahin! so entblättert sich, so zu sagen, vor unsern Augen ein Geschlecht und fällt Mensch um Mensch der Vergessenheit oder der Unsterblichkeit anheim! Noch ein Paar leuchtende Namen, ein Paar glänzende

Lobreden, und die Generation, die so viel Lärm und Geräusch in der Welt verursacht hat und Jahrhunderte lang nachwirken wird, wird, ganz wie sie war, in tiefer Ruhe schlummern. Ist diese Zeit da, sind die Leidenschaften und Stichwörter des Tags mit dem Staub der erloschenen Geschlechter begraben; hallen unsre Liebe und unser Haß, unser Recht und unser Unrecht nicht mehr wieder in den Herzen neuer Menschen, dann erhebt sich die Nachwelt und richtet. Die Stunde ist da für jenes große achtzehnte Jahrhundert, das, geboren mitten in der Verderbniß der Regentschaft, groß ward im Schatten einer Regierung, die sich selbst verrieth, das ohne Unterschied mit den Waffen der Sophistik oder der Vernunft spielte, die Fundamente aller Institutionen untergrub, ehe es dieselben gestützt hatte, das sich in den wahnsinnigsten Hoffnungen bei der Stimme seiner Dichter und Weisen berauschte und beim Geräusch seiner einstürzenden Gebäude, beim Schein seiner Feuersbrünste, beim Geschrei seiner Opfer und seiner Henker wieder erwachte. Sein Name, den wir noch suchen, wird schwer zu finden sein! Von Anfang bis zu Ende ist Alles vorhanden, vom Mitleid bis zur Furcht, von der Bewunderung bis zur Verachtung! Welchen Namen des Ruhms oder der Rache es aber auch von künftigen Geschlechtern unter den

Jahrhunderten erhalten mag, so viel dürfen wir jetzt schon sagen, ohne fürchten zu müssen, von der Zukunft Lügen gestraft zu werden! das war kein Jahrhundert des Gedankens, das war ein Jahrhundert der That! Die negative Philosophie, die Philosophie des Spotts und Hohns machte keinen jener gewaltigen Schritte, die der menschlichen Intelligenz einen neuen Horizont eröffnen. Der Kunst fehlte die Begeisterung, denn sie sah nie zum Himmel auf, woher alle Begeisterung kommt; die Poesie warf die Leyer weg, um statt ihrer einen frostigen Pinsel in die Hand zu nehmen; sie erstickte schon auf den Lippen den großen Namen, den Namen Gottes, der wenigstens in der Seele des Dichters wiederklingen soll, dem lebendigen Instrument des großen Schöpfungsconcerts! Die Wissenschaft allein gedieh weiter, denn die Wissenschaft lebt von Thaten, nicht von Ideen, die Beredtsamkeit allein war mächtig, denn die Beredtsamkeit ist Sache der That. Die Stimme Mirabeau's erscholl von der Tribüne herunter; Mirabeau, eine jener riesigen Gestalten, die beim Sturze von Reichen sich zeigen und wie Simson nach Belieben die Säulen des Gebäudes allein zu tragen oder in ihren Sturz nachzuziehen scheinen. Aber Mirabeau selbst wäre nur eine gewöhnliche Erscheinung, wäre er nicht der erste der Redner

und Tribunen gewesen! Und wir, die wir jetzt Andere richten, bald wird man uns selbst richten; bald wird eine unparteiische Zukunft nach unsern Ansprüchen auf den Ruhm des Jahrhunderts, die wir so unendlich groß glauben und die sie allein kennt, fragen; bald wird sie das schreckliche Verzeichniß unserer Meinungen aufsetzen, die wir Grundsätze nennen, unserer Vorurtheile, die wir Gerechtigkeit heißen, unseres Lärmens, den wir für Ruhm halten. Und bereits richten wir uns selbst; bereits, indem wir unsre Vorurtheile als Zeugen, unsere Parteilichkeit als Richter aufrufen, vergöttern oder verdammen wir, je nachdem die Leidenschaft in uns spricht, ein Jahrhundert, von dem wir erst die blutige Morgenröthe gesehen haben; ein Jahrhundert der Finsterniß für die Einen, ein Jahrhundert des Lichts für die Andern, ein Jahrhundert des Kampfs für Alle!

Wir wollen, meine Herren, weder diese Verachtung, noch diesen Stolz theilen! wir wollen nicht glauben, daß jene Wahrheit, die allen Zeiten, allen Menschen angehört, nur auf unser Dasein gewartet habe, um wolkenlos über unsrer Wiege sich zu erheben. Wir wollen nicht vergessen, daß jede Wahrheit ein Kind der andern, ein Kind der Zeit ist, wie die Weisen sagen, daß die ganze Civilisation an jener

goldenen Kette hängt, die die Welt trug und nur ein glänzender Schein war. Doch wir wollen uns auch nicht selbst verläumden; der Tag des Gerichts erscheint nur zu bald! zu bald schon wird die Nachwelt uns auf die Wage legen und sagen: sie waren (was wir auch in der That sind) die Menschen einer doppelten Epoche in einem Jahrhundert des Uebergangs!

Was mich betrifft, meine Herren, würde mich je dieser Ueberdruß an meiner Zeit, von jeher die Krankheit aller denkenden Wesen, befallen, würde mich die Versuchung anwandeln, ungerecht gegen mein Jahrhundert zu sein, so würde ich nur einen Blick werfen auf die Männer, vor denen ich heute meine Stimme erhebe! Hier würde ich den Homer des Christenthums betrachten, nicht fern von seinem Plato sitzend! Dort jenen philosophischen Redner, den Gedanke und Ausdruck, Königthum und Freiheit als ihren rechtlichsten und tiefsinnigsten Vertreter ansehen! Hier den hochherzigen Bürger, der zuerst es wagte, der Wuth der Tyrannei sich auszusetzen, als Alles ringsum schmeichelte oder schwieg! Ein Mann, würdig alter Zeiten, wenn diese je Zeiten waren der Einfachheit, der Tugend, der Sittenreinheit, des Genies, der Demuth, die sich für Nichts achtet, und des Ruhms, der sich selbst nicht kennt! Sein Wort, ein Freiheitsschwert, zerhieb den

Knoten der Sklaverei, der Frankreich in Unterwerfung fesselte, und wird lange wiederhallen in unsrer Geschichte als der erste Odemzug der Wiederherstellung und Freiheit, der aus dem Herzen eines Biedermanns kam, ihrem würdigsten Tempel und beredtesten Organe! Dort der Plinius Frankreichs, bei dem der Geist nur das Auge der Wissenschaft und dessen weite umfassende Einsicht ihm von der Natur nur darum verliehen zu seyn scheint, um ihre Geheimnisse ihr abzulauschen und ihre Herrlichkeit zu schildern! Dort der würdige Chef unsers ersten politischen Körpers, dessen Weisheit so unvergessen bleiben wird, wie die Weisheit unsrer Gesetzgebung, die er ins Werk setzen half. Dort jene Herren unsrer beiden Bühnen, die Einen glückliche Erben unsrer Hauptwerke, deren Fortsetzung sie unternahmen, die Andern kühne Neuerer, die das Wahre einzig in der Natur und das Licht einzig in ihrem Geiste suchen; jene würdigen Häupter der Kirche, die den Wissenschaften durch ihre Heiligkeit erst die Weihe ertheilen; endlich jener junge, geistvolle Quintilian, der im Staub der Schulen sich allein eine wiederhallende Tribüne errichtet, und dessen Beredtsamkeit, auch über diese Tribüne hinaus, sich über Alles verbreitet und mit den bedeutendsten Talenten wetteifert! Ließe ich meinen Blick über die Grenzen dieser Versammlung

hinaus auf das heranwachsende Geschlecht schweifen, so würde ich sagen, meine Herren, ich würde mit der reinsten, innigsten Ueberzeugung sagen, ob man auch überspannter Hoffnungen und der Schmeichelei gegen die Zukunft mich beschuldigen würde: Glücklich die, die nach uns kommen! Alles kündet für sie ein großes Jahrhundert, eine der charakteristischsten Epochen der Menschheit an. Der Strom hat seinen wilden Sturz hinter sich, die Fluthen werden ruhiger, der Lärmen vertost, der menschliche Geist fließt in einem breiteren Bett, er rauscht frei und kräftig dahin; er hat nur sein eigenes Ungestüm, seine eigene Aufwallung zu fürchten, er kann sich nur mit seinem eigenen Kothe besudeln. In gerader Richtung strömt er dem unbekannten Ziele zu; ein unendlicher Durst nach Vervollkommnung, nach Wahrheit und Sittlichkeit verzehrt ihn; ein neuer Sinn, ein heilbringender oder verderblicher Sinn, ward ihm gegeben, diesen Durst zu stillen. Dieser Sinn, welcher der Menschheit erst in ihrem Alter enthüllt wurde, gleichsam um sie zu trösten und zu verjüngen, dieser Sinn ist die Presse; eine neue Macht, die sich noch nicht kennt und noch vor sich selbst erschrickt. Sie richtet in einer schon fertigen Civilisation dieselbe Verwirrung an, die ein sechster Sinn in der menschlichen Organisation verursachen würde. Aber

die Zeit, ihr eigenes Uebermaß, der einzige unfehlbare Prüfstein der Gesetzgebungen, werden ihren Gebrauch regeln, ohne ihrer Früchte uns zu berauben, und wie erschreckend auch die schwankende Stellung ist, in die sie die charakterfestesten Geister versetzt, ich kann nicht glauben, daß wir einer Macht weiter fluchen dürfen, die eine Vorsehung, weiser und großmüthiger als wir, dem menschlichen Gedanken zugestanden hat, und eine ihrer köstlichsten Gaben verschmähen und ihre Wohlthat verwerfen. —

Eine unverdorbene, thätige Jugend schreitet voll Ernst einher; die großen Schauspiele, die ihr Auge beim Erwachen trafen, haben sie vor der Zeit alt gemacht; man könnte glauben, ein Jahrhundert liege zwischen ihnen und der letzten Generation. Sie fühlt die Würde der menschlichen Berufung, einer Berufung, die sich zur Genüge offenbart in Institutionen, da alle Freiheiten des Menschen freies Spiel haben, alle Fähigkeiten Beschäftigung finden, jede Tugend ihren Werth hat. Die Wissenschaften tragen das Gepräge dieser Sittlichkeit und Gesetzlichkeit. Die Philosophie schämt sich, nur den Tod und nach ihm das Nichts behauptet zu haben, und findet die verlorene Würde wieder im Spiritualismus, wird wieder göttlich durch die Erkenntniß Gottes. Der Spiritualismus selbst läßt

sich aus seiner nebelhaften Höhe zu der geoffenbarten Philosophie herab, beugt sich vor dem Dogma, dem geheimnißvollen Ausdruck übermenschlicher Wahrheiten, und gesteht endlich ein, um wahr und gerecht zugleich zu sein, dürfe die Philosophie von der reinsten großartigsten Emanation des Lichtes, die dem Menschen zu Theil wurde, dem Christenthum, nicht länger abstrahiren! Die Geschichtschreibung gewinnt einen weiteren, helleren Horizont; sie beschreibt den ganzen Menschen, sie sieht die Ideen unter den Thaten, und verfolgt den Fortschritt des menschlichen Geschlechts mehr im langsamen geheimen Gange des Gedankens, als in jenen blutigen Perioden, die das Glück eines Menschen steigern oder vernichten, ohne am Loos der Menschheit etwas zu ändern. Die Poesie, die bei uns so lange eine Entweihung des Geistes, ein mehr oder weniger gewandtes Abmartern der Sprache, eine todte unfruchtbare Spielerei war, erinnert sich plötzlich wieder ihres Ursprungs und ihres Zwecks. Sie wird neugeboren als das Kind der Begeisterung und höheren Eingebung, als der ideale, geheimnißvolle Ausdruck des Flüchtigsten, Unaussprechlichsten im menschlichen Gemüthe, als der harmonische Sinn für Lust und Schmerz, für Leid und Freude des Geistes; die Jugend des menschlichen Geschlechts hatte sie mit Fabeln

entzückt; ihre Schwingen sind stärker geworden und sie schwingt sich nun zur Wahrheit selbst auf, die so poetisch ist, als ihre Träume, und sucht neue Bilder, um endlich die Sprache der Kraft und Mannheit zu reden.

Ein religiöser Zug geht durch alles menschliche Denken; aber diese lautere Religion des Herzens hat nur im Glauben und Bewußtsein ihren Halt. Sie verlangt von der öffentlichen Gewalt keine innigere Theilnahme, die sie nur irre führen, keine Gunstbezeugungen, die ihr nur schaden könnten; sie verlangt nur, was sie selbst zugesteht, was ihr eigenstes Wesen und ihren Ruhm ausmacht, Unabhängigkeit und freie Ueberzeugung. Die Politik ist nicht mehr jene schmähliche Kunst, die Menschen zu verderben und zu täuschen, um sie zu knechten. Das Christenthum hatte auch in sie einen göttlichen Keim von Sittlichkeit, Gleichheit und Tugend gelegt, der freilich Jahrhunderte bedurfte, um sich zu entwickeln. Man sieht seine allmählige Entwicklung von Jahrhundert zu Jahrhundert, in den Seufzern der Völker, in den Wünschen guter Könige; er ist ein lebensvoller Gedanke des menschlichen Geschlechts, immer angegriffen, nie unterdrückt. Schon Fenelon's frommer Geist enthüllt ihn der Gewalt, als das heilige Gesetz politisch christlicher Liebe, als das Evangelium der Herrscher. Er ging unversehrt aus

den Fesseln des Despotismus, wie aus den Saturnalien der Anarchie hervor; er triumphirt über die Schwachen, die ihn läugnen, über den Wahnwitz, der ihn entweiht. Vernunft, Freiheit, Sittlichkeit verlassen endlich das unbestimmte theoretische Feld, suchen Form und Gestalt anzunehmen und gewinnen Leben und Dasein in Institutionen, wo Ordnung und Freiheit sich gegenseitig Garantie leisten; wo die Monarchie, die sie beschützt, unter unseren Augen mit der einzigen Würde sich schmückt, die wir für sie in Anspruch nahmen, Beschützerin des Rechts und der Fortschritte des menschlichen Geschlechts zu sein. Das sind die Zeichen des neuen Jahrhunderts! Wenn es nicht die blutigen Lehren der Vergangenheit vergißt, wenn es sich erinnert an die Anarchie und Sklaverei, die zwei Rachegeißeln, welche die Verbrechen der Könige, wie die Ausschweifungen der Völker strafen; wenn es von den menschlichen Einrichtungen nicht mehr fordert, als mit unsrer unvollkommnen Natur verträglich ist, so wird es seine glorreiche Bestimmung erfüllen; es wird den frohen Empfindungen entsprechen, mit der es heute die Menschen voll Hoffnung begrüßen. Dieses Jahrhundert wird sich von unsrer doppelten Wiederherstellung datiren: Wiederherstellung der Freiheit durch den Thron, Wiederherstellung des Thrones durch die Freiheit. Es wird den Namen führen entweder von

jenem gesetzgebenden König, der die Fortschritte der Zeit in der Charte heiligte, oder von jenem ehrenhaften König, dessen Wort eine Charte ist, und der seinen Nachkommen die ewige Mitgift seiner Familie erhalten wird. Vergessen wir nicht, daß unsre Zukunft ganz fest und unauflöslich an die unsrer Könige gebunden ist; daß man den Baum nicht von seiner Wurzel trennen kann, ohne die Zweige des Safts zu berauben, und daß die Monarchie uns Alles, selbst die schöne Frucht der Freiheit gebracht hat. Die Geschichte lehrt uns, daß die Völker, so zu sagen, in gewissen königlichen Geschlechtern und in den Dynastien, die dieselben zu repräsentiren haben, sich personifiziren; daß sie fallen, wenn dieser Königsstamm fällt; daß sie sich erheben, wenn dieser wieder neu ausschlägt; daß sie untergehen, wenn er untergeht, und daß gewisse Königsfamilien jenen Hausgöttern gleichen, die man nicht von der Schwelle unsrer Voreltern nehmen kann, ohne den Herd selbst mit wegzureißen und zu zertrümmern. — Und Sie, meine Herren, werden allmählig Ihre Reihen dem Talent, dem Genie, der Tugend, allen bevorzugten Geistern dieser Zeiten öffnen; schon harren Ihrer tadellose glänzende Namen; sie werden keinen an dieser Schwelle vorübergehen lassen! Keiner Schule, keiner Partei angehörig, werden Sie, wie die Wahrheit, hoch

über allen Systemen stehen. Alle Systeme sind falsch; das Genie allein ist wahr, denn die Natur allein ist untrüglich. Es thut einen Schritt und der Abgrund ist übersprungen! es geht weiter, die vollste Bewegung ist im Anzuge! Möge es Ihr Wunsch sein, daß diese erlauchte Körperschaft gleich dem Prisma, das die verschiedensten Strahlenbrechungen zu einer glänzenden Farbenharmonie verbindet, alle zeitgenössischen Celebritäten in sich aufnehme und die Strahlen jener nationalen Unsterblichkeit in sich concentrire, deren Brennpunkt und Sinnbild Sie sind, daß Sie Ruhm bringen dem Könige, der Sie beschützt, dem großen Manne, der diese Akademie gegründet, dem französischen Volke, das in Ihnen sich erkennt, durch Sie sich geehrt fühlt!

Erwiederung des Baron Cuvier,

Direktors der französischen Akademie,

auf

die Rede Lamartine's. *

In der Sitzung vom 1. April 1830.

Ja, mein Herr, die französische Akademie muß den verschiedensten Talenten gleiches Recht widerfahren lassen. Jede wahrhafte Fähigkeit ist ein schätzbarer Zuwachs. So hat sie sich auch von jeher eine Ehre daraus gemacht, in ihren Schoos zu berufen, wer nur immerhin die Vernunft in einer ihrer würdigen Sprache reden ließ, wer die Menschen hinzureißen

* Die französische Ausgabe von Lamartine's Werken hat diese Rede Cuvier's aufgenommen; ich glaubte, sie nicht weglassen zu dürfen, da wir in ihr eine gewichtige Stimme Frankreichs über den poetischen Werth Lamartine's vernehmen.

A. d. U.

wußte durch die heiligen Namen der Wahrheit und Tugend, und hat sie irgend Jemand bevorzugt, so waren es Schriftsteller, denen es bei aller Achtung für die Gesetze der Sprache gelang, ihren Werken eine eigenthümliche, bis dahin unerhörte Form zu geben und die Geister aufs lebhafteste zu ergreifen. Bossuet, der durch seine heilige, umfassende Beredtsamkeit alle Zuhörer erschütterte; Racine, der die innigsten und zartesten Gefühle des menschlichen Herzens in die Hülle einer himmlischen Sprache kleidete; Montesquieu, der mit seinem brillanten Feuergeiste das geheimste Getriebe der socialen Maschine beleuchtete; Buffon, der zuerst die Natur in all ihrer Pracht und Herrlichkeit schilderte — alle diese glücklichen Neuerer, und noch viele Andere, die vor ihnen unbekannte Wege sich geöffnet haben zu ihrem Ruhme, war die Akademie zu den Ihrigen in ihren Schoos aufzunehmen stets eifrig beflissen; ihre glänzenden Namen werden auf immer der Stolz unsrer Jahrbücher bleiben.

Noch mehr, mein Herr; was jene Vorurtheile oder Leidenschaften anbelangt, welche geschäftige Bosheit manchmal so unbedacht Männern der Wissenschaft unterlegt, einer Körperschaft im Angesichte Frankreichs und Europas wäre es glücklicherweise ganz unmöglich, sich blos zu stellen, indem sie Jemand zurückwiese, der

mit vollem Recht Anspruch auf einen großen Namen hätte. Das Loos des Genies, selbst in Betracht jener Ausstellungen, die es vielleicht als höchst zartlos verwerfen darf, hängt keineswegs von den kleinen Eifersüchteleien seiner Rivalen ab. Umsonst mag die öffentliche Gewalt, wie es einigemal geschehen ist, so schwach sein und sich auf die Seite des Neides und der Mißgunst schlagen, die öffentliche Meinung trägt am Ende doch den Sieg davon. Aber außer dieser trostvollen Wahrheit, von der die alte und neue Geschichte der Akademie so tausendfache Beweise liefert, gibt es noch eine andere, die man nicht aus den Augen verlieren darf, nämlich die, daß das Genie nicht in der Neuerung allein besteht, sondern in der Neuerung, so fern sie ein Schritt zur Vervollkommnung ist.

Glücklich der Schriftsteller, der sich zugleich trefflicher origineller Werke und des öffentlichen Beifalls rühmen kann! Noch glücklicher, wen ein liebenswürdiger Charakter und eine ehrenvolle Laufbahn vor allen Angriffen des Neides und Vorurtheils bewahren! — Und das ist bei Ihnen der Fall, mein Herr; Achtung und Freundschaft wird Ihnen gleich lebhaft, wie allgemeine Bewunderung zu Theil; Ihre Schriften sind von der Art, daß sie ganz nothwendig alle diese Gefühle erwecken müssen.

Wenn in einem jener Augenblicke der Trauer und Niedergeschlagenheit, die sich oft der stärksten Geister bemächtigen, ein einsamer Spaziergänger zufällig von fern her eine Stimme vernimmt, deren liebliche melodische Gesänge Gefühle ausdrücken, die den seinigen entsprechen, so wird er von einer wohlthuenden Sympathie ergriffen, von Neuem fühlt er alle jene Saiten klingen, welche die Muthlosigkeit abgespannt hatte. Und wenn diese Stimme, die seine eigenen Leiden schildert, allmählig Töne der Hoffnung und des Trostes darein klingen läßt, kehrt das Leben gleichsam wieder in ihn zurück; schon will er sich dem unbekannten Freund, der es ihm wiederschenkt, anschließen, schon ihm in die Arme stürzen, sein Herz vor ihm ausschütten und ihm Alles erzählen, was er ihm verdankt.

Das war, mein Herr, der Eindruck Ihrer ersten Betrachtungen auf einen großen Theil jener fühlenden Seelen, die das Räthsel der Welt quält und die in dieser tiefen Nacht, worin der Vorsehung die Vernunft zu lassen beliebte, über unsere Abstammung, über unsere Natur und über unsere Bestimmung, unabläßlich das Bedürfniß eines Führers empfinden, aber eines Führers, der sie diesem schwarzen Labyrinth des Zweifels entreißt und sie in die Regionen des Lichtes und der Wahrheit geleitet.

Die trübseligen Abstraktionen der Philosophie lassen, frostig wie sie selbst sind, auch diese Seelen kalt; sie vermögen nicht mit jenen bequemen Geistern sich zu beruhigen, die, weil sie einmal dieses fürchterliche Räthsel nicht lösen können, es in Sorglosigkeit und Vergessenheit ganz bei Seite schieben; und jener große Dichter unsrer Tage, dem Sie mit so hohem Sinne Lob und Tadel, wie er es verdiente, zugemessen, der das ganze Universum nur als einen Tempel für den Gott des Bösen betrachtete — sie schaudern bei ihm zurück vor dem Engel der Verzweiflung.

In Ihnen, mein Herr, haben sie gleich bei Ihrem ersten Auftreten einstimmig den Sänger der Hoffnung begrüßt.

So kräftig, wie Ihr Rival, in Schilderung der Leiden des Lebens, so durchdrungen, wie er, von der Nichtigkeit aller Erdenlust, von ihrem schnellen Verrauschen, hat jener Strahl himmlischen Trostes, der seinen Geist nicht erleuchtet, den Ihrigen erhellt, und Ihr Talent ließ ihn wiederschimmern in verwandten Augen.

Die Hoffnung ist Ihre Muse, die Hoffnung, die Schwester der Phantasie. Diese beiden Feen, welche, die einzigen beinahe auf Erden, uns aufrecht und beim Leben erhalten; ist es zu verwundern, wenn sie sich darum stritten, welche von ihnen die Natur mehr für

Sie beseelen dürfe? und wenn Ihr Geist dann durch ihre Eingebung so viel herrliche, erhabene und schreckliche Dichtungen geschaffen; immer gleich groß, ob er am Grab der Scipionen die Asche der Helden wägt, ob er die goldenen Harfen, denen der Herr selbst horcht, vernimmt, oder uns das Unglück schildert als einen Geier, der das All mit seinen grausamen Klauen packt? Das Bild der Lust selbst, erstaunt, sich inmitten so erhabener Gleichnisse, so ernster Gedanken zu finden, verliert nicht das Geringste von seinem Reiz. Beinahe würden Sie verführen, machte nicht immer zu rechter Zeit eine Lehre der Zauberei ein Ende, eine Lehre, um so ernster und eindringlicher, damit der Contrast desto größer sei.

In der That, ob Sie den Schmerz oder die Freude reden lassen, immer geschieht es, uns zur Weisheit zu führen. Alle diese Studien, die Sie an sich selbst machten, alle diese verschiedenen Arten, den Menschen und die Welt zu betrachten, führen zu derselben Wahrheit. Niemals verwirklichte sich das Bild vom Honig am Rand des Gefäßes besser; man liest sie, angezogen vom schimmerreichen Glanz ihrer Poesie, und hat die tiefste Philosophie in sich aufgenommen.

Vielleicht haben Sie nicht alle Ihre Leser überzeugt, und ohne Zweifel schmeichelten Sie sich nie,

dem Streite, der schon dauert, so lange es Menschen gibt, ein Ziel zu setzen. Wir werden sehr schwerlich in unseren Tagen zu einer Gewißheit über jene Theodicee gelangen, die am Fuße der Felsen Idumäas schon vor 3000 Jahren Hiob und seine Freunde von einander schied und über welche auch in neuerer Zeit Männer wie Leibnitz, Clarke und Newton sich nicht vereinigen konnten. So sind auch die Meinungen über Ihre Lehren verschieden, aber ganz einig, was Ihr Talent betrifft. Haben auch nicht Alle dem Philosophen die Ehre gegeben (und wo wäre der Philosoph, der sich dessen rühmen könnte?), an der magischen Kraft, der alle Wesen gehorchen, die Welten in Bewegung setzt, Schatten, Engel und Teufel herbeiruft, die abwechselnd ganz nach Belieben uns entzückt und erschreckt, daran haben Alle den Dichter erkannt.

Und Sie selbst, mein Herr, wurden Sie hingerissen, wie Ihre Leser? haben Sie jene tiefe hehre Rührung getheilt, die Sie in Andern zu erwecken wußten?

Ich gestehe, ich bin geneigt, es zu glauben, und habe mir diese Ueberzeugung aus Ihren Werken selbst geschöpft. Diese Sprache, die wir so gar nicht gewohnt waren, die so einfach ohne alles Gesuchte, ohne witzige Antithesen die erhabensten Gedanken ausdrückt, die

vom Herzen zum Herzen spricht, kann nur einer Seele angehören, die selbst in die hohen Regionen entrückt ist, in die sie uns ruft. Die edle Reinheit Ihres Styls, die zaubervolle, ebenmäßige Harmonie Ihrer Verse — o Ihr Geist muß „jene Concerte einer idealen Welt", von der Sie sprechen und gegen welche gehalten die Wirklichkeit so unbedeutend und verächtlich erscheint, vernommen haben! Ja, die höheren Geister müssen einander große Geheimnisse mittheilen!

Und Sie wollten sich diesen entziehen, mein Herr? Was geschäftige Buchhändler, die Ungeduld des Publikums zu befriedigen, wegen der Unterbrechungen Ihrer letzten Werke verbreitet haben, hat es wirklich einigen Grund? es wäre wahr, daß Sie Beschäftigungen von unmittelbarem Interesse halben die edlen Schöpfungen Ihres Geistes hintansetzen wollen?

Ich hoffe, zur Ehre der Wissenschaften, daß dem nicht also sei. Jeder von uns hat gewiß hohe Pflichten gegen Fürst und Vaterland zu erfüllen; aber die, denen der Himmel die beseligende Mitgift des Genies, das Talent, die Natur zu entschleiern, oder zum Herzen zu sprechen, verliehen hat, haben Pflichten, die, ich muß es sagen, ohne die andern darum gering zu achten, weit erhabenerer Natur sind. Sie haben der

ganzen Menschheit, den kommenden Jahrhunderten Rechenschaft abzulegen.

Wie viele von denen, die nach und nach ans Staatsruder kamen, sahen nicht ihre besten Schöpfungen oder Vorschläge wie einen Traum verwehen vor den Planen ihrer Nachfolger, die ebenso schnell ins Nichts zerstoben! Eine Wahrheit dagegen, eine einzige entdeckte Wahrheit, ein einziges hohes Gefühl, das die Beredtsamkeit in die Herzen der Menschen eingrub, wird Jahrhunderte hindurch ohne Hinderniß zum Wohl unzähliger Geschlechter fortdauern und den Namen ihres Entdeckers bis in die fernste Nachwelt tragen.

So dachte Ihr erlauchter Vorgänger.

Beinahe zu gleicher Zeit trat er in zwei Carrieren ein, die er so ehrenvoll durchlaufen; er hat keine der andern aufgeopfert, und wie er mit den Wissenschaften sein Leben begonnen hatte, so beschloß er es auch mit denselben.

Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich in dieser Beziehung ein wenig abweichender Meinung bin; ich glaube behaupten zu dürfen, daß die Mannigfaltigkeit seiner Arbeiten ihren Grund nicht sowohl in den äußeren Umständen, als in dem großen Umfang seiner Fähigkeiten hat, daß er mehr noch er selbst, als der Mann seines Jahrhunderts gewesen ist, überhaupt, daß ihm,

um zu den höchsten Ehrenstellen zu gelangen, die Wirren der Revolution keineswegs nothwendig waren.

Ein so gewaltiger Geist, wie der seinige war, mußte zu jeder Zeit sich Bahn brechen. Dem Monarchen, der in Colbert, dem unbekannten Diener eines seiner Minister, den künftigen Wiederhersteller von Frankreichs Glück gewahr wurde, wäre auch Daru's bedeutende Fähigkeit nicht entgangen, der gleich Anfangs auf einer höhern Stufe, als Colbert, stand, und er hätte sich wohl gehütet, ihn in Unthätigkeit zu belassen. Dieser Geist konnte dem Mann der neuen Zeit nicht entgehen, der jedes Talent aufs Beste für sich zu verwenden verstand. Sobald er ihn kennen gelernt hatte, mochte es sich nun um die Versorgung des Heers, um die Organisation der besiegten Provinzen, um Rüstungen zu neuen Siegen während eines kurzen Waffenstillstands handeln, immer stand Daru oben an. Intendant der Armee, Commissär für Ausführung der Traktate, Administrator der eroberten Länder, Minister, überall entwickelte er dieselbe Geisteskraft, dieselbe Charakterstärke, dieselbe Thätigkeit. Da sah man Nichts von dem lahmen Gang der Geschäfte, der sonst in dem Kabinete wahrzunehmen ist. Nach dem General liegt auf dem Administrator die schwerste und nächste Verantwortlichkeit. Diese

Menge Untergebener, die für ihr Land Blut und Leben geopfert, fordert zwar nur die Nothdurft ihres Leibes von ihm, aber sie fordert stürmisch. Ihren verschiedenen Massen in allen jenen verwickelten Bewegungen, die das Genie des Feldherrn combinirt, folgen, in jedem Augenblick ihre Anzahl auf jedem Punkte berechnen, das Material, worüber man gebietet, ganz genau vertheilen, Ueberschläge machen, was das Land liefern kann, die Entfernungen, die Beschaffenheit der Wege kennen und darnach die Transportmittel einrichten, damit am bestimmten Tage auch die allerkleinste Heeresabtheilung auf das Jota hin erhalte, was sie bedarf — da hat man eine kleine Idee von der umfassenden Thätigkeit eines Administrators der Armee. Schleicht sich in seine Berechnungen der geringste Fehler ein, so sind die schönsten strategischen Combinationen umsonst, ganze Schaaren von Tapfern verbluten sich vergebens, ja, das Vaterland kann ein Opfer eines einzigen Irrthums von seiner Seite werden, in diesem schrecklichen Spiele des Kriegs, wo der kleinste Zufall oft die traurigsten Folgen hat. Bei beinahe gleicher Verantwortlichkeit, wie unverhältnißmäßig die Mittel!

Der General gebietet über die allmächtige Triebfeder des Ruhms, mit diesem Worte ist er gewiß, Alles von den französischen Soldaten zu erhalten.

Zu oft kann der Verwaltungschef nur schamlose Spekulanten verwenden, die keine Ehre haben als das Geld, deren Gewinnst mit den Verlegenheiten wächst, welche zu vergrößern und zu vermehren für den feinsten industriösen Kunstkniff bei ihnen gilt; Leute, auf die man ein scharfes Augenmerk haben muß und die für das Heer und den Schatz so gefährlich, als die ganze feindliche Streitmacht sind. Und diese Schwierigkeiten, die schon für gewöhnlich so groß sind, wie wuchsen sie erst auf dem unermeßlichen Schauplatz, auf dem die Kriege unsers Jahrhunderts geführt wurden und wenn mit einer ans Wunderbare grenzenden Schnelligkeit unzählige Armeen in wenigen Wochen ins Herz des feindlichen Landes geführt wurden! Welche rastlose Thätigkeit! wie viel schlaflose Nächte! wie viel Sorgen und bittere Unruhe! Nachlässigkeit der Untergebenen, Unordnung der Truppen, Raubgier der Anführer, Klagen der Völker, Zorn des Oberherrn, Alles mußte man zu ertragen wissen, Alles einem einzigen Gegenstande zum Opfer bringen, dem Wohle der Armee.

Dafür war Daru stets der Mann. Die zwei Worte seines Herrn, die Sie angeführt haben, charakterisiren ihn vollkommen. Nichts konnte ihn aus der Fassung bringen, in physischer, wie in geistiger

Beziehung; im Glück wie im Unglück bewahrte sich sein athletischer Körper frisch und gesund wie sein Kopf; immer die gleiche Genauigkeit in seinen Anordnungen, die gleiche Klarheit in deren Ausführung, eine Klarheit, die er, wenn es Noth that, mit wunderbarem Scharfsinn auch Andern mitzutheilen wußte; er zerstreute beim ersten Blicke alle Wolken und deckte in kürzester Frist alle Kniffe auf, die man in undurchdringliches Dunkel gehüllt zu haben vermeinte. Ich habe nicht nöthig, den glänzenden Beweis anzuführen, den er neulich von diesem Talent zu geben Gelegenheit hatte. — Nach langer Thätigkeit auf diesem Posten übertrug man ihm einen andern, beziehungsweise ruhigeren, der von großem Zutrauen zeugte. Doch nöthigte man ihm bei der Rückkehr aus jenem Feldzuge traurigen Andenkens, der gegen seinen Rath unternommen worden war und dessen maßloses Unglück seine Voraussicht rechtfertigte, das alte Amt wieder auf, und zwar, nachdem bereits Alles verloren war; als das Schicksal schon seinen Willen ausgesprochen und unser armes Heer unwiderruflich zu jenem Mißgeschicke verdammt hatte, dem seit den Zeiten Cambyses oder Attila's Nichts in der Geschichte gleicht.

Der Armee meistens zu Fuß vorausgehen, oft mehrere Tage lang einer Kälte von achtundzwanzig

Graden Trotz bietend, das Wenige, was die Feinde übrig gelassen oder jene Schaaren, aus denen mit dem Unglück alle Disciplin verschwunden schien, nicht zerstört hatten, für sie sammeln, in diese ungeheure Verwirrung ein wenig Ordnung bringen — all das war ihm möglich. In seiner ganzen Größe aber zeigte er sich im folgenden Jahre, als Frankreich, das kaum eine Armee von dreimalhunderttausend Mann verloren hatte, wie durch Zauberei eine neue beinahe eben so starke auf die Beine stellte, die in wenigen Monaten demselben Schwindelgeiste, der die erste vernichtet, zum Opfer fiel.

Nun — und dieser Mann, den die Geschichte unsrer Zeit stets als eine ihrer Haupttriebfedern darstellen wird, als ein wesentliches Werkzeug jener riesenhaften, vielfachen Expeditionen, wie sie die Geschichte keiner Zeit aufweisen kann, das ist derselbe, der so viel anmuthige Verse gemacht, der den mannigfaltigsten, schwierigsten Dichter übertragen hat, und wenn das Ziel, das er vor Augen hatte, auch unerreichbar war, demselben doch näher gekommen ist, als irgend einer seiner Vorgänger. Das ist derselbe Mann, der die Geschichte jener grausamen finstern Regierung in ein ganz neues Licht gestellt hat, jener Regierung, der es auf die schrecklichsten Verbrechen, die niederträchtigsten

Laster nicht ankam, wenn sie nur dazu dienten, sie zu stützen, und deren schmachvoller Fall beinahe nothwendig war, um die Vorsehung zu rechtfertigen, die ihr eine so lange Dauer bewilligt hatte.

Derselbe Mann hat auch in zwei großen Staatskörperschaften mit Takt und Einsicht zahllose, wichtige Fragen der höhern Gesetzgebung behandelt.

Brauche ich noch zu erwähnen, doch Ort und Zuhörer werden mich entschuldigen, daß derselbe Mann Trotz seiner vielfachen Beschäftigungen, als Mitglied zweier großer Akademien, sich hier immer als Einer der Thätigsten und Beharrlichsten erwies; daß er, beide mit gleicher Liebe umfassend, dem Ruhm der einen das Talent weihte, dem er die Berufung in die andere verdankte, und daß er die letzten Tage eines nur zu kurzen Lebens damit hinbrachte, mit den Wundern des Himmels das nicht weniger große Wunder des menschlichen Geistes, der ihre Gesetze zu ahnen vermochte, zu besingen? Das war für ihn wieder eine ganz neue Beschäftigung. Der Uebersetzer des Horaz, der Geschichtschreiber Venedigs, sah sich genöthigt, um die unsterblichen Entdeckungen eines Copernikus, Kepler, Newton und Laplace zu verherrlichen, der Schüler dieser Männer zu werden.

Und man glaube ja nicht, daß er zu so vielen politischen, literarischen oder wissenschaftlichen Arbeiten Augenblicke verwandte, die ihm seine Administrations-Geschäfte völlig freigelassen hätten. Mit Daru zu reden, Alles ging nebeneinander her. Er dichtete mitten im Waffenlärm, und war er gerade gar zu sehr beschäftigt, nachzudenken oder niederzuschreiben, so war er doch darauf bedacht, Materialien für künftige Werke zu sammeln. Sein Gedicht über die Alpen entstand während jenes bewegten Feldzugs, in dem Massena eine drohende Feindesschaar zurücktrieb. Mitten im Tumult, den der Sturz Venedigs erregte, faßte er den Plan zu seiner Geschichte; das Einzige, was er sich als seinen Antheil an der Beute vorbehielt, waren jene wichtigen Dokumente, die die belegenden Aktenstücke seines Werkes bilden. Den Plan zu seiner Geschichte der Bretagne faßte er in noch stürmischeren Augenblicken, da Frankreich sich selbst im Innern zerfleischte. Seinen Horaz vergaß er keinen Augenblick; in jedem Lager, jedem Bivouac fand er einige freie Minuten, die er ihm widmete. In den Schreckensgefängnissen, beinahe im Angesichte des Schaffots, schrieb er jene launige Epistel an seinen Kerkermeister, Horazens so würdig, und zwar Horazens des Stoikers, (denn Sie haben ja wohl vorhin bemerkt, mein Herr,

daß es zwei dieses Namens gab), in dem er ihm bewies, daß er, der Kerkermeister, eigentlich Gefangener sei, und er selbst, der Dichter, unter Schloß und Riegel frei und freudig das ganze All durchschwebe.

Daru selbst enthüllt uns das Geheimniß jener Thätigkeit, die Nichts unterbrechen konnte, vollständig in den schönen Worten einer seiner ersten Vorreden: „Unter den schwierigsten Umständen des Lebens ist eine edle Anwendung der Zeit möglich, die dem Menschen Alles Glück und Ansehen gibt, das ihm zukommt.“

Ja, mein Herr, diese edle Anwendung der Zeit, diese geistige Thätigkeit ist, ich will nicht sagen, der Trost, den die Vorsehung uns in jedem Unglück sendet, denn es gibt Unglück, da kein Trost Etwas vermag — leider der Fall bei Ihnen — aber immerhin von allen Linderungen, die sie für unsere Schmerzen bereit hat, die sicherste, die dem Weisen am ehesten zu Gebot steht. Darf er sich daneben noch eines Freundes rühmen, welche Widerwärtigkeiten des Lebens könnte er mit Hülfe dieser beiden nicht ertragen?

Freundschaft und rege Schaffenslust waren es, die schon bei ihrem Beginne die Mitglieder der französischen Akademie zusammenführten, und seit ihrem Bestehen bis auf den heutigen Tag ist dieselbe diesen beiden treu geblieben. Kommen Sie, mein Herr, theilen Sie mit

uns; theilen Sie unsre Wünsche für das Wohl des Fürsten, für das Wohl Frankreichs, das von jenem unzertrennlich ist. Vielleicht findet Ihr Schmerz in unsern Beschäftigungen einige Zerstreuung; vielleicht ist Ihr Triumph derjenigen nicht so fremd geblieben, der Ihre kindliche Zärtlichkeit so gern diese Huldigung dargebracht hätte. Wenn die Bewohner des Himmels Theil nehmen an den Ereignissen dieser Welt, so ist es ohne Zweifel, wenn sie von den Menschen die anerkannt und geehrt sehen, die von den Geschenken des Himmels immerdar einen edlen Gebrauch gemacht haben.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Die Bestimmung der Poesie	5

Erste poetische Betrachtungen.

Erste Betrachtung. Abgeschiedenheit	63
Zweite Betrachtung. Der Mensch. An Lord Byron .	65
Dritte Betrachtung. An Elvira	75
Vierte Betrachtung. Der Abend	77
Fünfte Betrachtung. Das Thal	80
Sechste Betrachtung. Verzweiflung	83
Siebente Betrachtung. Die Vorsehung an den Menschen	88
Achte Betrachtung. Erinnerung	92
Neunte Betrachtung. Ode	95
Zehnte Betrachtung. Begeisterung	100
Eilfte Betrachtung. Zurückgezogenheit	104
Zwölfte Betrachtung. Der See	107
Dreizehnte Betrachtung. Anrufung	110
Vierzehnte Betrachtung. Der Ruhm. An einen verbannten Dichter	111
Fünfzehnte Betrachtung. Der Golf von Bajä . .	113
Sechzehnte Betrachtung. Der Herbst	117
Siebzehnte Betrachtung. Das Gebet	118
Achtzehnte Betrachtung. Das Genie. An H. v. Bonald	122

	Seite
Neunzehnte Betrachtung Lebewohl	127
Zwanzigste Betrachtung. Hymne an die Sonne . .	130
Einundzwanzigste Betrachtung Der Tempel . .	132
Zweiundzwanzigste Betrachtung. Die heilige Woche. An la Roche=Guyon	134
Dreiundzwanzigste Betrachtung. Der sterbende Christ .	137
Vierundzwanzigste Betrachtung. Die Unsterblichkeit .	138
Fünfundzwanzigste Betrachtung. Philosophie. An den Marquis von la Maisonfort	143
Sechsundzwanzigste Betrachtung. Gott. An den Abbé de la Mennais	149
Siebenundzwanzigste Betrachtung. Die heilige Dichtkunst. An H. Eugen v. Genoude.	156
Achtundzwanzigste Betrachtung. Sauls lyrische Gesänge	167
Neunundzwanzigste Betrachtung. Der Glaube . .	172
Dreißigste Betrachtung. Ode. Die Geburt des Herzogs von Bordeaux	180

Neue poetische Betrachtungen.

Erste Betrachtung. Elegie	187
Zweite Betrachtung. Der Schmetterling . . .	189
Dritte Betrachtung. Der Mandelzweig	190
Vierte Betrachtung. Betrübniß	192
Fünfte Betrachtung. Samuels Geist erscheint Saul .	194
Sechste Betrachtung. Improvisation auf das große Karthäuserkloster	203
Siebente Betrachtung. Erscheinung	205
Achte Betrachtung. An El.	208
Neunte Betrachtung. Der Engel	210
Zehnte Betrachtung. Der Tod des Sokrates . .	218
Eilfte Betrachtung. Buonaparte	287
Zwölfte Betrachtung. Die Vorspiele. An Victor Hugo	295

Seite
Dreizehnte Betrachtung. Die Weisheit . . . 311
Vierzehnte Betrachtung. Liebeslied 314
Fünfzehnte Betrachtung. Strophen 325
Sechzehnte Betrachtung. Ischia 328
Siebzehnte Betrachtung. Der sterbende Dichter . . 333
Achtzehnte Betrachtung. Abschied an das Meer . . 340
Neunzehnte Betrachtung. Die Freiheit oder eine Nacht in Rom. An Eli. Herz. v. Dev. 345
Zwanzigste Betrachtung. Trost 353
Einundzwanzigste Betrachtung. Die Sterne. An Frau von P. 357
Zweiundzwanzigste Betrachtung. Die Sterne. An L. v. B. 364
Dreiundzwanzigste Betrachtung. Das Kreuz . . 368
Vierundzwanzigste Betrachtung. Die Einsamkeit . . 374
Fünfundzwanzigste Betrachtung. Sapho 379
Sechsundzwanzigste Betrachtung. Die Vergangenheit. An H. A. v. B. 388
Siebenundzwanzigste Betrachtung. Abschied von der Poesie 398

Vermischte Gedichte.

Die Heimkehr 407
An einen englischen Dichter 409
Der ewige Jude 410
Verse in ein Album 411
Verse in das Album der Frau V. H. 412
Verse in ein Album 413
Verse in das Stammbuch der Fräulein Nodier . . 414
Charles Nodier sein Verehrer und Freund . . . 415
Eine Jungfrau 416
An Fräulein Elise Moreau 418
An eine junge Polin, Fräulein Michatowska . . 419

Seite
Antwort an einen alten Freund. An H. Ronot . . 421
Bruchstück einer biblischen Tragödie. Der Tod Jonathans des Sohnes Sauls 423

Anhang.

Rede bei der Aufnahme in die französische Akademie von Lamartine 437
Erwiederung des Baron Cuvier 475

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lamartine, Alphonse <<de>>, / Herwegh, Georg, / Roth, Theodor,

A. von Lamartine's sämmtliche Werke

Bd.: 1

1839

Coburg, Landesbibliothek -- C I 5/9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11918851-5